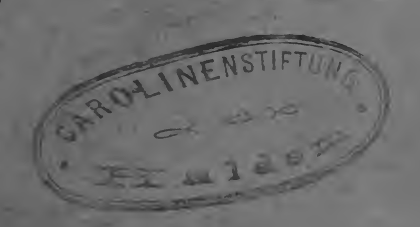

VET TES TAMEN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Erinnerungen aus Paris.

1817—1848.



Berlin 1851.

Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)

PARIS:
Friedrich Klincksieck.
11 rue de Lille.

LONDON:
Williams & Norgate.
14 Henrietta Street. Covent Garden.

Erinnerungen aus Paris.

1817—1848.

Sophie Leo

La révolution françaoise, produite parceque nous avions trop de lumières pour vivre sous l'arbitraire, a dévié de sa route parceque nous n'avions pas assez de lumières pour profiter de la liberté.

Benjamin Constant.



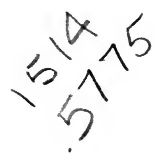
Berlin 1851.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung).

I.

Meine erste Reise nach Paris trat ich den 29 Sept. 1817 an; sie ward in leichter Kalesche mit Postpferden nach damaligen Begriffen sehr schnell zurückgelegt, dennoch kam ich erst den 7 October an. Zu jener Zeit hieß das schnell reisen.

Meine Reisegefährten waren Franzosen, von denen der eine früher Adjudant von Dumouriez, folglich ein alter Emigrant war. Eine mich stets angenehm unterhaltende, liebenswürdige Redseligkeit war damals fast allen alten Franzosen vom ancien régime eigen. War nun gleich dieser Ausdruck der Republik nicht genehm, so konnte doch ein gewisser feiner Anstand, früher dem französischen Adel allein eigen, erst mit der folgenden Generation vernichtet werden.

Die Franzosen, in Masse genommen, haben offenbar diese Vorzüge mit den Schlössern zugleich zerstört und später empfunden, daß nur die Schlösser leicht wieder herzustellen waren. Der Deutsche, der nicht etwa lange unter den Franzosen lebte, macht sich keine Vorstellung davon, wie gern dieser sein Landhaus »mon château« nennt, und während eines mehr als dreißigjährigen Aufenthalts in Frankreich gelangte ich



zu der sichern Erfahrung, daß, wenn Verderben bringende Vorrechte des Adels einerseits zum Heil abgeschafft wurden, anderseits verderbte Sitten sich mehr allgemein verbreiteten. 1817, als noch viele lebten, welche ihre Erziehung vor 1789 erhalten hatten, waren die Formen des Benehmens der Franzosen unbedingt ausgezeichneter als heute.

Mein Reisegefährte nahm an Lebhaftigkeit zu, je näher wir den belgischen Schlachtfeldern kamen, auf denen Dumouriez noch zur Ehre der Republik sein Blut verspritzt hätte. Dieser alte Emigrant erinnerte sich deutlich der erlebten welterschütternden Begebenheiten und wußte noch viele einzelne Thatsachen jener fabelhaften Schlachten zu erzählen, fabelhaft durch das Gelingen, was man bis dahin durch ganz andre Mittel allein möglich glaubte.

Ich wußte von der französischen Revolution damals etwa so viel, als alle jungen Frauenzimmer vor mehr als dreißig Jahren in den höchst unvollkommenen Bildungsanstalten gelernt hatten. 1789, hieß es, empörte sich das Volk in Paris, nahm die königliche Familie in Versailles gefangen und köpfte sie und viele Andre. Mirabeau war ein großer Redner, Lafayette ein zweideutiger Charakter und Robespierre verfolgte das kopfabschlagende Princip, bis sein eigner abgeschlagen ward, und somit war die Revolution zu Ende.

Von Dumouriez hatte ich allerdings in meiner Kindheit reden hören, hätte aber kein Urtheil haben können, da meine Geburt erst nach seinem völligen Abtreten vom Schauplatze fällt. Heute erscheint er mir fast größer als die andern Helden jener Epoche, die für eine Sache entbrannten, welche

man Freiheit nannte, um sie zugleich zum blutigen Morde, zur Rache, zum Raube zu benutzen.

Ja, er war schön, er war göttlich der erste Impuls zur Freiheit, welchen die Franzosen 1789 Europa gaben, aber sie hielten nicht was sie versprachen. Der Götterfunken ward in ihren Händen ein verheerender Feuerbrand, der die angefachte Sympathie wieder erstickte.

Dumouriez hatte sich nie muthlos gezeigt, auch dann nicht, als er durch seine Flucht den Muth hatte, einer falschen Freiheitsgöttin die heuchlerische Larve abzunehmen und eine Sache zu verlassen, welche, edel begonnen, von Abenteurern aller Art bis in den Schlamm niedriger Verbrechen hinabgezogen ward. Nein, er war einem Vaterlande nichts mehr schuldig, das sich willenlos von blutdürstigen Mördern regieren ließ, das seinen Freiheitstraum unter den edelsten Denkern begonnen hatte, um ihn unter einem blödsinnigen Trunkenbolde wie Henriot zu enden. Da das Vaterland auf keine Weise mehr durch wirkliche Freiheit, in Gegenwart des Bluttribunals, zu retten war, so war jeder, selbst ein General, in seinem Rechte sich selbst zu retten. Der Guillotine Köpfe entziehen hieß dem Vaterlande Dienste leisten. Er hatte seine Tapferkeit längst bewährt, und zeigte jetzt den Muth die Modephilosophie der falschen Scham zu verachten.

Durch die wenigen Worte, welche der General Dampierre seinem Sohne zurief, erklärt sich die Tollkühnheit vieler Hochgestellten der damaligen französischen Armee. Dampierre spornte sein Pferd gegen eine Redoute; sein Sohn, der ihm als Adjudant zugesellt war, ruft voll Entsetzen:

„Wohin eilen Sie, mein Vater? Sie gehn ohne Zweck einem sichern Tode entgegen!" —

„Ich weiß es," antwortete der Vater ruhig, „aber ich ziehe es vor, auf dem Felde der Ehre als unter dem Messer der Guillotine zu sterben." — —

Gehörte nun mein Reisegefährte gleich zu denen, die von ihrem Vaterlande arge Mißhandlungen erlitten hatten, so war die Vaterlandsliebe doch sehr lebendig bei ihm und sein Verdruß wuchs zunehmend, je mehr er sich von fremden Truppen umgeben sah. Der ganze Norden Frankreichs war noch von den Armeen der vereinigten Mächte, welche nach Napoleons Verbannung auf St. Helena die Bourbons abermals nach Frankreich zurückgeführt hatten, besetzt. Waterloo lebte noch in aller Munde und der Royalist knirschte über diese Schmach gleich dem Bonapartisten. Mein Alter war wüthend, namentlich darüber, daß Fremde die Besatzungen der Festungen inne hatten, und daß er seinen Paß von Preußen, Russen, Engländern mußte visiren lassen, und ganz außer Fassung brachte ihn die Idee, daß die große gloire française in den Staub getreten war. Obgleich seit Jahren in Deutschland lebend, war er gänzlich der ächte Typus des damaligen Franzosenthums.

Dieselbe Wuth über Frankreichs Besetzung von fremden Truppen, eine Besetzung, welche kaum drei Jahre währte, obgleich die Franzosen seit der Belagerung von Mainz bis zur Schlacht bei Leipzig Deutschland volle zwanzig Jahre verheerten, fand damals in Paris in allen Ständen statt. Alle kleinen Boulevardtheater spielten darauf bezügliche Stücke,

alle Schlußcouplets baten die Fremden um baldigen Abschied, alle Kupferstichläden waren angefüllt mit Karikaturen auf Engländer und Preußen; nämlich deutsche Militärpersonen hießen ohne Unterschied Preußen. Gegen Russen äußerte sich der persönliche Haß damals weniger und mit Neugier zeigte man sogar im Theater auf Rostopschin, den Anstifter des Brandes von Moskau. Der Russenhaß entwickelte sich viel bestimmter unter Nikolaus, Alexander war dagegen persönlich beliebt. Genau genommen waren nur Preußen verhaßt, wogegen die Engländer unaufhörlich zur Zielscheibe des Witzes und Spottes dienten. Sprache, Gebärde, Kleidung gaben eine ganze Reihe von Theaterstücken und Karikaturen.

Schmerzte der bei Waterloo eingebüßte Ruhm, so schmerzte nicht minder die Milliarde Franken Contribution, welche die Mächte sich aus Frankreich zurückholten. Welche unermeßliche Reichthumsquellen das Land indessen in jeder Art besitzt, beweist die statistische Berechnung, daß in weniger als fünf Jahren die ganze Milliarde schon auf tausendfache Weise durch den größern Verkehr im Frieden, namentlich durch Handel mit England, den Weg nach Frankreich zurück gefunden hatte, und doch war Frankreichs Industrie damals bei weitem noch nicht zu ihrer späteren Höhe gelangt.

Da mich meine Verhältnisse zuerst in die angesehene pariser Finanzwelt führten, so bemerkte ich bald, daß diese hier eine förmliche Rolle spielte. La haute finance war beinahe ein Titel. Nach deutschen, besonders nach kleinbürgerlichen Begriffen waren die Assembleen dieser einflußreichen Geldmächte durchaus nicht angenehm zu nennen, denn Tanzpartien, die

es erst im Spätwinter gab, abgerechnet, war keine Art von Unterhaltung vorbereitet.

In einem augenverblendenden, luxuriösen Prunkgemache, dessen Wände von Spiegeln und Vergoldungen strahlten, bildeten fürstlich in Sammt, Atlas und Juwelen gekleidete Damen einen weiten Kreis, dem sich zuweilen die freier umhergehenden Männer näherten. Die Damen redeten wenig, leise flüsternd oder gar nicht, im Ganzen war der Ton steif und kalt, dennoch wurden solche Cirkel auch von bedeutenden Personen besucht und so hatte man hin und wieder Gelegenheit, Männer, auf die ganz Europa den Blick richtete, zu sehen und sie reden zu hören. Letzteres war freilich nicht so oft der Fall, als man gewünscht hätte, denn war die Wirthin etwa, wenig beweglich oder zuvorkommend, nicht gewandt genug, das an ihrem Salonhorizonte erscheinende Meteor in den Damenkreis zu ziehen, so bemächtigten sich seiner die Herren und führten es mit sich in entferntere Säle.

Eine vortheilhafte Ausnahme von der herkömmlichen steifen Etikette machte zuweilen der Salon einer Madame Thuret, Gemalin eines Holländers, welcher in Paris damals eines der angesehensten Banquierhäuser etablirt hatte. Dem Herrn Thuret war weder die französische Sprache noch das Wesen des Honneursmachen so recht geläufig; er wandelte in seinem höchst modern herausstaffirten Hotel ziemlich unbehülflich und beinahe altfränkisch umher und wer nicht grade von Geschäften zu reden verstand hatte wenig Berührungspunkte mit ihm. Damals machte er mir den Eindruck, als gelte er wenig in seinem an Pracht und Glanz alles übertreffenden Hause,

worin er sich so wenig bemerkbar machte. Um so mehr war ich erstaunt ihn nach Jahren in eine fremde Bankerottangelegenheit mißlich verwickelt zu sehn.

Die Familie löste sich in der Folge auf, erdrückt von Gram über das traurige Verhängniß, welches über sie heraufbeschworen ward. Eine schöne Tochter, damals noch Kind, starb kaum vermählt, die liebenswürdige Mutter folgte ihr bald ins Grab. Als ich sie kennen lernte, schien ihnen Glück und langes Leben gesichert.

In der Zeit ihres Glanzes war Madame Thuret, obgleich weder ausgezeichnet schön, noch besonders geistreich, doch sehr bemerkenswerth. Grazie, Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Geschick und Leichtigkeit, Geschmack und Anmuth waren ihre zweite Natur, ihr angeborenes Wesen. Man erzählte, sie wäre die Tochter des holländischen Statthalters von Surinam und holländisch, englisch und französisch zu reden war ihr gleich geläufig. Durch die bedeutenden Verbindungen der Familie ward sie beständig in Anspruch genommen und somit der wahre Schutzengel aller ihr empfohlenen Holländer und Engländer, worunter, wie man leicht denken kann, die Anzahl der Ungelenken nicht klein war. Besonders war durch die lange Absperrung Englands und der Colonien jeder, der damals von jenseits des Meeres kam, auffallend in Kleidung und Bewegung.

Madame Thuret war zu groß und zu mager um schön genannt werden zu können, dagegen waren die Gesichtszüge und ihr liebenswürdiger Ausdruck wahrhaft reizend; Hände und Füße konnten als Schönheitsmodelle gelten und ihr stets ihrem Körper angemessener, geschmackvoller, reicher Putz kleidete

sie fürtrefflich. Freilich hatten wir die damalige Mode der übermäßig vollen, gesteiften Halskrausen ihrem allzu langen magern Halse zu verdanken, aber es war nicht ihre Schuld, daß die Dick- und Kurzhalsigen der Mode fröhnten. Diese Halskrausenmode peinigte bald darauf das ganze schöne Geschlecht Europas, denn in jener Zeit war Madame Thuret, wie früher Madame Recamier oder sonst eine den Ton angebende Dame, die Modeerfinderin für Paris, das ist genug um zu sagen, für die ganze Welt. Ich glaube nicht, daß es ihre Absicht war, aber sie gefiel und ward nachgeahmt. Wo und wie sie sich öffentlich erblicken ließ, ward sie bemerkt, über sie gesprochen und namentlich in der Chaussee d'Antin, diesem Quartier eleganter Boutiken, ward oft eine unschlüssige Käuferin in ihrer Wahl durch die Versicherung geleitet, Madame Thuret hätte ähnliches. Bei alle dem war sie bescheiden und zurückhaltend. Ihr verdankten die Damen auch zuerst die kecke Abschaffung der griechisch sein sollenden kurzen Taillen, womit die Pariserinnen, ihrem bewährten Rufe für Geschmack zum Trotze, lange Jahre der Welt das Beispiel gaben, daß man die schönsten körperlichen Formen durch schlechte Anordnung der Gewänder entstellen kann.

Ich muß es zur Ehre jener Dame sagen, daß neben der Ambition in Kleidung, Hausgeräth, Fuhrwerk, Tafel, Dienerschaft möglichen Glanz auszubreiten, Einfachheit im Benehmen auch einen Theil ihrer Bestrebungen ausmachte. In ihrem Hause herrschte selbst damals, nach englischer, holländischer und auch wohl anderer nordisch gesitteter Völker Art, neben der Pracht auch überall große Reinlichkeit, im übrigen Paris

war man aber noch sehr weit entfernt davon und von der heutigen pariser Reinlichkeit, wie überhaupt von dem Comfort in den Gemächern wohlhabender Leute war damals keine Spur. Ich erinnere mich lebhaft, daß einer der jüngeren Associés des Herrn Thuret (er hatte deren mehrere) als junger Ehemann einen Ball gab, und obgleich der junge Mann reich war und ein reiches Mädchen geheirathet hatte, wohnte das junge Ehepaar nach damaliger pariser Sitte bei den Schwiegerältern, die ihr prächtiges Hotel, um noch reicher als reich zu werden, bis zum vierten Stockwerk vermiethet hatten. Diese vierte Etage bewohnte die ganze Familie vereint. Neben dem pariser Glanz frappirte mich nicht minder der damalige pariser Schmutz, und so wüßte ich mein Erstaunen nicht zu schildern, als ich gezwungen war auf den vier wahrhaft kothigen Treppen meine Kleider so hoch als möglich aufzunehmen, um reinlich im Ballsaal zu erscheinen. Madame Thuret war schon angelangt, und hatte ihr rosa Atlaskleid mit einem handbreit juwelenen Gürtel um die Taille geheftet und das lange, mit Juwelen bestreute Band bis zum Saum des Rockes vorn herabhängen lassen. Mit aller dieser Pracht war sie aber stets beweglich, leicht und graziös. Ihr, wenn auch nicht tiefer, doch sehr mobiler Verstand machte die Unterhaltung bequem und so wußte sie eines Abends den plötzlich in ihrem Salon erscheinenden Erzbischof von Mecheln mit gewandtem, kaum bemerkbarem Entgegenkommen dem Damencirkel zuzuführen.

II.

Das Aufsehen, welches Herr von Pradt, Erzbischof von Mecheln, damals auf so vielfache Weise machte, ist seitdem von tausend andern Weltbegebenheiten längst in den Hintergrund gedrängt, zu jener Zeit aber war er der erste von denen, die man als Napoleons Creaturen angesehen hatte, der mit seiner Schrift: Histoire de l'ambassade dans le grand-duché de Varsovie gleichsam einen Feuerbrand in die politischen Discussionen schleuderte, denn man muß nicht vergessen, daß Napoleons Steigen und Fallen damals fast allein das Thema zu politischen Gesprächen gab.

Man hatte Herrn von Pradt in Paris als Abbé aus der Auvergne kommen sehen, ihn dann vor der Revolution als Großvicar des Erzbischofs von Rouen gekannt. Je mehr er sich in der constituirenden Versammlung als eifriger Royalist gezeigt hatte, desto bemerkenswerther war seine Ernennung als Almosenier bei dem Kaiser, dem er 1804 zur Krönung nach Mailand folgte; dort ward er zum Bischof von Poitiers ernannt, 1811 zum Erzbischof von Mecheln und endlich erhielt er 1812 trotz aller kirchlichen Würden den in der damaligen Krisis so schwierigen Gesandtschaftsposten in Warschau.

Kann sich die seit 1814 herangewachsene Generation heute noch einen lebhaften Begriff davon machen, was es damals hieß: „Er war Napoleons rechte Hand", so begreift man auch die Aufmerksamkeit, welche man einem Manne schenkte, über den dem Kaiser die Worte entfahren waren: »Un homme de moins, et j'étais le maître du monde!« — — auch vergaß monsieur l'archevêque de Malines, wie die Ehrentitulatur lautete, nicht, trotz aller Invectiven gegen den gefallenen Kaiser, sich jenes Ausrufs zu rühmen, als Beleg für seine eigene Wichtigkeit.

Alle Schuld an dem Verlust des Großherzogthums, welche Napoleon auf Herrn von Pradt wälzte, wälzte dieser wiederum auf Maret, Herzog von Bassano. Alles dieses besprach die pariser Gesellschaft damals mit Lebhaftigkeit. Der Zweifel an der Möglichkeit eines Falls Napoleons und seiner Heere erhielt sich fast noch nach dem Falle und schon saß der Exkaiser auf St. Helena als Opfer grausamer Rache, als noch keiner in Frankreich so recht frei gewagt hatte die unzähligen Fehler, Irrthümer und gräßlichen Vexationen bekannt zu machen, die Minister, Generale, Rathgeber, Administratoren, kurz jene ganze Masse sich hatte zu Schulden kommen lassen, welche vom Beginn des Sommers 1812 über Polen nach Rußland getrieben ward.

Sehr klar setzte Herr von Pradt auseinander, wie bei seiner Ankunft in Warschau die Unmöglichkeit jenen Feldzug mit Glück zu beenden keinem Zweifel unterlag, wie des Kaisers durchdringendem Blick alle unsäglichen Schwierigkeiten nicht entgangen sein konnten, wie dieses aber nur seinen Ehrgeiz

heftiger spornte, denn wann hätte den Kaiser die Idee, daß das Blut von Tausenden unnütz verspritzt würde, von einem ehrgeizigen Plane zurückgehalten? — Der Versuch war immer zu wagen.

„Der Kaiser," rief er aus, „ist der größte Mathematiker unserer Zeit und um sein Eroberungssystem zu ergänzen, gehörte noch Rußland in die Reihe der europäischen Unterwerfungen. Der sonderbare Charakter dieses Fürsten läuft eigentlich in seinem ganzen Umfange hierauf hinaus. Er wünscht heftig, faßt schnell, schiebt dann theils mit Illusion, theils durch den festen Glauben an seine Macht, alle Schwierigkeiten im Gedanken bei Seite; seine Imagination war sein stachelnder Sporn. Wenn es erlaubt wäre sich also auszudrücken, so würde ich sagen er ossianisirt*) auch bei Geschäften. Wer seinem Wege genau folgte, erkannte bald, daß er sich ein eingebildetes Spanien schuf, einen nach seiner Art eingebildeten Katholicismus, ein eingebildetes England, eingebildete Finanzen, einen eingebildeten Adel, mehr noch ein eingebildetes Frankreich und in letzter Zeit einen eingebildeten Congreß. Eine Stunde bevor ihn die Bischöfe des Conciliums in Masse verließen, bewies er mir noch sie wären sein. Logisch schweift er ab und verläßt den Ausgangspunkt. Dem spanischen Volke schob er seine eigenen Ideen und seinen Charakter unter und ahnte nicht einmal den wahren Katholicismus, als er die Debatten mit dem Papste und der wahren Kirche Frankreichs eröffnete. Er behauptete

*) Ossian gehörte zu des Kaisers Lieblingsdichtern.

gegen mich, daß Voltaires Glauben, genau genommen, der von ganz Frankreich sei, anstatt, daß vom niedrigsten Gläubigen bis zum höchsten Weihbischof es nicht einen Franzosen gab (ich meine von den Gläubigen), der sich vom Papste losgesagt hätte. Je mehr der Papst zurücktrat, desto gegenwärtiger war er den Augen Aller. Gleichfalls in Verzweiflung darüber, daß der Credit fortwährend vor ihm floh schleuderte er mehrere Jahre hindurch Verwünschungen und Schmähschriften gegen den öffentlichen Credit, denn er hoffte hiermit Englands Credit zu vernichten. Er sah es nicht, daß er seine Kräfte zur Verarbeitung von Waffen verbrauchte, die, sich eines Tages gegen ihn wendend, ihn selbst treffen würden."

Diese Urtheile von Pradts, die das Thema seiner Brochuren wie seiner Unterhaltung lieferten, wurden in der Gesellschaft, worin er persönlich bekannt war, ins unendliche besprochen. Nicht jeder war seiner Meinung, aber alle hörten ihn gern reden und mit verdoppeltem Eifer hoben die Gegner Napoleons das Factum hervor, daß ihm über seinen Einfall in Rußland der Ausruf entfahren wäre: „Es war eine Grille von mir! — un caprice."

Herr von Pradt war von mittlerer Größe, damals beinahe funfzig Jahre alt, sehr lebhaft, beweglich, namentlich mit Gebärden und Blick, und wie fast alle bedeutenden Franzosen mittheilend. Er beklagte sich zwar über des Kaisers momentane Redseligkeit, schien aber selbst nicht minder Freude an Unterhaltung zu finden. An jenem Abend besonders, an dem sich noch andere politische Sommitäten seiner Meinung

eingefunden hatten, blieb er der Mittelpunkt des Thuretschen Cirkels.

Ob nun gleich von Pradts Schriften und Aeußerungen sehr decidirte Gegner fanden, so fand auch wiederum bei den Finanzleuten der Ausspruch, daß Napoleon trotz seines großen Genies den öffentlichen Credit mißverstanden hätte, vielen Beifall. Hier bekam ich zum ersten Male einen Begriff von dem bedeutenden Einfluß der Finanzwelt auf die Politik und wiederum von dem Einfluß der Cabinets- und Bajonetsbewegungen auf die Finanzoperationen und so bot mir denn, von dieser Seite betrachtet, jene Gesellschaft mehr Unterhaltung als ich anfänglich wähnte. Fast möchte ich es Belehrung nennen.

Die öftere Erwähnung, welche ich von nun an von dem großen Buche hörte, dem Fußgestell des hier so viel besprochenen Credits, erregte den Wunsch bei mir, Cambons Idee, der man trotz des Mißlichen unmöglich das Gute absprechen kann, klarer aufzufassen und ich widmete mit Eifer einem Gegenstande Aufmerksamkeit, welcher so auffallende Theilnahme bei so vielen angesehenen Personen hervorbrachte. „Wie steht die Rente?“ war bei jeder bedeutenden öffentlichen Begebenheit die allgemeine Frage, die ich von Frauen nicht minder als von Männern, und zwar von beiden aus den verschiedensten Ständen, hörte. Leicht war die Verzweigung dieser viel besprochenen Rente mit dem großen Buche zu begreifen.

Die wenigen, denen in der Welt Cambons Namen bekannt ist, sind vielleicht zu zählen, wogegen gewiß alle, die den

Staat in jeder Beziehung zum Abgrund führten, keinem unbekannt blieben. Es ist dieses eine der traurigen Eigenheiten mehr, welche als Ergebnisse mörderischer Revolutionen anzusehen sind.

Cambon mit seinen eminenten Finanzkenntnissen gab die erste Idee zur theilweisen Verbesserung der gänzlich in Mißkredit gefallenen Staatsschuld; denn als die Republik durch das Uebermaß von Assignaten einen vernichtenden, unausbleiblichen Bankerott herbeiführte, ward das Elend Frankreichs, so unermeßlich es schon schien, noch um vieles vermehrt. Den Hungertod vor Augen beneidete man fast die Hingerichteten, weil mit diesem Bankerott dem zurückgezogenen kleinen Bürger der Sparpfennig eines mühsam verbrachten Lebens geraubt ward; die Stütze seines Alters sank dahin, da drang Cambons Vorschlag durch, die Trümmer dieses Staatsgesammtvermögens in ein großes Schuldenbuch eintragen zu lassen, um wenigstens des Staates guten Willen einer partiellen Verzinsung zu beweisen, und war von ungemein wohlthätigem Einfluß.

Da man alles verloren sah, so ging es hier im Großen wie es nur zu oft im Kleinen geht; man war froh etwas zu retten. Nach mehreren Reductionen wurde endlich ein Drittel vermittelst ausgelieferter Einschreibungen auf den Namen der Gläubiger consolidirt, die man heute schlichtweg fünfprocentige Rente nennt. Das große Buch, in dem öffentlichen Schatzgebäude aufbewahrt, führt demnach Rechnung über die, dem Publikum verschriebene Rente, denn es ward der sonderbare Gebrauch in Frankreich, nicht das Capital,

sondern die Revenue schuldig zu werden und zu verschreiben, und zwar entstand hierüber später, als unter Villèle von Rückzahlung der fünfprocentigen Rente die Rede war, eine sehr heftige Polemik, denn man behauptete kein Capital zurückzahlen zu können, indem nur immer Renten verschrieben waren. Die Uebertragung von einem zum andern geschieht zur Bequemlichkeit des Publikums im Börsengebäude selbst.

Da nun jede politische Nachricht Zutrauen oder Mißtrauen für oder gegen den Staat erweckt, so wird oft die Börse durch den Andrang der Käufer und Verkäufer beinahe den Höllenregionen des Dante zu vergleichen, wo die einst auf Erden Habsüchtigen sich gegenseitig zerfleischen. Also wird, was zur Linderung eines Uebels erdacht war, zum Erwecken anderer Uebel mißbraucht durch menschliche Leidenschaften.

Auf welche intensive Weise eine Leidenschaft der Art sich überhaupt eines Gehirns bemächtigen kann, mag folgende Thatsache beweisen.

Trotz der Hoffnung auf bessere Zeiten, welche mit der Wegräumung der Guillotine die Gemüther etwas beruhigte, konnte doch nach Bankerott, Mord, Anarchie und endlich bei unausgesetzten Kriegen die consolidirte Rente sich keines Aufschwungs erfreuen, sondern sinkend und sinkend fiel sie bis auf 9 Franken herunter. Daß man unter solchen Umständen befürchten mußte nächstens auf nichts zu gerathen, wäre sicher natürlicher gewesen, als daß sich eines damals in Paris sich befindlichen Deutschen die sonderbare Idee bemächtigte, sein ganzes Vermögen kurz nach seiner Ankunft in Paris in

fünfprocentiger Rente, zu 9 Franken das Kapital anzulegen. Bald nachher verfiel dieser Mann in ein hitziges Fieber, während dessen er von seinem Unternehmen phantasirte und das Capital der Rente immer auf 100 Franken, also 91 Franken gestiegen wähnte. Der Unglückliche erlangte seinen Verstand nie wieder, und, nach dem Irrenhaus Charenton gebracht, ward er durch seine stets richtig für ihn eingehenden Zinsen dort gut gepflegt. Es ist mir nicht bekannt, wie das eheliche Verhältniß dieses Mannes in seiner Heimath war, aber Thatsache ist, daß 1828 eine junge deutsche Dame mit ihrem Gemahl nach Paris kam, die sich beide mit den sichersten Beweisen als Tochter und Schwiegersohn jenes Geisteskranken legitimirten. Sie hatten ihn nie gesehn, denn die Tochter war offenbar bei der Abreise des Vaters nach Paris zu jung gewesen, um sich desselben zu erinnern.

Durch Vermittelung eines in Paris ansässigen Deutschen gelangten sie zur Realisirung des (Dank sei es jener fixen Idee), sehr bedeutend angewachsenen Vermögens und sie durften den bejahrten, stets geisteskranken Vater mit dem Vermögen in ihre Heimath führen.

Die Papiere, welche in der sogenannten Freiheitsepoche zu 9 Franken gekauft waren, wurden 1828 zu 109 Franken wieder verkauft.

III.

In gleichem Maße, ja fast noch mehr als das Erscheinen von de Pradt, erregte Frau von Caraman, Prinzessin von Chimay, eines Abends Aufsehen in dem Thuretschen Abendcirkel, denn die einst so weltberühmte Schönheit, die wegen ihrer Anmuth, ihrer Güte, ihres Geistes, ihres Heroismus wahrhaft Angebetete, war noch überall wo sie sich erblicken ließ, ein Gegenstand allgemeiner Huldigung. Mit den veränderten Zeiten ward ihr diese Huldigung allerdings nicht mehr an öffentlichen Orten, namentlich nicht mehr im Theater gebracht, aber im Stillen blieb sie ein Gegenstand der Verehrung und Bewunderung. Therese Cabarus war aus Saragossa gebürtig. Die Mutter war Spanierin, der Vater aus Bayonne, sehr bekannt durch seine bedeutenden Finanzkenntnisse, wodurch er sich vom Kaufmanne zu den höchsten Staatswürden in Spanien erhoben hatte, und wenn auch mit den wechselnden Regierungen oft gefallen, war er immer wieder empor gekommen. Therese ward sehr jung mit einem französischen Parlamentsrathe Herrn von Fontenay vermählt, dem sie kurz vor dem Ausbruche der Revolution nach Paris

gefolgt war. Lebhaft, reich an Empfänglichkeit des Geistes, schienen ihr, wie vielen andern, die neuen Lehren beglückend für das Volk, doch ebenfalls wie viele andere klärte die Anarchie sie über ihren Irrthum auf. Nicht glücklich in ihrer Ehe nahm sie schnell die Erlaubniß des neuen Gesetzes der Ehescheidung wahr und zog sich nach Bordeaux zurück. Hier erneuerte sie in der schlimmsten Schreckenszeit die Bekanntschaft mit dem plötzlich mächtig gewordenen Tallien*), den sie früher in Paris gesehen hatte und jetzt als Abgeordneten des Convents in Bordeaux wiederfand. Seine Hauptmission war, die Arbeiten der Guillotine (wie man sich damals ausdrückte) und die Ertränkungen gut zu bewachen. Glücklicherweise hatte die Barbarei jener Freiheitsepoche nicht jede Herzensregung erstickt und trotz der schauderhaften Tyrannei, die jedem Abgeordneten anempfohlen war und von der auch Tallien den gehörigen Gebrauch machte, ließ er sich durch die schönen Augen Theresens besänftigen. Ich sage absichtlich Therese, weil sie unter dem Namen »la belle Thérèse« viel mehr als unter dem der Frau von Fontenay bekannt war. Aber nicht allein wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen des mächtigen Einflusses, den sie besonders für Unglückliche, politisch Verfolgte gleichviel welcher Gesinnung verwandte, ward sie so allgemein verehrt. Seltener Verstand, Herzensgüte und unglaublicher Muth bei den eigenen Gefahren, gänzliches Nichtbeach-

*) Wie man sagt bemerkte er sie im Gefängnisse, doch ist es nicht mit Gewißheit anzunehmen; ich hörte es von gewichtigen Personen widerlegen.

ten des Todes, der sie oft bedrohte, wenn sie andere retten konnte, gewannen ihr die Herzen tausend Leidender, über denen das Schwert des Damokles hing.

Kein Geschichtschreiber der französischen Revolution konnte unterlassen dieser merkwürdigen Frau den gehörigen Lobestribut zu zahlen. Ihrem Einflusse verdankte man größtentheils den Erfolg des 9. Thermidor (27. Juli) 1794, welcher der mörderischen Gewalt Robespierres ein Ende machte. Die enge Freundschaft, in der Frau von Fontenay zu Tallien stand, hatte diesen nach und nach sanfter gestimmt, was natürlich Mißtrauen in Paris erweckte. Tallien wurde vor das Tribunal gefordert, Therese verhaftet; da half bald die Verzweiflung allen das damals Unglaubliche vollbringen, denn Therese behielt Freunde und Einfluß in dem Grade, daß sie den Plan zu Robespierres Sturz, womit sie sich und dreitausend andere zum Opfer Erkorene retten wollte, zur Reife bringen konnte. Das Complott hatte Robespierre schon in seiner nächsten Umgebung umstrickt und ihm bereits die Gewalt aus Händen gerissen, als er sich noch vollkommen mächtig glaubte. Ihre Schönheit und Grazie, ihre unerschütterliche Festigkeit des Charakters machten ihre edlen Unternehmungen gelingen.

Niemals hatte die Liebenswürdigkeit mehr Triumphe gefeiert. Diese merkwürdige Frau vergaß neben ihrer Thätigkeit in Frankreich nie ihr Vaterland und arbeitete mit Kenntniß und Umsicht selbst mit an den Friedenstraktaten, die von Tallien und Godoy (dem späteren Friedensfürsten) für Frankreich und Spanien vorbereitet wurden.

Sobald die Benennungen Citoyen und Citoyenne wieder in Mißkredit kamen war Therese allgemein unter dem Namen von Madame Tallien bekannt. Da diese Verbindung auf keinen Fall vor dem Altare statt gefunden haben konnte, indem es 1794 noch keine Altäre wieder gab, so nahm die Gesellschaft stillschweigend die Möglichkeit einer Civilehe an; man nahm es in dieser Beziehung überhaupt damals nicht sehr genau. Daß auch der General Bonaparte einer ihrer vielen Anbeter ward, gehörte zu den gewöhnlichen Entwickelungen jener Verhältnisse und Zeiten, wo alles aus den herkömmlichen Schranken getreten war, wie auch, daß Tallien vielleicht im Punkte der Liebe schon enttäuscht diesen Freund nach Aegypten begleitete.

Mit dem 18. Brumaire nahm Frankreichs und Madame Talliens Schicksal abermals eine neue Wendung. Ob Eifersucht von Seiten Josephinens ins Spiel kam, ob Napoleon als junger Ehemann ängstlich den intimen Umgang seiner Gemahlin bewachen wollte, ob er seine eigene Leidenschaft für die früher von ihm angebetete Therese fürchtete, darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Gewiß ist, daß Napoleon sie schon als Consul, noch mehr als Kaiser kalt zurückwies und ihr unter keiner Bedingung den Zutritt zum Hofe gestatten wollte. Die Gekränkte, bis dahin nur an freundliches Entgegenkommen gewöhnt, ward von einer Freundin, die sie war, eine Feindin, die im Bunde mit Frau von Stael und dem Grafen Franz von Caraman sich frei zu Napoleons Gegnern zählte.

Seit Talliens Abreise nach Aegypten war das eheliche

Verhältniß überhaupt sehr locker geworden und kam bald nachher zu einem Bruche; in wiefern die Gesetze dabei nöthig hatten einzuschreiten, ward im Publikum nicht bemerkt; gewiß ist, daß sie 1805 den Grafen Caraman heirathete, der durch Erbschaftsverhältnisse begünstigt später den Titel eines Prinzen von Chimay annehmen durfte.

Als ich nach Paris kam ward des früher so mächtigen Tallien gar nicht mehr erwähnt, denn als einer von denen, die in den hundert Tagen die Zusatzakte mit unterzeichnet hatten, ward er unter der zweiten Restauration verbannt. Er starb 1820, ich glaube auf Malta, was als kaum bemerkte Zeitungsnachricht am Publikum vorüber glitt; es war also noch bei seinen Lebenszeiten, als ich 1818 seine Schöne als Prinzeß Chimay sah.

Sie war damals einige vierzig Jahre alt. Theils ließ sich ihr Alter ungefähr nachweisen, indem man sie 94 kaum zwanzig Jahre alt wußte, theils zeigte auch die volle, etwas zum Starken neigende Gestalt den Rückschritt der ersten blühenden Jugend; aber nicht leicht sah man wieder so wohl erhaltene Schönheit und ein imposanteres Auftreten. Groß, voll, prächtig, erinnerte sie an die historischen Schönheiten des Alterthums. So denkt man sich eine Ariadne, Dido, Kleopatra; vollkommene Büste, Schultern, Arme; weiß wie eine belebte Statue, regelmäßige Züge, strahlende Augen, perlengleiche Zähne, rabenschwarzes Haar, Haltung, Sprache, Bewegung noch zum Entzücken. Auch durch ihre Kleidung erinnerte sie an das Griechenthum.

Als Sonderbarkeit haftete es gleichsam an der französischen

Revolution, in die verschiedensten Richtungen hinaus auf die verschiedenste Weise auszuschweifen. Wie de Pradt von Napoleon gesagt hatte, konnte man von denen, die 89 den ersten Anstoß gegeben hatten, sagen: sie verloren ihren Ausgangspunkt. Der Wahrheitsliebende darf das Große und Gute, gefördert durch den allerexcentrischsten, convulsivischen Zustand nicht übersehen, aber nicht minder muß er erkennen, daß in jener Epoche überall wo das Grausame endete, das Lächerliche begann. Kaum hatte man der durstenden Guillotine mit Robespierres Blut den letzten Sühnetrank gereicht und das Martergerüste vom Revolutionsplatze herabgerissen, als man anfing zierliche kleine goldene Guillotinen als Bijoux an der Halskette zu tragen, kaum hatte man die Thränen um die unlängst Gemordeten getrocknet, als man schon Bälle zur Erheiterung der Nachgebliebenen gab, wozu nur den nächsten Verwandten der Guillotinirten der Zutritt gestattet ward.

Da man mit dem Königthum auch zugleich seine ganze äußere Erscheinung vernichten wollte, so wurden auch schnell Perrücken, Puder, Zöpfe, falsche Hüften, hohe Absätze, gestickte Herrenkleider, spitze Degen, Schnallen, Manschetten, kurz die ganze Form des Versailler Hofes verbannt. Der allgemeine Beifall konnte nicht fehlen, denn zu unnatürlich, unbequem war man vom Joch der abgeschmacktesten Moden gedrückt worden. Da man nun aber mit der beabsichtigten Freiheit unsägliche Schrecken heraufbeschworen hatte, so kam man in die sonderbare Verlegenheit, sich nicht allein vor der Hand von allem tonangebenden Kostüm entblößt zu sehen

(etwas Neues für die modeerfindende Stadt Paris), sondern auch selbst in diesem nichtigsten aller Dinge den Druck der Freiheitstyranneien zu fühlen. Nichts sollte, wie gesagt, an den Hof von Versailles, an Luxus erinnern und um nur nicht als begütert oder gar als Anhänger des Abgeschafften verdächtigt zu werden, sah man sich genöthigt, sich fast in Lumpen zu hüllen. Glaubwürdige Frauen versicherten mich, daß man mehrere Jahre in Paris nicht allein nicht an Moden, an Zierlichkeit dachte, sondern sich nie anders als schmutzig und abgerissen in den Straßen zu zeigen wagte.

Der 9. Thermidor, noch mehr der 18. Brumaire einmal überstanden, begann ein neues Leben. Künste und Wissenschaften tauchten, wenn auch nur anfangs schwach und mangelhaft, doch wieder empor.

Davids bunt grelle Farbenmischung, seine steifen geschnürten Gliederpuppen waren für mich nie die Griechen und Römer, die sie vorstellen sollten, aber er brachte die Franzosen, besonders solche Französinnen, die Aufsehn machten, zuerst auf den Gedanken, man müsse dreist über das pariser Corset die griechische Tunika werfen und das im Nacken gebundene Haar der Sabinerinnen müsse zu der Stumpfnase so gut als zu der römisch gesenkten Nase passen. Man hatte noch keine Mode angenommen, aber man war der zerrissenen Lappen müde; da zeigten sich hin und wieder die neuen Griechinnen. Die bloßen Füße auf den Sandalen mit bunten Bändern angeheftet, die Fußzehen mit Ringen besteckt, machten die Menge stutzig. Nichts destoweniger ließen sich Madame Tallien, Madame Recamier und andere

bedeutende Frauen (man sagt auch Frau von Stael, doch konnte ich über diese keine Gewißheit bekommen), welche trotz ihres wirklichen Werthes auch nach außen Staunen erregen wollten, in dergleichen Kostümen öffentlich sehen und scheuten es nicht, mit den Sandalenfüßen auf Bänke und Tische des Palais-Royal und des Tuileriengartens zu steigen, um von hier aus das Volk anzureden. Sie sollen in jener Zeit, wo plötzlich wieder der Wunsch nach Ruhe und Ordnung jedes andere Gefühl verdrängte, viel zur Ruhe und Ordnung beigetragen haben; ist dem wirklich so, so mochte wohl das Lächerliche aus diesem Grunde verziehen werden.

Die Prinzeß Chimay war noch eine von diesen, und es gab zur Zeit meiner Ankunft in Paris noch mehrere, die vorzugsweise dem Griechenstyle in ihrem Anzuge treu blieben. Gewöhnlich trug sie ein Stirnband von Cameen, desgleichen die Falten der Aermel und des Brustlatzes mit Cameen drapirt und, wie gesagt, war sie in Kleidung viel mehr der jüngst vergangenen Griechenmode treu geblieben, als daß sie die Tagesmode angenommen hätte, die noch lange ohne Charakter schwankte und wechselte, bis sie sich heutigen Tages dem Zeitalter Ludwig des vierzehnten zu nahen sucht, mithin die äußere Form wieder direkt auf Versailles zusteuert.

IV.

Nicht minder bemerkenswerth, wenn auch niemals einflußreich auf Weltbegebenheiten, war der Baron Vivant Denon. Auch ihn lernte ich in dem Salon der Madame Thuret kennen und freute mich bei meiner Unfähigkeit, in der bildenden Kunst etwas leisten zu können, durch Lectüre, Umhören, durch aufmerksames Beschauen, wobei ich nebst dem Vergnügen stets Belehrung bezweckte, dennoch der Kunst, ihrer Geschichte und ihren Begebenheiten, möchte ich sagen, nicht fremd zu sein. Ein reger Sinn für dieselbe und der Wunsch das Unbedeutendste nach kunstgerechtem Geschmacke zu ordnen war ein natürlicher Instinkt bei mir. Denons Namen und sein Einfluß als Direktor des Louvre-Museums unter dem Kaiser waren mir bekannt. Daß er diese Stelle mit der Rückkehr der Bourbons verloren hatte, versteht sich von selbst.

Sonderbarer Weise machte ihn eigentlich ein Zufall aufmerksam auf mich, denn im Ganzen fühlte ich mich ziemlich isolirt in jenen steifen brillanten Damencirkeln, wo nach damaliger Sitte unvermählte Frauenzimmer wenig beachtet

wurden. Auf dem prachtvoll verzierten hohen Marmorgesims des Kamins im Thuretschen Salon stand eine kolossale Bronzeuhr, worauf Davids Horatier als ganze Figuren dargestellt waren. Den Schild des voran Stehenden zierten drei P. als Initiale: P. P. P. — Ich saß in einiger Entfernung von vielen eleganten Damen und Herren, welche den Kamin umstehend, die prächtige Uhr bewundernd, sich untereinander vergeblich nach der Bedeutung der erwähnten Buchstaben befragten. Meine Begleiterin, die sich zu dem Kamincirkel gehalten hatte, wandte sich ziemlich laut fragend an mich, denn sie wußte nicht, daß sich Madame Thuret in derselben Absicht nach Denon umsah, der noch die Uhr nicht bemerkt hatte, als ich »Populus Pro Patria« (der bekannte Wahlspruch auf den Schildern römischer Krieger) antwortete.

Ich kann dieses unbedeutende Ungefähr als erste Ursache einer von nun an bis zu seinem Tode, das heißt noch sieben Jahre, bestehenden, höchst erfreulichen Bekanntschaft ansehen. Denon konnte mein Großvater sein, denn er war schon in den Siebenzigen, als ich ihn kennen lernte, aber seine Anhänglichkeit war von der ergebensten Art und nicht leicht ist man wieder interessanter, liebenswürdiger, belehrender; durch sein unbeschreiblich reiches und dennoch gewähltes Kunstkabinet ward der Gegenstand der Belehrung stets anschaulich gemacht. Seine große Wohnung auf dem Quai Voltaire war mit Kunstwerken aller Art auf das Geschmackvollste verziert und selbst Aegyptens und des Hindostans Kunstausgeburten wurden hier, wenn auch nicht durch ihre Schönheit, doch geschichtlich interessant. Denons ganzes Wesen war die liebens-

würdigste Mischung eines feinen alten Franzosen, der seine Erziehung noch längst im vorigen Jahrhundert genossen hatte, und eines Mannes, der den Einfluß freierer Ideen auf sich einwirken ließ. In der Welt wollte man wissen, daß ihn die Bekanntschaft mit Robespierre zum Jacobinismus fortgerissen hätte; als ich ihn aber kennen lernte, war hiervon keine Spur mehr. Was Napoleon später von den Freiheitsflügeln abschnitt, kam mindestens bei vielen der Aufklärung und den Wissenschaften zu gute und Denon war einer von denen, bei welchen die Gunst des Kaisers mit dem materiellen Vortheile auch den geistigen förderte.

Gern erwähnte er, daß er als kaum herangewachsener Jüngling von Ludwig dem funfzehnten selbst zum gentilhomme ordinaire bei seiner Person ernannt ward. Später war seine Laufbahn bis zum Ausbruch der Revolution durchaus diplomatisch, wobei er jedoch mit Eifer jede Gelegenheit wahrnahm, die seinem regen Kunstsinn Nahrung verschaffen konnte. Gern vertauschte er daher den Hof von St. Petersburg (wohin er mit der Gesandtschaft gekommen war) und, wie man sagte, selbst Katharinens gefährliche Gunst erst mit der Schweiz, dann mit Neapel, woraus ihn der Königin Caroline Ungunst wieder vertrieben haben soll. Voltaires persönliche Bekanntschaft in der Schweiz war eine seiner Lieblingserinnerungen, so wie er auch die öftere Erwähnung seiner Aehnlichkeit mit dem Philosophen von Ferney nicht vergaß.

Der Aufenthalt in Italien und die Revolution bestimmten später seine Kunstcarriere. Da er sich schon als Lieb-

haber durch Geschicklichkeit im Zeichnen und Kupferstechen ausgezeichnet hatte, so kamen ihm diese Talente bei der völligen Umwälzung des Bestehenden als Nahrungszweige zu Nutze, aber erst als Napoleon ihn zum Kunstdirektor ernannte, kam er in seine wahre Sphäre. Seine Kennerschaft in Bezug sowohl auf Meister als Zeitalter, wie überhaupt seine Alterthumskunde war immens; ihr verdankte er des Kaisers Befehl, das Einsammeln der Kunstschätze nach dem Siege zu betreiben, wo dann manches edle Kunstwerk die italienische Heimath verlassen mußte, weil die Stadt die Contribution nicht zahlen konnte. Nach dem bösen Leumund soll Denon sich selbst bei diesem Sammeln und Wählen nicht vergessen haben, und zwar wollte man wissen, daß unter dem Kaiser sein Kunstkabinet nicht so leicht gezeigt wurde, als unter der Restauration. Von dem Kaiser sprach er stets mit Begeisterung und seine kleine Gestalt schien größer geworden, seine verloschenen Augen an Jugendfeuer zu gewinnen, wenn er Napoleons Eifer gedachte, mit dem Erfolge seiner Eroberungen nicht allein Gewinn für die pariser Kunstkabinette zu erlangen, sondern immer auf den Kunstsinn im allgemeinen zu wirken. In diesem Punkte konnte ich ihm nicht beipflichten, denn erstlich theilte ich überhaupt nicht jenen unbedingten blinden Enthusiasmus für den Kaiser, sah das gewonnene Gut der pariser Museen theilweise als gestohlenes Gut anderer Völker an und endlich fand ich den pariser Kunstgeschmack, wie ich ihn damals antraf, auf höchst eignem, conventionellem Wege. Es war mir durchaus unmöglich die Bewunderung des Publikums für die damalige Maler-

schule zu theilen. Leicht erkannte man, daß Gros und François Gerard sich bedeutend über ihre Umgebung erhoben, was ich aber litt, einen Guerin, Girodet und andre gleicher Tendenz so verehren zu sehn als es geschah, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Mit Girodet ward wahre Abgötterei getrieben, obgleich David, Gros und Gerard besonders, gewiß weit mehr die Palme verdient hatten und Gott weiß es, wie weit auch diese drei hinter der Wahrheit zurück blieben. Dieses erweckte schon damals den Gedanken bei mir, daß die Erfahrung vielleicht nicht allein der Richterstuhl ist, vor welchem sich die Frage des Schönen ausmachen ließe. Die Vergleichung kann allerdings einigermaßen zur Richtschnur dienen, aber es giebt auch ganz gewiß eine nicht zu definirende Gefühlsanschauung, die sich allein besser als durch Leitung zurechtfindet, das Erhabne, das Wahre besonders, ohne Erlernung versteht, es allein als Schönheit gestattet, und mit Verachtung das tyrannische Joch der Geschmacksautoritäten großer Städte von sich weist. Ich werde später auf die bildenden Künstler jener Epoche zurückkommen.

Denons Lieblingsthema war die Expedition nach Aegypten. Nicht leicht konnten der ernsten Wissenschaft mit mehr Anmuth muntre Histörchen zur Würze gegeben sein. Der hochbejahrte Greis konnte sich noch erheitern, wenn er des Moments gedachte, in dem der Aufbruch längs der Wüste endlich angeordnet ward und der General Bonaparte mit laut vernehmbarer Stimme kommandirte: „Man nehme die Esel und die Gelehrten in die Mitte!" — Endlos war seine Begei-

sterung, gedachte er des ersten Anblicks der Pyramiden und besonders der Memnonssäulen, wie man die kolossalen Figuren in der Wüste gewöhnlich nennt. Heutigen Tages, wo so viel über Aegypten und seinen Untergang geschrieben ward, hat leicht jeder Gebildete Kenntniß von diesen Statuen unweit Theben. Früher aber, wo man ungestört Fabelhaftes über Aegypten berichten durfte, ward Niemand zur Rechenschaft gezogen, wenn er von diesen Monumenten, wahrscheinlich nach mehr und mehr veränderter mündlicher Tradition ohne eigne Besichtigung, als von einzelnen Säulen sprach. Es steht zu vermuthen, daß etwa in todten orientalischen Sprachen das Wort Bildsäule so leicht als im Deutschen in Säule zu corrumpiren ist, sowie daß auf eben diesem Wege der Begriff in Frankreich verwirrt ward, wo man bald colonne, bald colosse de Memnon sagte; letzteres ist offenbar das allein Richtige.

Mit der französischen Expedition und dem großen Werke, welches man darüber publicirte, ganz besonders mit der Denonschen Fortsetzung davon, bekam das entfernter stehende Publikum erst genaue Aufklärung über jene zwei gleich kolossal großen Erzfiguren in sitzender Stellung inmitten der Ruinen des Memnoniums oder des Pallastes des Memnon. Was von den Orakelsprüchen in Versen, die man von diesen Statuen im Alterthume gehört haben wollte, möglich oder nicht sein kann, gehört in die Geschichte des ägyptischen Priesterthums, nicht so die Töne, welche bei aufgehender Sonne daraus vernehmbar waren. Es ging mit der Beschreibung dieses Phänomens, wie es noch heute mit vielen

Beschreibungen geht, wo die Intelligenz des Reisenden sich mit dem glücklichen Moment vereinen muß. Sollten, wie man sagt, jene Töne Folge der Ausströmung der sich nach und nach bei aufgehender Sonne erwärmenden Dünste sein, welche sich in diesem Kolosse bilden, so versteht sich von selbst, daß nach der Verschiedenheit der Atmosphäre die Betonung vernehmbarer oder schwächer sein muß; hiezu mögen noch Imagination, stets empfänglicher durch vorgefaßte Meinung, und ein geschärftes Hörorgan das ihrige thun.

Denons Verdienst, die Geschichte der untergegangenen Größe Aegyptens gleichsam unter der Asche hervorzusuchen, ward in Paris anerkannt und gewürdigt, und je mühsamer eine Mumie aus dem Labyrinthe einer Pyramide den aufgeschreckten Eulen, Schakals u. s. w., die sich dort seit Jahren in Ruhe angesiedelt hatten, abgetrotzt ward, je mehr Bewunderung erregte sie.

Zum Andenken dieser ersten Wiederbegrüßung der Memnons-Bildsäulen ward eine Medaille geschlagen, die Denons sprechend ähnlichen Kopf zeigt und auf der Kehrseite die zwei sitzenden Figuren mit der Umschrift: »Elles parleront toujours pour lui.« Dankbar nahm auch ich sie zur Zierde eines Armbandes aus den Händen des liebenswürdigen Forschers an und fühle noch heute dadurch das Andenken an ihn lebhafter geweckt.

Ich müßte die nach seinem Tode erschienenen gedruckten Listen vor mir liegen haben, um die unendlich mannigfaltigen theils merkwürdigen, theils bemerkenswerthen Kunst- oder andern Gegenstände, aus welchen seine Sammlung

bestand, beschreiben zu können; Tage lang wandelte ich zwischen diesen Schätzen umher und je mehr Wißbegierde ich verrieth, desto bereitwilliger fand ich den Eigenthümer zu belehren. Hunderte von Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen, Statuen von Bronze und Marmor, antike Gefäße, etrurische Vasen, Mosaiken, Elfenbeine, Porzellanmalereien, Limoges, Majolika, Niello-Arbeiten drängten sich an den Wänden, in Schränken, auf Postamenten aller Art; neben einem Jupiter, einem Tauspringer, die den reinsten Styl der Periode des Phidias verriethen, sah man einen Wischnu, einen Fetisch, Pagoden oder sonstige Ausgeburten indischer oder wild insulanischer Kunst-Abarten, endlich eine Gipsmaske Robespierres, von Denon selbst gegossen.

Nach seinem Tode ward diese Sammlung für 600,000 Franken verkauft, obgleich sein Neffe Brunet-Denon (Bruder des bekannten Generals gleichen Namens) noch einen großen Theil zurück behielt, denn dieser Neffe war ebenfalls ein großer Kenner.

V.

In jener Zeit lernte ich auch den damaligen Inspektor der Gobelinsmanufactur kennen und darf wohl nur den Namen Cassas nennen, um älteren Künstlern und Kunstfreunden den Ruf dieses gereisten, geschickten Zeichners wieder ins Gedächtniß zu rufen. Diese Bekanntschaft bot mir ungemein viel Unterhaltung, indem ich, von Cassas öfter umhergeführt, die merkwürdige Fabrikation der Gobelins auf eine ganz anders interessante Weise, als dieses die gewöhnlichen Reisenden, von den Aufsehern geführt, erlangen können, nach und nach gleichsam künstlerisch aufgefaßt kennen lernte, wie denn auch sonst in dem Umgange dieses weit gereisten Enthusiasten und durch seine Leistungen vielerlei Erweckendes zur Sprache kam. Daß er, der sich früh der Architektur widmete, in seinem kaum angetretenen sechszehnten Jahre eine so wohl gelungene Ausbildung erstrebt hatte, daß ihn der Graf Choiseul-Gouffier in diesem zarten Alter nach Kleinasien, Syrien, Palästina hauptsächlich für topographische Ausmessungen mitnehmen konnte, bewies die gewissenhaften Studien in seinem Fache. Seine Kenntniß der Alten

in Bezug auf Baukunst und Denkmäler, besonders seine schönen architektonischen Zeichnungen, erregten großes Aufsehen bei seiner Rückkehr und führten ihn zu einer zweiten Reise nach Kleinasien und Syrien. Gleich Denons Eifer, wenn er sich noch im hohen Alter des ersten Anblicks der Pyramiden erinnerte, war auch Cassas Eifer, gedachte er seiner Erschütterung, als er das unübersehbare Ruinenfeld von Balbek, von dem Sonnentempel, von dem einst berühmten Palmyra ansichtig ward. Mit unermüdlichem Fleiß, mit Kenntniß und Geschmack hatte er die schönsten kolorirten Aquarellzeichnungen, sowohl des vorgefundenen, zerstörten Zustandes, als auch der Restaurationen jener Prachtbauten unternommen. Ob er nun bei diesen Restaurationen der zerstörten Größe des Orients mit gleicher Gewissenhaftigkeit als früher bei seinen Studien verfahren war, könnte wohl nur von andern Kennern vom Fache und durchaus Wahrheitsliebenden, jener Gegenden auch Kundigen beurtheilt werden. Viel muß bei solchen, nach Wahrscheinlichkeit hergerichteten Aufrissen der Glaube an die Möglichkeit und an die Liebe zur Sache thun. Groß muß indessen zu jeder Zeit der Eindruck gewesen sein, den Cassas mit seinen schönen Zeichnungen auf Kunstkenner und Kunstfreunde machte, da Göthe, damals von allem umgeben, was die Kunst je Bestes dem Auge darbot und im Moment, wo er sich von Umschauen, Gedanken, Arbeiten höchst bedrängt sah, seiner mit besonderer Aufmerksamkeit erwähnt. Wir lesen in jener Reise: *)

*) G. italienische Reise S. 107. der Ausgabe von 1840.

„Ein französischer Architekt, mit Namen Cassas, kam von seiner Reise in den Orient zurück; er hat die wichtigsten alten Monumente, besonders die noch nicht herausgegebenen, gemessen, auch die Gegenden wie sie anzuschauen sind gezeichnet, nicht weniger alte zerfallene und zerstörte Zustände bildlich wieder hergestellt und einen Theil seiner Zeichnungen von großer Präcision und Geschmack, mit der Feder umrissen und mit Aquarellfarbe belebt, dem Auge dargestellt."

Dann folgt die Herzählung aller von Cassas vorgelegten Blätter und große Bewunderung und Lob. Bei der Restauration des Sonnentempels zu Balbek war offenbar die geschickte Hand des Kunstenthusiasten am glücklichsten von seiner reichen Imagination unterstützt und eine stolzere Architektur konnte man wohl nicht leicht aus beengender Rahmeneinfassung hervorstrotzen sehen. Was auch an der Sache wahr, möglich oder zweifelhaft sein mochte, so waren die schöne Zimmerverzierung, welche durch diese Zeichnungen geschaffen war, wie Cassas Eifer und seine feste Ueberzeugung, die Kunst und die Geschichte mit den Darstellungen jener untergegangenen Pracht bereichert zu haben, immer Gegenstände gehaltreicher, interessanter Gespräche. Eine schöne Korkmodellsammlung der bekanntesten Bauwerke des Alterthums, namentlich der berühmtesten Ueberreste römischer Denkmäler, verdankt die pariser Kunstwelt ebenfalls seinem verständigen Eifer.

Cassas starb 1827 zu Versailles und wird in meinem Gedächtnisse ewig eine höchst interessante Erinnerung bleiben. Seine Lebhaftigkeit sowohl als sein unermüdlicher Wunsch zu überzeugen erloschen nur mit seinem Leben.

Je mehr ich nun neben dem Vergnügen auch den Nutzen des Umgangs mit diesen geist- und kenntnißreichen Männern fühlte, je unerklärbarer war es mir und bleibt es mir noch heute, wie so in einem Lande, wo so viele edle Kunstfreunde mit einander verkehren, wo die lebhafteste Verbindung mit Italien stattfindet, wo der Louvre mit Italiens und Griechenlands erhabenen Werken angefüllt ist und es jedem frei steht alle Gallerien täglich unentgeltlich zu besuchen, dem ungeachtet eine zum Entsetzen abgeschmackte Bewunderung für die Werke damals lebender Maler entstehen konnte. Kein Maler neuerer Zeit erfreut sich des unbeschreiblich tollen Enthusiasmus, den Girodet mit seiner Galatea, woran er zehn volle Jahre arbeitete, im Publikum hervorbrachte und niemals ward der Louvre mit solchem Eifer besucht, als damals die kleine Sammlung des Grafen Sommariva, Boulevard des Capucines, nur aus sogenannten Meisterwerken lebender Künstler bestehend. Der verzerrte, sich in den Aesten wiegende Zephyr Prudhons, der schlafende aschgraue Endymion und besonders die eben erwähnte hölzerne Galatea Girodets, die gleich einer Porcellanpuppe gemalte Dido von Guerin, viel anderes gleich Mittelmäßiges oder Mittelmäßigeres nicht zu erwähnen von Fragonard, Hersent, Picot u. s. w., wurden mit Wichtigkeit in Gesellschaften und Journalen besprochen. Es war mir unmöglich, diese Afterkunst zu bewundern.

Zu den Malern, die ihren Ruf mit mehr Recht als andere Künstler jener Epoche gewonnen hatten, muß man unstreitig François Gerard zählen. Er war seiner Umgebung in jeder Hinsicht überlegen. Ich will den französischen Ma-

lern jener Zeit bei weitem nicht alles Gute durchweg absprechen, aber ohne Anmaßung kann man behaupten und klar beweisen, daß sich unter ihnen kein einziger mit Genie über die Umstände zu erheben verstand, vielmehr alle ihnen geistig unterlagen.

Falsch hatte man griechische und römische Freiheit verstanden, grausam das Mißverstandene zur praktischen Anwendung einer traurigen Staatskunst verdammt und die Kunst sollte noch lange moralisch auf ähnlichem Wege hintendrein hinken. Den späteren Eintritt einer Epoche der Erhebung werde ich nachher berühren, in der Zeit aber, von welcher ich jetzt rede, bewegte sich die Malerkunst Frankreichs noch gänzlich unter dem nachhallenden Einflusse Davids.

David, den die Kunst auf keine Weise veredelt hatte, den selbst die Königs**mörder** mehr als bereit fanden seine Zustimmung zu geben, hatte Griechenlands und Roms Geschichte mit wildem Eifer studirt, aber von beiden nie mehr in sich aufgenommen, als ein rohes Gemüth zu empfangen versteht. Nirgends zeigen sich Spuren, daß das Antike ästhetische Gefühle in ihm geweckt hätte, vielmehr überall die deutlichsten Beweise, daß er auf seiner Leinwand nur die korrekte, studirte, mit dem Cirkel gemessene Linie des Marmors zu ziehen verstand. Die mörderischen Zwischenakte in dem großen Drama römischer Geschichte erschienen ihm nicht als unglückliche Nothwendigkeit zum Entwickelungsprocesse einer Nation, die erst durch Krieg und Grausamkeit zur Existenz überhaupt, dann zur Oberherrschaft gelangen konnte, endlich bis zum Untergange ausartete, nein, David theilte

ganz den Wahn der verworrenen Utopisten jener Zeit, durch Ermordungen die Welt reinigen zu müssen. Er bewunderte, verübte, malte römische Grausamkeiten, die weder der Freiheit noch der Kunst frommten, denn seine Römer und Griechen sind steif wie die farblose Steinmasse, jedoch durchaus ohne göttlichen Funken.

Davids Aeußeres war durch seinen dicken, schiefen, hängenden Mund, durch die ekelhaft hervorhängende Zunge und die undeutliche Sprache wahrhaft widerlich. Bekannt ist in Paris, daß Napoleon den Demokraten David gerne bei Seite geschoben hätte, aber der Künstler war nach dem damaligen Geschmacke nicht so leicht zu ersetzen, denn der Held mit seinen wirklich großen Thaten sowohl, als die aufkeimende Kaiserfamilie mit ihren kleinen Eitelkeiten mußten verewigt werden, und keinen Zweifel leidet es, daß dem Künstler jedes Werk, wenn es nur nicht Griechen- und Römerthum darstellen sollte, bei weitem besser gelang. Napoleons Ueberschreitung des St. Bernhard muß stets gerechte Anerkennung finden. David wurde demnach, trotz aller Mängel, etwa von 1790 bis 1810 als einzig großer lebender Maler und Lehrer angesehen, als der erste, welcher die Franzosen gelehrt hatte, die Antike zu studiren, mithin als der Fähigste, ein Genie schulgerecht auszubilden: und so ward der damals junge François Gerard sein Schüler.

Die innige Freundschaft, welche mich fast 30 Jahre mit der Familie Gerard verband, setzte mich in genaue Kenntniß seiner Lebensgeschichte.

Gerards Vater war ein Franzose, der mit zu dem Haus-

personal des Cardinal Bernis, damaligen Gesandten in Rom, gehörte. Seine Mutter, mit Namen Tortoni, war die Tochter einfacher Bürger aus Rom. 1782 gingen die Eltern Gerard mit ihren drei Knaben, von denen François der älteste zwölf Jahre alt war, nach Frankreich zurück, wo der Vater 1789 starb. Ein Jahr nachher suchte die Wittwe mit ihren Kindern wieder ihr Vaterland auf, kehrte indessen abermals nach Frankreich zurück, um bei sehr precären Umständen eine kleine Revenue zu sichern. Sie nahm diesmal außer ihren eigenen drei unmündigen Knaben noch ihren kleinen Bruder Tortoni und eine kleine Schwester mit, welche einige Jahre jünger als ihr ältester Sohn François war, mithin die Tante jünger als der Neffe. Kümmerlich ging es in der kleinen Wohnung zu und nur mit Mühe konnte François die in dem dürftigen Hausstande überflüssig scheinende Ausgabe zu Papier und Stift erhalten. Beim Heranwachsen machte sich aber das Genie auf alle Weise Luft und der junge Mann ward durch Vermittelung dem Maler David empfohlen, der den Unterricht gewissenhaft ertheilte.

Gerard war gleichsam vom Schöpfer physisch und moralisch als das Gegentheil von David geschaffen. David war groß, mit verzerrten Zügen, roh, wild, grausam, Gerard war klein, mit angenehmer regelmäßiger Physiognomie, fein, sanft, edel. Die Werke beider trugen den Stempel ihrer Gemüther und nimmer hätte Gerard seinen Pinsel entweiht, aber leider konnte auch hier der Genius nicht den rechten, hohen Aufschwung aus seiner lähmenden Zeit finden und, heftige Verzerrungen meidend, sucht auch er vergeblich natürliche, lebendige Bewegung.

Gerard erzählte mir oft, wie er als junger Mensch gezwungen war seinen früheren Lehrer David zu hintergehen, um sein Leben zu retten. David, in seinem Weltreinigungseifer eines der thätigsten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, war unaufhörlich bedacht diesem Bluttribunale Vorsteher zu verschaffen. Wer sich in seiner Umgebung zu retten wünschte, mußte sich zum Republikanismus im Davidschen Sinne bekennen oder auf Hinterlist denken. Gerard, vollkommen gesund, entzog sich nur der ihm zugedachten Ehre durch verstellte Kränklichkeit und hinkte absichtlich auf Krücken, die er von sich warf sobald er sich unbelauscht wußte.

Gerards Mutter war bereits 1792 gestorben. Ihr Bruder, der Onkel des Malers, nun schon ein erwachsener junger Mann, war auf den sonderbaren Einfall gekommen, den Parisern die treffliche Art zu zeigen, wie man in Rom verstehe Eis zu verfertigen und das Gelingen des Tortonischen Kaffeehauses auf dem Boulevard des Italiens ist heute noch nach funfzig Jahren weltbekannt.

Eines der Kinder war gestorben, der jüngste Gerard anderswo untergebracht und so blieb der junge zweiundzwanzigjährige Maler nach dem Tode seiner Mutter mit Mademoiselle Tortoni, seiner Tante, welche nur zwei Jahre jünger war als er, allein. Sie ward seine Gattin. Mit Naivetät setzte sie bei Erzählung des Obigen hinzu: „mein Neffe war wohl damals gezwungen mich zu heirathen, wenn er mich nicht auf die Straße stoßen wollte. Wir waren arm, aber wir waren zufrieden. Gerards Talent, noch wenig bekannt und noch immer ohne erforderliche Hülfsmittel, er-

nährte uns, wenn auch kümmerlich, und ich fuhr mit nähen, stopfen, kochen, Wasser tragen, Holz spalten für unsere kleine Wirthschaft fort, wie ich gewohnt war seiner Mutter, meiner Schwester beizustehen. Trauung durch Priester, Kirche, Aufgebot gab es damals nicht; wir traten wenige Tage nach dem Tode meiner Schwester in unseren schlechten Alltagskleidern vor den Maire, der unsere Hände in einander legte und somit waren wir ein Ehepaar."

Isabey blickte zuerst nachdenkend auf Gerards Talent, weissagte ihm eine bedeutende Zukunft und wirkte thätig. Nachdem Jahre lang nicht mehr die Rede von der Kunst sein konnte in einem Lande, in dem vor allem dem Henker Gelegenheit gegeben ward sein Talent auszubilden, ward bei wieder eintretender Ruhe auch die Absicht der Regierung bekannt eine Kunstausstellung zu veranstalten. Jetzt drang Isabey in Gerard diesen Moment, sich im Publikum bekannt zu machen, nicht unbenutzt zu lassen, erhielt aber das traurige Geständniß, indem Gerard ihm die heutigen Tages so weltbekannte Komposition Belisars zeigte, daß ihm die Mittel es im Großen auszuführen gänzlich mangelten. Isabey stand mit Rath und That in allem bei, sprach nach Vollendung des Gemäldes mit Lob davon in höherer Gesellschaft, machte das Publikum aufmerksam und brachte dem jungen Künstler hundert Louisd'or für den Verkauf. Ich sah es nach Jahren in München in der Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg, der es später an sich kaufte, und erkenne es noch immer als eines der besten Bilder französischen Styls, in Bezug auf die Zeit seiner Entstehung.

„Bei dem Empfange dieser hundert Louisd'or" erzählte Madame Gerard weiter „glaubten wir den Verstand vor Freude zu verlieren. Gleich kleinen Kindern erfreute uns der Anblick des glänzenden Goldes, das wir unaufhörlich durch die Finger rollen ließen. Wir, die wir zu unserem Talglicht nicht einmal einen schlechten Leuchter kaufen konnten und in unseren elenden hölzernen Tisch ein Loch schnitten, um das Licht hineinzustecken, wir hatten jetzt hundert Louisd'or!" — —

Gerards Ruf als Maler erfüllte nach und nach ganz Europa, aber wer ihn nicht persönlich kannte, hatte keine Vorstellung von dem liebenswürdigen, fein gebildeten Wesen von der angenehmen Unterhaltung, von den Kenntnissen, von der durchaus geistreichen Individualität dieses Mannes, der die mannigfaltigsten Wissenschaften klar auffaßte. Man vergaß die Zeit und opferte willig eine Nacht, da er selten vor zehn Uhr in den Cirkeln seines eigenen Hauses erschien.

Von 1814 an, wo die gekrönten Häupter des Nordens die süße Rache ausüben konnten, Friedenstraktate mit ihren Bedingungen in Paris zu zeichnen, anstatt daß sie bis jetzt gedemüthigt dergleichen in ihren Hauptstädten annehmen mußten, war Gerard der gefeierte Künstler des Publikums, sein Haus der Sammelplatz aller Auserwählten. Kaiser und Könige besuchten ihn, saßen ihm und freuten sich an der geistreichen Unterhaltung und Gerard selbst war so wirklich gebildet, daß er sich nicht schämte solche Besuche als eine Ehre und Auszeichnung anzusehen, denn es war damals längst aus der Mode gekommen und noch nicht wieder

Mode geworden, über solcherlei Auszeichnung verächtlich zu thun. Sagte Gerard auch vom Kaiser Franz nie mehr als »ce bon empereur François«, so war er dagegen stets voll lobender Bewunderung über Alexanders geistreiches Gespräch.

Von Jahr zu Jahr drehte sich alles, was groß, gelehrt, berühmt, bemerkt in Paris war, mehr und mehr zu Gerard und bald verbreiteten Reichthum, Geschmack und Wohlwollen vereint die angenehmste Behaglichkeit in seinem hübschen Stadt- und prächtigen Landhause. Mit dem Rufe eines großen Malers vereinte er auch den der liebenswürdigsten Unterhaltung und gern wiederholten seine Freunde Ludwig des Achtzehnten Wohlgefallen durch jene Aeußerung: »C'est l'homme qui cause le mieux dans mon royaume.«

Sein bekanntes großes Gemälde, der Einzug Heinrich des Vierten nach der Belagerung von Paris, war bei meiner Ankunft dort der Gegenstand einer Kunstwallfahrt nach dem Gerardschen Hotel und höchst angenehm ward der Künstler selbst überrascht, als die Bourbons keinen Anstoß mehr nahmen, Kunstwerke öffentlich bewundern zu lassen, welche Napoleons Thaten verherrlichten. Die Schlacht von Austerlitz, so lange der Glanzpunkt in Gerards Lorbeerkranz, durfte wieder in seinem Atelier aufgestellt werden, nachdem sie seit der Restauration aufgerollt auf dem Boden gelegen hatte.

Durch Vermittelung erhielt ich die Erlaubniß, die gefeierten Gemälde bei dem mir damals noch völlig unbekannten Künstler zu sehen und ward vorbereitet, daß man ihn bei dieser Gelegenheit nicht kennen lerne. An Ort und Stelle

angelangt, erkannte ich sehr bald die Gunst des Zufalls. Gerard war zugegen und fesselte sogleich durch seine oben erwähnte Persönlichkeit. Damals war er achtundvierzig Jahre alt und noch nicht so sehr als später zum Starken neigend; Organ und Bewegung erschienen gleich harmonisch.

Leicht war zu erkennen, daß seine Gegenwart in seinem Atelier einem Manne (etwa einem Funfziger) galt, den eine sichere, beherrschende Lebhaftigkeit, Gewandtheit in Rede und Geste, die Leichtigkeit, mit der er zu verschiedenen heterogenen Gegenständen schnell und kurz die Unterhaltung leitete, endlich sein sicheres Urtheil, offenbar als bedeutsam, aus der Menge hervorleuchtend bezeichneten.

Es war Alexander von Humboldt.

Dieser Wissenschaftskoloß war damals fast mehr in Frankreich als in Deutschland bekannt, wenigstens wußte man in Paris, wo er den botanischen Theil seines großen Werkes leitete, mehr von ihm, als man dieses vom Publikum, im weiteren Sinne genommen, damals in Deutschland hätte sagen können. Tief gelehrter, feiner Weltmann, äußerst bequem und angenehm im Umgang gehörte er gleichsam der ganzen guten Gesellschaft von Paris an, der er sich willig ergab. Man traf ihn in den Cirkeln der Gelehrten und Künstler, der Finanzleute und des Adels überall auf gleichem Fuße. Bei so entschieden ernsten, großen Kenntnissen ist so viel höfliches Entgegenkommen, Mittheilen, wohl selten in der Welt mehr anzutreffen. Der Bedeutende ist von ihm vorgezogen, der Unbedeutende nicht zurückgesetzt, ja es scheint, als mache er sich es zur Pflicht mit seiner Geisteselectricität

die etwa verborgenen Funken der ihn Umgebenden zu beleben. Von dieser liebenswürdigen, wohlwollenden Seite (pekuniärer Wohlthaten nicht zu gedenken, die er großmüthig spendet) lernte ich ihn erst später kennen. Dieses erste, zufällige Begegnen war gleichsam die Introduktion zu einem vor der Hand noch unterbrochenen, dann aber für immer bestehenden Freundschaftsverhältniß, worin sich der von uns innigst Verehrte stets gleich im Wesen und Charakter bewies. Die einfache, hochgelegene, kleine Wohnung, die Humboldt in dem prachtliebenden Paris gewählt hatte, zeigte abermals, daß ihm seine vornehme Geburt weniger als die Wissenschaften im Sinne lag. Die Pariser verstanden diese seltene Einfachheit bei so eminenter Ueberlegenheit des Geistes zu würdigen und zollten unserem großen Landsmanne die geziemende Bewunderung und Anerkennung.

Mein Glücksstern, dem ich viel Gutes verdanke und der mir sanft viele günstige Momente zuführte, die mich im jugendlichen Unbewußtsein empfingen, wollte später einmal, daß der Wunsch, einer nächst erfolgenden öffentlichen Sitzung in der Akademie beiwohnen zu können, von Herrn von Humboldt nicht überhört ward. Durch die Vermittelung dieses liebenswürdigen, einflußreichen Landsmannes erhielten wir die besten Einlaßkarten zum Centrum, welche bei dieser Feierlichkeit sehr schwer zu erlangen waren.

Der Sitzungssaal, der sich im Akademiegebäude befindet, bildet ein rundes Amphitheater; hinter den fortlaufenden Bänken kommen die Logen oder Tribünen, worin man weniger gut hört, wohin aber der Andrang nicht minder groß ist, wenn

die weltberühmte französische Akademie eine öffentliche Sitzung hält. Ein theils wirklich sehr gelehrtes, theils gelehrt sein wollendes Publikum, über alle Erwartung zahlreich, strömte den Thüren zu, die dieses Mal förmlich erstürmt wurden: denn George Cuvier war das neu aufzunehmende Mitglied. Nicht allein jeder, der sich für Naturwissenschaft interessirte, fühlte sich herangezogen, sondern Hunderte, die für Cuvier jene Art von Bewunderung und Verehrung mitbrachten, welche man mit Vorliebe da spendet, wo die Ueberwindung größerer Schwierigkeiten aller Art das Gelingen desto glänzender erscheinen läßt. Fast möchte ich sagen das ganze studirende Quartier St. Jacques hatte sich in Bewegung gesetzt. Cuvier war mit Recht von allen hoch verehrt.

Obgleich er in Mömpelgard geboren war, was damals (1769) noch zu Würtemberg gehörte, hatte sich seine staatsmännische und wissenschaftliche Laufbahn doch in ihren Hauptphasen erst in Frankreich entwickelt. Gleichwie Mömpelgard gegen Ende des Jahrhunderts unter dem Namen von Montbeliard in eine französische Stadt umgewandelt ward, so verwandelte Cuvier sich selbst durch seinen beharrlichen, durchdringenden Geist von einem deutschen Hofmeister, wie er in der Normandie bei dem Grafen von Hericy war, zugleich in einen der größten französischen Naturhistoriker und in einen angesehenen französischen Staatsmann. Protestant, Sohn eines unbemittelten Offiziers und feuriger Jüngling beim Ausbruch der neuen Freiheitslehren, war er im edelsten Sinne freiheitsliebend und vertheidigte das Wohl der Völker stets mit Festigkeit.

Ich glaube diese Sitzung war 1818, doch kann sein, daß ich mich um ein Jahr irre. Cuvier hatte so eben die Kanzlerwürde an der Universität empfangen; man wußte, daß er als Minister im Kabinet vorgeschlagen war, was aber unbedeutend schien bei dem Enthusiasmus, den seine längst verdiente Ernennung in die Akademie hervorbrachte.

Das Haus ward erstürmt, wie gesagt, und Cuviers unvergeßlich bezaubernd gesprochene Rede mit einem dermaßen rauschenden Beifalle empfangen, daß nur der französische Ausdruck frénésie dafür paßt. Es giebt der lobenden, öffentlich ausgesprochenen Urtheile so viele über ihn, daß ich nur das Gesagte wiederholen könnte, ich füge daher nur hinzu, daß es ganz unmöglich ist solche glänzende Gabe des Vortrags, wie Cuvier sie besaß, durch kalte Definition begreiflich zu machen. Gleich wie erklärende Worte nie die reine Wiederspiegelung tiefer Gefühle geben können, ebenso können sie später nie den magischen Einfluß darstellen, den sie, mit Anmuth verkettet zur Ueberlieferung hoher Gedanken, hervorzubringen vermögen. Ich habe viele bedeutende Redner auf Tribüne und Bühne gehört, aber nie ward ich so hingerissen als von Cuvier; ebenso erging es dem zahlreichen Publikum, denn es war als sollte der Applaus den Saal niederstürmen.

Ich vermuthe, daß der 1817 zu Dresden verstorbene Mineraloge Gottlob Werner Ehrenmitglied der französischen Akademie war, da Cuvier seine Zuhörer mit der Lebensgeschichte dieses ebenfalls reich begabten Mannes bekannt machte.

VI.

Da nun meine Reise nach Paris eine plötzliche Uebersiedelung genannt werden konnte, worin sich ein sehr bewegtes Leben lange Jahre hindurch um mich her entwickeln sollte, so führte mich der Zufall abwechselnd zu neuen bedeutenden persönlichen Bekanntschaften oder zum Hören und Sehen interessanter Gegenstände und Begebenheiten.

Das öffentliche Staatsleben, wie es die Edlern der französischen Nation seit 1789 geträumt hatten, dessen mißlungener Versuch jedoch die goldenen Strahlen der dämmernden Freiheitssonne in blutigrothe Dünste verwandelt hatte, schien sich endlich fester und klarer herauszustellen. Mäßigung fehlte den Parteien allerdings noch und 1815 hatten die Royalisten im Süden von Frankreich ein trauriges Beispiel der Rache gegeben; aber von allen Seiten sprach man Ludwig den Achtzehnten schuldlos.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß bevor die alliirten Mächte die Bourbons von einer halben Million Bajonette begleitet nach Frankreich zurückführten, die seit 1789 heraufgewachsene Generation sich kaum noch des Daseins der Bour-

bons erinnerte. Als man zuerst wieder von Ludwig dem Achtzehnten, von dem Grafen von Artois, von den Herzögen von Angouleme und Berri reden hörte, steckten die Bürger fragend die Köpfe zusammen und ließen sich über den Grad der Verwandtschaft belehren, den diese ihnen Unbekannten mit der gefallenen Königsfamilie hatten.

Die Ursache war auch ganz einfach.

Vor 1787 hatte der Hof von Versailles zu wenig Verkehr mit Paris, als daß die jüngeren Brüder Ludwig des Sechszehnten der Nation viel gelten konnten; da sie indessen glauben durften, daß man sie wohl der Ehre sie zu köpfen würdigen möchte, so ergriffen sie die Flucht. Monsieur, Graf von Provence, später Ludwig der Achtzehnte, war im allgemeinen mehr bemerkt als der Graf von Artois, später Karl der Zehnte. Des ersteren Ansprüche auf Gelehrsamkeit, auf echt französischen esprit (was mit Geist unvollkommen übersetzt ist), seine Beschäftigung mit den alten Schriftstellern, die er gewissenhaft studirt haben soll, seine größere Loyalität des Charakters im Vergleich zum Grafen von Artois, alles dieses hatte ihn bekannter und beliebter gemacht. Als er sich Maurepas bei Zurückberufung des Parlaments widersetzte, Turgot und Necker als Revolutionaire attakirte und sich 1787 bei der Versammlung der Notabeln dazu verstand, sich als Präsident des Büreaus wählen zu lassen, warf man die Blicke auf ihn, was aber durch seine Flucht ohne Folge blieb und das Schwert Napoleons, welches mit krachendem Donner zwischen Bourbons und Republik herniederstürzte, schien lange Jahre beide auf ewig hinter den Strom des

Lethe gedrängt zu haben. Beide durften unter der eisernen Kaiserherrschaft nicht mehr genannt werden. Als die Hälfte der französischen Bourbonenlinie geköpft, die andere Hälfte flüchtig war, ließ die Nation, durch Unglück erschlafft, vor der Hand noch die Armee und den Zufall gewähren. Ihre größten Freiheitshelden hatten sie längst über ihren Irrthum aufgeklärt und jeder aufrichtige Patriot fühlte die Wahrheit, als Vergniaud jene Donnerworte ertönen ließ: „Die verblendeten Pariser wagen es sich frei zu nennen? — Ja wohl ist es wahr, sie sind nicht mehr Sklaven eines gekrönten Tyrannen, aber sie sind Sklaven vieler niedriger grausamer Verbrecher.“ — —

Diese Wahrheit ließ allein den 18 und 19 Brumaire (9 und 10 November 1799) so schnell und sicher gelingen.

Ich gestehe, daß wenn ich zuweilen den Abend bei einer mir befreundeten Familie in der Rue de la Victoire (damals Rue Chanteraine) zubrachte, mich in dem einfachen Bürgerhause ein Gefühl beschlich, wie es der reisende Engländer stets ganz fertig mitbringt, wenn er mit der Agenda und der Bleifeder durch Erinnerung merkwürdig gewordene Plätze besucht.

In diesem Hause, zu klein um alle seine Getreuen zu fassen, auf dem Perron, in der Vorhalle, auf den Treppen, im Vorhofe, versammelte der General Bonaparte mit Tagesanbruch die ihm ergebenen Waffengefährten, um in St. Cloud die berathende Sitzung der Fünfhundert aus dem Orangeriesaal zu vertreiben, besser zu verjagen, denn wer sich mit Baret und Toga nicht mehr vor den hereinstürmenden

Bajonetten aus der Thür flüchten konnte, der sprang aus dem Fenster.

Hier in der Rue de la Victoire ward der Glückswürfel gehoben, der in St. Cloud mit dem Gewinn der Consulwürde niederfallen sollte. Ich sagte absichtlich den 18 und 19 Brumaire, obgleich der erste Tag allein geschichtlich markirt. Ist es gleich zur Gewohnheit geworden, die Verschwörung, welche schon am achtzehnten ihre Bewegung begann, als Achse anzusehen, so gab doch der neunzehnte erst die Auflösung. Keinen Zweifel leidet es heute mehr, daß von den Räthen der Alten die etwa Mitverschworenen in die eigene Falle gingen. Als Bonaparte schon am achtzehnten die ihm Ergebenen in seinem kleinen Hause der Rue Chanteraine versammelte, um in dieser Begleitung plötzlich vor den Schranken des Raths in den Tuilerien den Eid der Treue zu leisten, ahnte noch Niemand, daß er schon am nächsten Tage alle Gewalt allein in Händen halten würde.

Ob er vermuthete, was aus dieser Bewegung entstehen könne, was gelingen, was mißlingen möchte, bleibt bis in die Ewigkeit hinaus eine unbeantwortete Frage. —

Wenn auch nach innen bewegt, hatten doch, wie Theilnehmer mir mitgetheilt, die beiden Rathsversammlungen der Alten und Jungen, die erste aus 250, die zweite aus 500 Mitgliedern bestehend, sich, anstatt in die Tuilerien, nach St. Cloud begeben, um ungestörter in Permanenz berathen zu können. Da in dem Schlosse kein Lokal so schnell hergerichtet werden konnte, so nahm man in der Eile seine Zuflucht zu dem großen Orangeriesaal. Das Direktorium

der Fünf, halb mitverschworen, halb unbewußt, war aufgelöst. Es bestand aus Sieyes, der nur, nachdem man mehrfach in ihn gedrungen hatte, Reubel ersetzte, Roger-Ducos, Moulins, Gohier und Barras. Das Merkwürdigste an diesem ewig merkwürdigen Tage bleibt es, daß obgleich Sieyes Bonaparte am längsten mißtraute, obgleich er am schwersten zu einer Annäherung mit dem jungen ehrgeizigen General zu bewegen war, grade er der Sache den Ausschlag gab.

Bonaparte, wie man sagt noch viel weniger an dergleichen Scenen gewöhnt als Sieyes, war, wenn auch anfangs ermuthigt durch die günstige Aufnahme im Rath der Alten, doppelt bestürzt durch den heftigen Widerstand im Rath der Fünfhundert. Er hatte den Orangeriesaal schon verlassen, als Sieyes ihn gewaltsam wieder hineindrängte. Sieyes hoffte offenbar den günstigen Moment erreicht zu haben, in dem seine Constitution das Licht der Welt erblicken könne. Nur weniger Stunden bedurfte es und er war schon enttäuscht, aber zu spät kam die Einsicht in seinen Irrthum. Sieyes, der seit der Terreur ungern mitwirkend war, soll sich nach einigen diese eigene Täuschung nie verziehen haben und doch nahm dieser früher so strenge Republikaner, gleich vielen andern Freiheitsjüngern, wieder Titel und Güter an und ließ sich später vom Kaiser Napoleon mit der Grafenwürde und der reichen Domaine Crosne fesseln.

Mit Napoleons wachsender Tyrannei sah Sieyes seine Hoffnung immer mehr sinken und nur mit großer Mühe gelang es ihm, einige wenige Ideen seiner so viel besproche-

nen, stets erwarteten, nie eigentlich gekannten Constitution im Jahre VIII aufgenommen zu sehen. Selbst in der von Ludwig dem Achtzehnten zu St. Ouen gegebenen Charte soll man Spuren davon finden.

Trotz großer Verschiedenheit zwischen Robespierre und Napoleon drängte sich mir stets der Gedanke an eine gewisse Aehnlichkeit auf. Unmöglich schien es mir zu übersehen, daß beide Gewalt und Herrschaft in der Art ausübten, wie es eben zu ihrer Zeit möglich war sie auszuüben.

Nicht wie Ludwig der Vierzehnte und Mirabeau, wie Voltaire und Rousseau schufen sie ihren Zeitgeist, sondern der Zeitgeist war bereits in völliger Entwickelung als er sie fand, sie gleich den fluthenden Wellen auf die Oberfläche schleuderte, um sie, einmal verbraucht, desto tiefer in den Abgrund zu stürzen*). Merkwürdig bleibt beider schnelles Emporkommen, merkwürdiger beider schneller Fall bei so unumschränkter Macht. Beide wurden von ihren Creaturen erst überschätzt, dann zuerst wieder von ihnen verlassen. Als

*) Sehr wohl ist mir bekannt, daß man neuerdings in Robespierre mehr den Philosophen als den Henker sehen will, daß man das Mittel um des Zweckes Willen zu entschuldigen sucht, aber zu diesem Luftgebilde unserer Tage kann Niemand, der in Frankreich seit Jahren ernst forschte, festen Boden finden. Ich glaube mehr auf das Urtheil derjenigen geben zu müssen, die Robespierre persönlich kannten, als auf das Urtheil solcher, die sich der Freiheit zu Liebe die Wahrheit verschweigen möchten. Wer den Götzen anbetet, trägt den Gott nicht im Busen. Weder Robespierre noch Napoleon waren die reinen Apostel der Freiheit, darum wandte sie sich von beiden ab.

Robespierre in dem großen Frankreich niemandem mehr traute, traute er dem Berge und der Berg war es, der sich zuerst gegen ihn erhob. Als Napoleon niemandem in ganz Europa mehr traute, traute er seinen Generalen und Marschällen noch, und seine Generale und Marschälle waren die ersten, die ihn verließen. Robespierre sprach von Freiheit indem er die Kerker überfüllte und köpfen ließ; er sprach von Einigkeit der Nation und brachte vorher nie gekannten Zwiespalt in ihr hervor. Er wollte vor allem regieren und da die Zeit noch Grausamkeit erheischte, so regierte er grausam*).

Napoleon konnte sich nur erheben indem er kräftig unterdrückte, was bereits in der Meinung sinkend war. Hätte die Guillotine nach achtzehnmonatlicher Arbeit noch Beifall gefunden, anstatt daß man gegen sie zu murren begann, so würde Napoleon noch nicht an die Reihe gekommen sein. Seine plötzliche Erhebung ist nicht so sehr die Folge von Sieyes Zurückdrängen in den Orangeriesaal, von Lucians meisterhafter Vertheidigung daselbst, von des ägyptischen Mamelucken Rustan vorgestrecktem Arm, als die Folge seiner Geschicklichkeit, schnell einen leeren Platz auszufüllen. An den Todten lag Napoleon im Grunde nichts, aber er begriff schneller als seine Umgebung, daß man, wenn auch noch tödten, doch nicht mehr morden müsse. Napoleon sprach immer von Frieden und von dem Glücke, welches er den

*) Poetischer klingt es allerdings zu sagen: Robespierre hatte einen hohen Zweck; aber die Geschichte hat nichts mit der Poesie zu thun, die Guillotine und Eroberungskriege nichts mit der Freiheit.

Völkern zu bereiten strebe, aber immer führte er die Völker in den Krieg und brachte Unglück über sie, denn er wollte regieren und um zu regieren mußte er Krieg führen, die Umstände erheischten es.

Beiden, Robespierre und Napoleon, lag nichts an der Religion, aber beide gebrauchten sie als Maske, sobald sie zu der Einsicht gelangten, daß sie ohne sie verloren seien. Napoleon schloß das Concordat ab, Robespierre erlaubte, daß man wieder glauben dürfe. Beide, als sie verstanden, daß ihr Herrscherscepter im Begriff sei ihnen zu entschlüpfen, versuchten instinktmäßig als letzte Rettung eine effektreiche Theaterscene. Robespierre ordnete das große bekannte Fest im Tuileriengarten an, wo er im theatralischen Anzuge und Aufzuge erschien, und öffentlich die große Neuigkeit proklamiren ließ: die französische Nation sei in letzter Zeit im Irrthume gewesen, es gebe doch ein höheres Wesen, was es von nun an jedem wieder freistehen sollte, anzubeten und auszusprechen*).

Napoleons letzte Scene, bevor er nach Elba geführt ward, war sein Lebewohl an seine Garden zu Fontainebleau. Der Eindruck, den diese beiden Auftritte bei ihren Anhän-

*) Als Bernardin de St. Pierre, der Verfasser von Paul und Virginie, in einer öffentlichen Sitzung seine Rede mit den Worten: „Ein höheres Wesen" begann, entstand ein so lautes Schreien und Zischen, daß er sich zuletzt entschließen mußte, einen solchen Ausdruck als Irrthum zu erklären. Es galt seinen Kopf im Weigerungsfalle. — Diese Thatsache ward mir von meinem Freunde Aimémartin, zweitem Gemahl der Wittwe Bernardin's de St. Pierre, mitgetheilt.

gern hervorbrachten, war gleich groß, aber der beabsichtigte Zweck entschlüpfte ihnen beiden. Ihr Reich war aus *). —

Mußte Ludwig der Sechszehnte, nur schwach und unfähig große Momente zu erkennen und zu beherrschen, durch unverdiente Beschuldigung der Tyrannei, dem Henkerbeil erliegen, mußte die Republik in Unmäßigkeit sich selbst erwürgen, so mußte ein abermaliger Versuch zur Tyrannei abermals mißlingen.

Napoleons Waffenglanz einmal getrübt, sank die Täuschung vor der Wirklichkeit, und gleichwie die Pracht des Versailler Hofes fiel, sobald bewiesen war, daß der Hunger des Volks sie bezahlte, wie die Republik fiel, sobald die Tugend als Lüge erkannt war, so fiel der Kaiser, der seinen Ehrgeiz nicht stillen konnte, ob man ihm gleich das ganze aufgeblühte waffenfähige Geschlecht zum Opfer gebracht hatte.

Da nun das Land einmal in der Stimmung der Mäßigung war, der Hoffnung einer wirklichen Freiheit durch die von Ludwig dem Achtzehnten gegebene Constitution, so machte 1818 Frau von Stael's Werk „die französische Revolution" großes Aufsehen**). Allerdings war man 1815 durch die Ermordungen der Protestanten im Süden wieder

---

*) Allerdings war Napoleon ein großes Genie, ein großer Held, ein heilbringender Gesetzgeber für Frankreich, Robespierre ein Verderben streuender Utopist, der Frankreich an den Rand des Abgrunds führte; aber ich nannte die Aehnlichkeit auch nur eine b e d i n g t e.

**) Die Tendenz dieses Werkes, eine gemäßigte Constitution als alleinige Glückseligkeit für die Völker zu betrachten, war die Tendenz der damaligen Zeit.

aus der kurzen Ruhe aufgeschreckt und mit Entsetzen erkannte man in der später berüchtigten »chambre introuvable«, was allen Guillotinen und Ertränkungen zum Trotze, abermals der Freiheit bevorstehe, wenn den Frechheiten der Ultraroyalisten nicht eben so ein mächtiger Damm schnell entgegengethürmt würde, als man einst aus Mangel an Erfahrung vergessen hatte, dem frechen Republikanismus Einhalt zu thun. Aber diesen Damm hofften die Gemäßigten aller Parteien gerade in der zu St. Ouen octroyirten Charte gefunden zu haben, und schon daß 1816 die Auflösung jener zügellosen Kammer möglich war, die so laut mit Ansprüchen hervortrat, welche als Grundlage aller Uebel angesehen wurden, gab den wahrhaft Constitutionellen neuen Muth. Auch daß Ludwig der Achtzehnte bei Eröffnung der Sitzung den Kammern Mäßigung empfahl und seine Entrüstung über die Gräuel im Süden nicht verbarg, machte ihm einen großen Theil der Nation gewogen.

Leise flüsterte man: „Adel, Klerus, der Graf von Artois,“ wenn man die Anstifter jener Missethaten näher bezeichnete, und als man endlich wissen wollte, Ludwig der Achtzehnte habe die Benennung »chambre introuvable« selbst zuerst ausgesprochen, da zeigte sich bei dem esprit liebenden pariser Publikum eine bedeutende Mäßigung zu Gunsten der Regierung. Uebrigens ward es mit der Absicht dieser Benennung nie recht klar, denn indem die Ultraliberalen sie als Spott gegen die Royalisten aufnahmen und mit „eine Kammer, die ihresgleichen nicht wieder findet“ im bösen Sinne erklärten, nahmen die Ultraroyalisten es als Lob an und erklärten

„eine nicht so leicht wieder zu findende Kammer" in gutem Sinne.

Auf jeden Fall kam das Unklare dem Könige zu Gute.

Was Frau von Stael anbetrifft, so war sie dem gebildeten Publikum in Deutschland nie fremd geworden, denn je heftiger Napoleon diese heldenmüthige Antagonistin verfolgte, desto länger weilte sie im Norden; aber in Frankreich, wo der Mittelpunkt Paris allein Ruhm und Achtung austheilt, durfte Frau von Stael nichts gelten. Als Tochter Neckers, als Verehrerin englischer Staatsverwaltung, als frei gesinnte, mäßige, höchst begabte, staatswissenschaftlich gelehrte Frau konnte der Kaiser sie nicht in seiner Nähe ertragen. Corinne durfte als jugendliches, mittelmäßiges, unschädliches Produkt geduldet werden, nicht so die späteren, bedeutenderen, auf das Oeffentliche sich beziehenden Werke. Desto größer war die Aufmerksamkeit, die man ihrer Geschichte der französischen Revolution 1818 schenkte. In den wenigen Jahren, welche sie nach des Kaisers Sturz wieder in Paris zubrachte, hatte sie mit Geist und Herz alle sich ihr Nahenden gewonnen. Ihr plötzlicher, zu früher Tod brachte eine förmliche Consternation unter ihren unzähligen Bewunderern hervor. Trotz der mannichfaltigen Werke, die bis heute über die französische Revolution erschienen sind, bleibt Frau von Staels Werk noch immer eines der bemerkenswerthen, und bedenkt man, daß 1818 noch nichts dergleichen publizirt war, so begreift man die Neugier, mit der es aufgenommen ward. Das sich für die Lektüre der Staatswissenschaft interessirende Publikum ist in Paris größer, leb-

hafter, mitfühlender, als ich dieses selbst in den gebildetsten Ständen Deutschlands fand*). Die gute Meinung von der wissenschaftlichen Bildung Frau von Staels, von ihren finanziellen und politischen Kenntnissen ward mit diesem Werke vermehrt und glänzender stand sie dadurch da, daß sie bei ihrem männlichen Geiste sich durch feine Sitte und edle weibliche Gefühle auszeichnete. Madame Roland war die letzte Frau gewesen, die von Frankreich aus eine weltbekannte politische Rolle gespielt hatte (der Ruf der oben erwähnten Madame Tallien beschränkte sich mehr auf Frankreich), aber sie richtete sich selbst, indem sie laut ihre Freude über die Martern der Königin bewies. Frau von Stael war immer groß, bewundernswerth, gebildet durch und durch; Madame Roland war es nie. Nirgends erkennt man in ihren Handlungen weder das Weib des Volkes, welches durch wahres Mitgefühl für das Volk, anstatt durch Parteisucht, geleitet würde, noch die geistreiche Frau, durch Geburt höher gestellt, die sich mit Anstand als Feindin aristokratischer Vorurtheile zeigt und, indem sie ihre Albernheiten und Frivolitäten verachtet und meidet, stets die genossene gute Erziehung verräth. Madame Roland läßt bei allem Verstand immer das ordinaire pariser Boutikenmädchen durchblicken, die nur

*) Mit Gewißheit kann ich behaupten, daß die Romane neuerer Schriftsteller, die nur Gräuelthaten und Schilderungen der verderbtesten Sitten einer in Paris gänzlich verachteten und theils gemiedenen Gesellschaft liefern, viel mehr in Deutschland, als in Paris von den gebildeten Ständen gelesen werden; erstaunt war ich, in Deutschland dergleichen in den Händen junger Damen zu finden.

das Ungefähr aufklärte und unterrichtete. Ihre Individualität, ihre Bildung sind ein Werk des Zufalls; sie ist gehässig gegen höher Stehende in der menschlichen Gesellschaft, wie viele niedrig Geborne, die mit Neid aufwärts blicken, und wenn es ihnen gelingt, den Platz der Verdrängten einzunehmen, hochmüthiger, unedler als ihre Vorgänger sind. Madame Roland zeigte kein mitfühlendes Herz und das stoische Herz eines Brutus kann in seiner Härte den Faltenwurf weiblicher Gewänder nicht vertragen. Madame Roland freute sich über die Leiden der Königin Marie Antoinette und ward nicht betrauert, als auch ihr Kopf fiel. Als sie den Martertod der unglücklichen Cäsarentochter vernahm, rief sie mit freudestrahlenden Augen: „sie hat es nicht besser verdient.“ Als das Volk, selbst das damals so abgestumpfte, irre geleitete pariser Volk Madame Rolands Kopf, vom Rumpfe getrennt, in des Henkers Händen sah, rief es vergeltend aus: „sie hat es nicht besser verdient.“

Frau von Stael zeigt in ihrem Werke über die französische Revolution ein schönes gerührtes Herz für die wirklichen Leiden des wirklichen Volks, aber keine Verzeihung für jene, die sich auch Volk nennen wollten, im September, zu zwei Franken den Kopf, so viele Köpfe abschlugen als die Zahler von dieser Waare begehrten und dann hohnlächelnd fragten: „ob sie nicht gut gearbeitet hätten?“ Frau von Stael zeigt überall einen weit umfassenden Verstand, wo sie die Mittel zur Verbesserung des Wohls der Völker angiebt. Ihre Erziehung, ihr Umgang, die bedeutenden Staatsmänner, die das älterliche Haus schon in ihrer frühen Kind-

heit besuchten und sie, kaum Jungfrau, ihre seltenen Geistesfähigkeiten erkennend, schon eines Antheils an der Unterhaltung würdigten, alle Vortheile des Verstandes, des Unterrichts und des Herzens athmen dem Leser in jedem Worte entgegen. Es ist in Paris bekannt, daß Madame Roland ihren Einfluß nur zur Rettung ihrer Freunde versuchte, sobald der Schreckensscepter Robespierres sie als Opfer bezeichnete. Von Frau von Stael weiß man, daß sie auch ihren Feinden nützte, wenn es in ihrer Macht stand und ihre Verwendungen bei Talleyrand führten manchen Obdachlosen wieder in die Heimath.

Wenn sie sich gegen ihren mächtigen Feind Napoleon vertheidigt, so geschieht es nicht mit Schmähungen, aber mit Herzählung gewaltthätig verübter Fakta und bedächtig schüttelt der Weltbürger den Kopf, wenn ihm diese gemäßigte Frau, ganz Bürgin der Wahrheit, mit thatsächlichen Chiffern beweist, wie viele Seelen der mißlungene Freiheitsversuch, vereint mit dem Gelingen einer werdenden Tyrannei, schon unter dem Consulat gekostet hatte. Folgendes als Beweis.

Als Bonaparte endlich das Concordat abgeschlossen hatte, begab er sich nach der Kirche Notre-Dame, in dem ehemaligen Wagen des Königs. Dieselben Kutscher führten die Wagen, dieselben Diener gingen langsam neben der Wagenthür wie ehemals. Bis zur geringsten Kleinigkeit ließ er sich in der Hofetikette belehren und obgleich erster Consul einer Republik, paßte er sich gleichsam den ganzen Pomp der Hofgeräthe, der Hoflarifarien an. Von Notre-Dame zurückgekehrt, umgeben von seinen Generalen, gegen die er

sich damals noch nicht so hochmüthig als später benahm, sagte er: „Schien nicht heute Alles wieder zur alten Ordnung zurückgekehrt?" — „Ja," antwortete beherzt einer unter ihnen, „ausgenommen zwei Millionen Franzosen, die für die Freiheit starben und die man nicht wieder in's Leben rufen kann."

VII.

Während des Sommers von 1818, den ich in St. Cloud zubrachte, erinnere ich mich nicht, daß der Zufall besonders bemerkenswerthe Personen in meine Nähe geführt hätte, aber geschichtliche Erinnerungen belebten auch hier wie überall in und um Paris die todten Mauern.

So lange der Hof noch nicht hinausgezogen war, erhielt man leicht eine Erlaubniß zur Benutzung des Privatparks, wohin der Weg durch den eben erwähnten Orangeriesaal führte, welcher dem 18 Brumaire seinen Ruf verdankt. Wie alle Gewächshäuser, im Sommer ihres schönsten Schmucks beraubt, hätten auch hier die nackten Kalkwände den Wanderer nicht fesseln können, wäre nicht die Erinnerung ewig merkwürdiger Katastrophen das geistige Gemälde für den Nachdenkenden. Nicht zählen könnte ich die Gänge, welche ich durch dieses öde, leere Gewächshaus machte, aber wäre ich noch viele hundert Mal mehr hindurch geschritten, so hätte meinem Gedächtnisse der große Moment der Vergangenheit, der das Schicksal der Welt feststellte, nie gefehlt.

Bis zum Herbst war St. Clouds Park mit seinen un-

beschreiblich schönen Anlagen im grandiosen altfranzösischen Style von Le Notre gezeichnet, seinen majestätischen Bäumen und der heiligen Stille seiner entlegenen Laubgänge ein wahrhaft paradiesischer Aufenthalt. Mit dem Herbste aber veränderten die Anwesenheit des Hofes und ein dreiwöchentlicher Jahrmarkt gleichsam die Physiognomie dieser schönen Natur. Hin und hersprengende Cavaliere, Jagden der Prinzen, strotzende Hofkutschen, deren Gerassel durch die Luft erscholl, vermehrten den nur allzuleicht aufzuwühlenden Staub, welcher die Atmosphäre zunächst um Paris bei den gewöhnlich drückend heißen, dürren Sommern so unerträglich macht. Täglich sah man die schwere große Hofkutsche, worin Ludwig der Achtzehnte vom Schloßhofe hinab den Weg nach der Ebene nahm. Eine ähnliche leere Nothkutsche folgte; des Königs Wagen führten sechs, den anderen vier Pferde; Sicherheitsgarden flogen wie der Blitz von allen Seiten, Vorreiter schrien: „Platz da!"; man war bei solcher Begegnung betäubt, bestäubt und mied sie so gut man konnte. Gewöhnlich fuhr der König nach der Stadt durch Boulogne, ein kleines Dorf nahe bei St. Cloud, wohindurch der Weg zu dem bekannten Boulogner Gehölz führt.

Einer der heutigen Tages so weltbekannten Brüder R. war gleich nach dem Frieden bedacht, in Paris erst viel Geld zu gewinnen, dann so viele Ehre damit zu erlangen, als man anfing dem Gelde dort zu zollen. Zu dem herkömmlichen Luxus gehörte ein prächtiges Landhaus, was bald nach seiner Niederlassung in dem eben erwähnten Dorfe Boulogne gewählt ward. Das Haus war hübsch, aber

keineswegs so ausgezeichnet, als falsche Freunde oder leere Schmeichler den Eigenthümer glauben machten. Herr von R. nahm Complimente für baare Münze und bald war er was man auf französisch coiffé nennt von dem glücklichen Gedanken, welches Aufsehen sein Landhaus mache.

Ganz mit dieser Idee beschäftigt sieht er eines Morgens ihm unbekannte Leute mit Elle und Maaß an der vordern Eingangspforte, durch welche man eine sehr lange Avenue herauf bis zu seinem Hause fahren mußte, beschäftigt mit Messungen. Er ist von seinen sogenannten guten Freunden umgeben, die seine Aufmerksamkeit noch ganz besonders darauf leiten. Sogleich wird ein Diener die Avenue hinabgeschickt, um nach der Bedeutung dieser Ausmessungen zu fragen. Verlegen kommt er zurück, indem man ihm keine recht bestimmte Antwort gegeben, sondern kurz geäußert hatte: „man müsse vor des Königs Besuch genau wissen, ob die Pforte breit genug für die königlichen Kutschen sei"; auch war man höchst verwundert, daß Herr von R. noch nichts von dem ihm zugedachten Besuche des Königs wisse, der ihm gewiß officiell angezeigt würde. Im nämlichen Augenblicke kommt der Maire, dem schon die Ordre ward, sich an der Pforte des Herrn von R. zum Empfange seiner Majestät einzufinden.

Herr von R. verliert fast den Kopf vor freudiger Ueberraschung. Gutmüthiger Natur, ohne alles Mißtrauen, befiehlt er schnell sein Tilbury anzuspannen und fährt sogleich (alles auf Rath seiner Freunde), die schönsten, elegantesten Damen seines Cirkels aus der Stadt und nächsten Umgegend

zu laden. Die oben erwähnte Madame Thuret, die damalige Löwin (wie man heute sagen würde) der Chaussee d'Antin durfte nicht fehlen. Seine tournée so schnell als möglich beendet, eilt er wieder nach Hause, um sich in die besten Kleider zu werfen, befiehlt eine prächtige Collation zu bereiten, läßt die Galla-Livree vertheilen, die Gemächer mit den schönsten Gewächsen schmücken, er hat nicht Ruhe, nicht Rast. Die geladenen Damen kommen nach und nach im reichsten Putze angefahren, der Maire erscheint mit seinen weiß gekleideten Jungfrauen, die damals in Frankreich bei keiner Monarchenbegrüßung fehlen durften, der von Laubwerk improvisirte Triumphbogen ist noch glücklich an der Eingangspforte hergerichtet und hoch darüber flattert die weiße Fahne.

Das Laufen, Rennen, Rufen, sich Gegeneinanderstoßen besänftigt sich nach und nach. Es ist gegen vier Uhr nach Mittag und dies die Zeit, in welcher der König gewöhnlich durch das Gehölz kommt. Man eilt in den großen Saal, von welchem man die Avenue hinabsehen kann, um bei dem ersten Anzeichen bereit zu stehen. Das ganze Dorf, dem ebenfalls das Gerücht zukam, versammelt sich vor der Pforte. Man harrt draußen, man harrt drinnen, aber noch immer umsonst. In ungeduldiger Erwartung scheinen Minuten zu Stunden zu wachsen. Man weiß nicht, kam der König sonst früher zurück, ist es noch nicht so spät als man glaubte — man sieht — man horcht — eine viertel Stunde flieht nach der andern.

Endlich, endlich, große Bewegung im Volke. Man sieht schon die Staubwolken, die Cavallerie, die Vorreiter,

die Karosse, man ruft: „der König kommt! es lebe der König!" —

Herr von R. stürzt hinaus auf den Perron, aber — oh! gräßliche Enttäuschung — der König fährt vorüber. —

Man sagte einige Tage nachher, daß bei der Erzählung dieser vollkommen gelungenen Mystification Ludwig der Achtzehnte vor Lachen einen schwer zu besänftigenden Stickhusten bekam.

Journale und kleine Boulevard-Theater bemächtigten sich sogleich dieser tragikomischen Geschichte, was aber schnell wieder durch den wohlgespickten Geldbeutel des Helden unterdrückt ward.

Vielleicht hätte ich mich dieser an und für sich unbedeutenden Posse nicht einmal erinnert, gäbe sie nicht eine klare Abspiegelung grade desjenigen Theils der Gesellschaft, welcher sich bei weitem noch nicht mit Würde in seiner neuen Position zurecht finden konnte. Allerdings gehörte die Familie R. damals zu den zweifachen Emporkömmlingen, denen früher nicht so sehr das Geld, als Unterricht und gesellschaftliche Bildung gefehlt haben mußte, aber es waren mit dem Frieden überhaupt dergleichen aus allen Ecken und Enden aufgetaucht.

Ich stelle mir vor, daß von der heutigen Generation selbst diejenigen, welche damals Kinder oder etwa noch nicht geboren waren, wenn sie mit lebhafter Imagination begabt sind, sich ein treues Bild des Zeitcharakters machen können. Was Europa seit 1789 bis 1815 erlebt hatte, das heißt seit der gewaltsamen Besitznahme der Stände des Ballspiel-

saals in Versailles bis auf Napoleons Hinwegführung nach St. Helena, war von so unglaublicher Erschütterung, daß die Nerven jedes Denkenden, Fühlenden immerwährend wie im Fiebertraum gereizt wurden. Jeder Tag verkündete eine wichtige Neuigkeit, jede große Neuigkeit enthielt nicht minder als die Umgestaltung aller Weltverhältnisse. Der Edelmann, der Krieger, der Richter, der Künstler, der Landmann, der Beamte, der Kaufmann, alles ohne Unterschied sah sich mehr oder minder in seiner Stellung gefährdet oder gefördert und befürchten, wünschen, hoffen war das Schicksal aller, mit einem Worte: gespannte Aufregung war gleichsam das Element der Zeit.

Die gewaltsame Vereinigung der französischen Stände im Ballspielsaale war der Geburtsschmerz, durch den die Hoffnung, vor der Hand noch als lallendes Kind, in die Welt gesetzt ward; aber das Kind wuchs zum Riesen, brauste in wilden Stürmen über die Erde, hielt sein Versprechen nicht und ward schon in den sechs und zwanzig Jahren von 1789 bis 1815 ein Greis, in dem nach Waterloo die Kraft erstarb. Der Wunsch aller Völker vereinte sich nur noch in dem einzigen Rufe: Frieden, Frieden!! —

Das Zeitalter der Erschlaffung begann.

Man stritt noch mit der Feder, man intriguirte auf alle Weise, Minister wurden ernannt, abgesetzt, man schloß Traktate, aber man handelte nicht mehr.

So lange europäische Civilisation sich über die Welt verbreitete, machte man ungefähr dieselbe Erfahrung, daß, wenn noch kurz zuvor Waffengeräusch erklang, unmittelbar nachdem

die Waffen ruhen, das Geld als erste Potenz auftritt. In England frägt man gradezu: „was ist der Mensch werth?", wenn man wissen will, wie reich er ist. Der fleißige Holländer kämpfte unter Ruyter, gewann das Meer, um dadurch Schätze zu gewinnen, und welche Rolle Geld in dem freien Nordamerika spielt ist zu weltbekannt, um es zu wiederholen. Der republikanische Schweizer soll dem Gelde sehr hold sein und für Geld verkaufte sich dieser freie Sohn der Alpen allen Branchen der Bourbons, also den allararistokratischsten Thronen, zur Schutzwache. Geld ward auch von 1815 an die Losung in Frankreich und diese Tendenz trug ganz gewiß sowohl zu den Verirrungen der Regierungen als der Völker bei. Wo Alles zu kaufen, Alles zu verkaufen ist, wird nur zu oft Ehre und Treue mit in die Wagschale geworfen. Pallast und Hütte leiden dann gleiche Schmach, nur mit dem Unterschiede, daß jedes verlorne Glück in der Hütte tiefere Wunden schlägt.

Nicht ohne Absicht sagte ich, daß erst seit 1815 das Geld so einflußreich in Frankreich ward, weil glaubwürdige Franzosen mich versicherten, daß es früher nicht also war. Bevor ich nach Paris kam, hatte ich keine Vorstellung von dem Glanze und der Ehrfurcht, die man sich dort erkaufte.

Erst den Tag vor der Sitzung von 1818 auf 19 hatte ich Gelegenheit, den König, die ganze königliche Familie, die Branche Orleans und viele der bedeutendsten Männer der damaligen Zeit in Notre-Dame ganz in der Nähe zu sehen.

Später sah ich den König die Session von 1823 auf 24 selbst eröffnen und zwar war es die letzte vor seinem Tode. Er konnte nicht mehr gehen, weswegen die Sitzung im Louvre gehalten wurde, und die Art, wie er auf seinem niedrigen Rollstuhle plötzlich hinter einer Gardine, die man wie auf dem Theater schnell auseinander schlug und gleich wieder zufallen ließ, hinausgeschoben ward, hatte zugleich etwas Penibles und Komisches; beide Gefühle wurden vermehrt durch den hell schrillenden Diskant, der aus diesem unglücklich dicken Körper herauspipte. Penibler und wahrhaft beleidigend für jeden einigermaßen mit der Zeit Fortgeschrittenen war die Unbeugsamkeit der alten Dynastie in Bezug auf ihre verjährten Rechte. Der König sagte demnach: „Meine Herren Pairs, setzen Sie sich."

Und unmittelbar nachher sprach der Siegelbewahrer: „Meine Herren Deputirten, der König erlaubt Ihnen, sich zu setzen."

Es war mir als ob schon damals ein unsichtbarer Rache-engel vorüberschwirrte.

1818 war des Königs physischer Zustand noch bei weitem nicht so kläglich als später und der moralische Zustand des Landes der Familie noch günstiger. Ludwig der Achtzehnte konnte sich, wenn auch nur wenig, doch noch etwas bewegen und, wie gesagt, sein Einfluß war der Art, daß er, ohne vollkommen zu befriedigen, Hoffnungen weckte und erhielt.

Die Messe des heiligen Geistes, die ein guter Katholik zur Inspirirung einer großen Handlung unumgänglich nöthig

hält, ward in Notre-Dame mit allem erdenklichen kirchlichen Pomp gehalten und die königliche Familie hatte sich mit allem erdenklichen höfischen Pomp umgeben. Auch die Garde der hundert Schweizer in ihrem Feudalcostüme zog die besondere Aufmerksamkeit auf sich. Der Anzug bestand aus weiten Pluderhosen, kurzen gestreiften Röcken, großen mit Puffen gezierten Aermeln, runder steifer Halskrause, Sammetbaret mit langen weißen Straußfedern; in der Hand hielten sie eine hohe Lanze mit goldverbrämter Spitze. Auf diese Schweizer und auf einen in Gold und Brokat wahrhaft strotzenden Klerus blickten die Männer von 93 mit wüthender, die Anhänger des Alten mit triumphirender Miene. Kirche und Adel hofften an solchen Tagen eine complete Wiedergeburt; deutlich las man in ihren Blicken: „was noch fehlt, wollen wir zu erringen streben". Ihre Sicherheit beschleunigte später ihren Fall.

Den Herzog von Berri ausgenommen, machte die ganze königliche Familie der älteren Linie einen decidirt ungünstigen Eindruck.

Ludwig der Achtzehnte war, wie gesagt, ganz mißgestaltet wohlbeleibt. Auf kurzen, dicken Beinen watschelte der Körper mehr als er ging, und mit großer Mühe gelangte er unter dem Baldachin, welchen die Priester über ihn trugen, von der Thür nach dem Altar, das Gesicht feuerroth von der Anstrengung.

Sein Bruder, der Graf von Artois, später Karl der Zehnte, war lang und hager und hatte im Alter die Gewohnheit des Hin- und Herschaukelns mit den Beinen be-

halten, die Lehrer und Gouvernanten in seiner Jugend sich vergebens bemüht hatten, ihm wieder abzugewöhnen. Er konnte seinen Körper keine Minute ruhig halten. Der hervorragende Kopf, der stets geöffnete Mund würden eigentlich mehr Stumpfsinn als Tücke vorausgesetzt haben, widersprach dem nicht theils sein lebhaftes Auge, theils sein nur allzu bekanntes Intriguiren. Dieses Dummheit ausdrückende Hervorragen des Kopfes und der stets geöffnete Mund mit der Zugabe gänzlich verloschner, fast geschlossener Augen waren in seinem ältesten Sohne, dem Herzoge von Angouleme, nach dem Tode Ludwigs des Achtzehnten Monsieur genannt, zum höchsten Grade gesteigert.

In der Physiognomie der Gemalin des Herzogs von Angouleme, die man von dem bezeichneten Zeitpunkte an auch Madame nannte, ließen sich allerdings noch einige Reste erkennen, die, wenn sie auch nicht auf frühere Schönheit deuteten, doch etwas Edles und Charakter verriethen. Trotz ihrer dürren hagern Gestalt war ihr Schritt fest und majestätisch; aber auf diese unglückliche Tochter Ludwigs des Sechszehnten hatten die Schreckensmänner der Republik allen Jammer doppelt und dreifach gehäuft und mit kannibalischer Härte ihr Herz auf ewig gebrochen. Sie ließen sie leben, um alle Qualen, welche an den Ihrigen verübt wurden, erst mit zu leiden, dann alle Lieben, die sie in ihrem jugendlichen warmen Herzen trug, zu überleben. Mit den geliebten Aeltern, dem kleinen, wie man sagt selten reizenden Bruder, mit der engelreinen Tante Elisabeth in den Tempel gesperrt, litt sie gleich den andern alle Arten Mißhandlungen, endlich

Mangel an Kleidung, an Nahrung, an Luft in einem Alter, wo das sich zur Jungfrau entwickelnde Kind vermehrte Pflege einer erfahrenen sorgsamen Mutter bedarf. Sie sah Vater, Mutter, alle ihre Freunde, die sie zuletzt noch allein beschützende Tante von den grausamsten Schergen zum Richtplatz führen. Sie wußte den Bruder absichtlich dem niedrigsten Trunkenbold übergeben, um ihn erst zu entwürdigen, dann zu mißhandeln; sie hörte ihn über ihrem Haupte unter den Hieben des Schusterriemens Simons erst laut schreien, dann die gemeinsten Gassenhauer singen und konnte nicht helfen. Sie durfte kein Mitleid zeigen, um seine Leiden nicht zu vermehren. Sie litt in Frankreich den höchsten Jammer. Sie hatte die Franzosen unglaublich grausam, sie hatte sie kannibalisch gesehen; sie durfte, sie konnte ihnen nicht verzeihen und hatte sich selbst den Stab gebrochen, als sie den Fuß wieder auf Frankreichs Boden setzte. Allerdings wußte man sie religiös und verstand, daß sie ihr Gewissen hinter den christlichen Lehrsatz flüchtete: „vergieb auch deinen Feinden", aber die Menschen überhaupt und wüthende Parteien insbesondere neigen sich leichter zur Vermuthung böser als guter Absicht. Man traute in Frankreich dieser Verzeihung nie, man sah in ihrer Rückkehr nur Ehrgeiz und Rache, man glaubte nicht an ihre Liebe und man liebte sie nicht. Ihre ganze Person trug einerseits den Ausdruck verzehrenden, verdorrenden Grams, andererseits der completen Verachtung.

Die Herzogin von Berri, neapolitanische Prinzessin, Gemalin des jüngsten Sohnes des Grafen von Artois, war jung, aber in der äußeren Erscheinung etwas stiefmütterlich

von der Natur behandelt: klein, mager, weißlich-hochblondes Haar und eine fast röthliche Bläße des Teints. In den unregelmäßigen Zügen, in den beinahe schielenden Augen war keine Art von Ausdruck zu erkennen, nicht einmal jener der Frivolität, deren man sie beschuldigte. Obgleich man sie geistreich und gutmüthig nannte, so soll sie schwer oder gar nicht zum Opfer ihrer Neigungen zu bewegen gewesen sein. Sie wünschte sich mit dem Geben den Ruf der Wohlthätigkeit zu erringen, das Uebrige war ihr gleich. In ihrer Jugend und Unerfahrenheit hatte sie noch keine Idee davon, daß in Paris jedes Individuum, gleichviel welchen Geschlechts, sobald es die regierende Macht repräsentirt oder damit in Verbindung steht, im besten Falle nicht gehaßt wird; geliebt wird es nie.

Beiden Frauen kleidete das streng vorgeschriebene Hofcostüm am hellen Tage, ohne Kerzenschein, sehr schlecht. Es bestand aus einem kurzen, weißen Atlaskleide, Jupe genannt, das heißt einem Kleide ohne Schleppe, das Vorderblatt des Rocks reich in Gold gestickt, mit ausgeschnittenem Rumpf und kurzen Aermeln, also Brust und Arme bloß, was bei der alternden, gelblich dürren Herzogin von Angouleme förmlich bedauernswerth war. Um die Taille hielt ein goldener Gürtel einen farbigen Sammetrock mit ungeheurer Schleppe, ohne Rumpf, nach vorn stand diese Art von Ueberkleid, manteau de cour genannt, offen, rings herum mit breiter goldener Kante gestickt. Den Kopf zierte oder besser verunzierte ein dickes Büschel hoch aufgerichteter weißer Straußfedern, wohinter zwei lange Zipfel Blonden,

barbes genannt, angeheftet waren, die lang über den Rücken herabhingen; dicht um die Stirn lag ein breites juwelnes Diadem und sonst um Hals und Arme Diamantengeschmeide, wie die Mode es erheischte. Alle Hofdamen waren in gleichem Anzuge mit etwas weniger langer Schleppe und weniger Juwelen.

Der Herzog von Berri, zweiter Sohn Karls des Zehnten, allein erschien, wenn auch nicht eigentlich als schöner Mann, doch wohlgestaltet und, was bei den bestehenden Umständen wichtig war, er allein schien das längst Vergangene vergessen zu können, ihm allein merkte man Theilnahme für die Gegenwart an, anstatt daß die Aelteren der Familie offenbar den Ausdruck des Regrets trugen.

Man erzählte im Vertrauen vom Herzog von Berri: die königliche Familie hätte einen harten Kampf mit ihm zu bestehen gehabt, als man eine Trennung seiner morganatischen Ehe mit einer Engländerin begehrte; daß er nicht darein gewilligt hätte, als bis ihm das heilige Versprechen ward, die Töchter aus dieser ersten Ehe ferner anerkennen zu dürfen.

Ich sah Madame B. und ihren Töchtern nach des Herzogs Tode in sehr guter Gesellschaft in Paris mit aller Achtung begegnen, und hörte das Benehmen der Herzogin von Berri gegen diese Familie überall loben.

Wurden auch diese bürgerlichen Tugenden von den Anhängern der Dynastie zu ihren Gunsten absichtlich zur Kenntniß des Publikums gebracht, so konnte man sich nicht verbergen, daß Paris der Ort nicht sei, wo dergleichen viel Würdigung finden dürfe.

Louis Philipp von Orleans saß am nächsten zu dem Herzog von Berri. Dieser bildete das Ende der älteren, jener den Anfang der jüngeren Linie. Er war damals fünf und vierzig Jahre alt und konnte noch ein sehr gut aussehender Mann genannt werden. Wären nicht die hohen Tugenden der Gemalin und die selten gute Ehe dieses Paares weltbekannt gewesen, so hätte man Eifersucht vermuthen können, wo offenbar das wenig zurückhaltende schöne Geschlecht in Paris sein Wohlgefallen nicht verbarg.

Die Herzogin von Orleans (ich rede von 1818), die nächste neben der Herzogin von Berri, war nach den Regeln nicht schön zu nennen, aber die majestätische Gestalt, die selbst noch heute im hohen Alter ihre Würde behalten hat, war damals förmlich imposant. Sie sowohl als die Prinzessin Adelaide von Orleans, Schwester Ludwig Philipps, hatten, wie es gewöhnlich bei hochblondem Colorit der Fall ist, früh die eigentliche Jugendfrische eingebüßt, aber offenbar war der Ausdruck der ganzen Branche Orleans bedeutend wohlthuender als der der Bourbons. Ich möchte sagen, sie waren beruhigter und beruhigten mehr.

Ob Ludwig Philipp schon damals eine Möglichkeit seiner einstmaligen Thronbesteigung einsah, ist schwer zu beurtheilen. Offenbar war er seit der Restauration von Jahr zu Jahr populärer geworden. Die eigene Lebensart, wozu Promenaden zu Fuße im Bürgerrock, den Regenschirm unterm Arm gehörten, die Art, wie er die Söhne in den Hochschulen in den allgemeinen Classen unterrichten ließ, wo jedes Bürgers Sohn, wenn er mehr Fähigkeit als der junge Prinz besaß,

über ihn erhoben ward; die Spazierfahrten mit Frau und den vielen Kindern in einem großen offenen Wagen, eigens dazu eingerichtet, um die zahlreiche Familie aufzunehmen, alles dieses hatte ihm offenbar von 1815 bis 1830 in steigendem Grade die Herzen der Nation gewonnen. Die Herzogin war wegen reiner Sitten, ächter Frommheit ohne Bigotterie (später urtheilte man in dieser letzten Hinsicht nicht mehr so günstig über sie), wegen ihrer Wohlthätigkeit wahrhaft angebetet. Die Nation schien alle Untugenden der Linie Orleans vergessen zu haben, aller Tugenden der Linie Penthievre allein eingedenk zu sein. Der Wunsch, sie über die ältere Linie zu erheben, schlummerte im Herzen vieler gleich dem Fiebertraume des Jünglings, der die Geliebte nur desto sehnlicher begehrt, je unwahrscheinlicher der mögliche Besitz. Ist seine Leidenschaft nach dem Besitz erkaltet, so sieht er gewöhnlich nur Fehler, wo er früher anbetete. Hat sie ihn wirklich, oder hat er sich selbst getäuscht? —

In dieser Frage liegt allein der heutige Kampf. Allerdings erhielt die Nation nicht für alle ihre Wünsche Gerechtigkeit seit 1830, aber sie hat sie auch noch heute nicht bekommen, und wird sie nicht bekommen, so lange sie Intriguanten aller Art Zuflucht giebt, sich ihnen in die Arme wirft.

Ein ausgezeichnet schöner Mann, der aus dem ganzen Hofgefolge wahrhaft hervorragte, war Decazes. Im Jahre 1780 geboren, hatte bei ihm schon von seinem fünf und zwanzigsten Jahre an die seltene Vereinigung aller körperlichen und geistigen Vorzüge zum immer wachsenden Glücke stattgefunden. Obgleich ihm der Weg in die Beamtenlauf=

bahn zuerst durch die Stelle eines Raths bei Madame Lätitia, der Mutter des Kaisers, eröffnet ward, so konnte er doch später seine Anhänglichkeit für die vertriebenen Bourbons nicht genug verbergen. Napoleons Ungnade und diese Anhänglichkeit kamen ihm jedoch schon 1814 zu Statten und erhielten ihn durch alle Anfechtungen der heftigsten Parteien immer als Liebling Ludwig des Achtzehnten obenauf. Hätte nicht 1820 der an dem Herzog von Berri verübte Mord den Factionen zum Vorwand gedient ihn von allen Seiten anzugreifen, so hätten die gewöhnlichen Intriguen ihm unmöglich das Portefeuille entreißen können. Der König entließ später diesen Minister, den er wie einen Sohn liebte, unter den bittersten Klagen über das Schicksal und indem er ihm die Herzogswürde verlieh und ihn zum Gesandten nach London ernannte, wollte er seinem Herzen dieselbe Satisfaction geben, welche er dem constitutionellen Throne durch Entfernung seines Freundes geben mußte. Decazes war offenbar ein Mann von Talent und Geist, aber mit der ersten Jugend war jene eiserne Festigkeit verschwunden, die gegen Frankreichs Factionen damaliger Zeit offenbar Noth that. Freilich ließe sich dagegen einwenden, daß heutigen Tages die zu große Festigkeit des Ministers dem Könige seine Krone und sein Vaterland kostete, aber 1820 war man trotz aller Gräuel der neunziger Jahre, die man schon erlebt hatte, noch bei weitem nicht so geübt und gewandt im Umstoßen aller bestehenden Ordnung als heute. Wenn damals ein Gemetzel in den Straßen stattfand, woran es in Paris nie fehlte, so suchte man sich die Karren zur Fortbringung

der Leichen herbeizuschaffen, aber man hatte noch keine Idee von dem, was man 1848 am 23 Februar erlebte, daß die schweren großen Karren, die in den Stunden weit entfernten Vorstädten geborgen waren, schon ganz angespannt, vorbereitet unfern des Hotels des auswärtigen Ministeriums standen, selbst noch als festliche Erleuchtung Frieden und Nachgebung von Seiten der Regierung verkündete, als der harmlose, nicht eingeweihte Bürger keine Ahnung davon hatte, daß eine Faction den Kampf zu jedem Preis wolle.

Wie dem auch sei, so ward Decazes durch sein beständiges Schwanken zwischen den beiden Ultraparteien in den fünf Jahren von 1815 bis 1820 wahrhaft ihr Spielball, den sie sich einander zuwarfen und nach und nach erkannte er, was es heiße in Paris Minister und Freund des Königs zu sein. Der glänzende Sieg der Liberalen durch die Wahlen von 1818 spornte die Royalisten desto heftiger, die gewiß schon damals auf den günstigen Moment zur Rache lauerten.

1820, wie bemerkt, lieferte ihnen der an dem Herzog von Berri verübte Mord alle Gelegenheit und Decazes mußte weichen. Dagegen war er 1818 auf dem Culminationspunkte seiner Stellung unter den Bourbons und der Ausdruck seiner Physiognomie trug den bestimmten Charakter innerer Befriedigung; ja ich möchte sagen, es war eine triumphirende Miene. Er sah schön, lebhaft, beredt und glücklich aus.

Ihm zur Seite, zunächst hinter dem König, stand Talleyrand als Oberkammerherr.

Da zu den vielen witzigen Bemerkungen, die von ihm

bekannt sind, auch der Grundsatz gehörte, der Mensch hat nur die Sprache um zu verschweigen was er denkt, so kann ich den durch ihn erhaltenen Eindruck nicht besser wiedergeben, als wenn ich sage, er war in allem das Gegentheil von Decazes. Solche kalte, unbewegliche Züge, die, wenn der Fall als möglich anzunehmen wäre, fast muskellos erschienen, mußten bei einem so ernsten Denker in Folge absichtlichen Wollens sich also gestaltet haben. Sie gehorchten ihrem Besitzer, indem sie vor allen Dingen nie verrathen sollten, was nach Innen vorging und so war mit den Jahren diese Physiognomie einer geformten leblosen Maske gleich geworden.

Wie viel höher er bedächtige Lebensklugheit als Macht hielt, bewies er in seinem Urtheile bei der Nachricht, Napoleon habe den Herzog von Enghien erschießen lassen. Ein Anwesender rief entsetzt: Quel crime! Talleyrand antwortete: C'est plus qu'un crime, c'est une faute.

Andere Proben meisterhafter Vorbeurtheilung schwieriger Weltverhältnisse cirkulirten stets im Publikum. Zu vielem anderen wurde noch später oft erwähnt, er hätte über den spanischen Krieg geäußert: C'est le commencement de la fin.

Sein entschiedenes Widerrathen vom Feldzuge nach Rußland ist weltbekannt.

Allen diesen richtigen Urtheilen zum Trotze, welche durch die geistreiche Einkleidung nur desto schneller aufgefaßt und verbreitet wurden, erkannte man bald, daß Klugheit, Talent und die höchste Menschenkenntniß vereint sich in Frankreich nicht leicht über den Eigennutz erheben werden.

Auch Talleyrand war in dieser Hinsicht ein sehr echter Franzose.

Ob der Hang sich so schnell als möglich von der sinkenden Macht zu entfernen und der nächstfolgenden, für welche die meiste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, sich schnell zuzuwenden oder seine angeborene Abneigung gegen Krieg überhaupt ihn 1814 so schnell den Kaiser verlassen ließ, ist bis jetzt nie klar bewiesen. Factisch ist, daß, als er der Kaiserin Marie Louise nach Blois folgen sollte, um dort die Regentschaft zu unterstützen, er schon an der Barriere von Paris der österreichischen Cavallerie in die Hände fiel und wieder nach Paris zurückgeführt ward. Ob in Folge eines Einverständnisses mit Schwarzenberg ist ungewiß, aber wahrscheinlich.

Die Aufnahme, welche der Kaiser Alexander in Talleyrands Hotel in der Rue St. Florentin fand, vermehrte diese Meinung.

Man wollte wissen, daß der Autokrat erst hier in täglicher Unterredung mit diesem feinsten aller Diplomaten, in welchem selbst noch etwas von dem lang verjährten Priester steckte, zu der klaren Erkenntniß gelangte, daß man mit Napoleon selbst in Frankreich zu Ende sei.

Talleyrand war der erste, wie man sagt, welcher die Gedanken den Bourbons zuwandte.

Glaubte er an die Möglichkeit einer dauernden Regierung mit ihnen? — so war er, selbst die eifrigsten Royalisten mitgerechnet, der einzige Franzose, der daran glaubte.

Wollte er sein noch kurzes Leben und seine bedeutenden

Reichthümer endlich in Ruhe genießen und der Würde eines Oberkammerherrn mit 100,000 Franken Gehalt, deren Besitz ihm die Restauration als Belohnung ferner zu erhalten versprach, bis zum Rande des Grabes versichert sein? — wollte er das, so hatte ihn auch hier die Wahrscheinlichkeit getäuscht, denn er mußte sich in den drei Julitagen 1830 noch einmal für oder gegen entschließen und alle Großwürden in Pulver aufgehen sehen.

Den 28 Juli 1830 während der heftigsten Straßenkämpfe, bei einer unmöglich zu beschreibenden, drückenden Hitze neigte die Wage des Schicksals noch nicht mit solcher Bestimmtheit, daß sich dem Laien der Ausgang der Sache klar zeigen konnte. In den drei Tagen gingen Hunderte bei uns aus und ein, wovon ich bei weitem nicht alle kannte, die laut und heftig den großen Moment besprachen und bestritten. Theilnehmende Freunde, wiederum in Begleitung ihrer Freunde, gaben ein Wort des Trostes und machten schnell den Folgenden Platz. Mein Zimmer ward vom frühen Morgen an bis zum späten Abend nicht leer. Die Heftigkeit eines mir gänzlich Unbekannten, welcher dem ihm umgebenden Kreis die Unmöglichkeit bewies, mit den Bourbons ferner zu gehen und zuerst Ludwig Philipp von Orleans als einzige Rettung für Frankreich nannte, machte mich aufmerksam.

„Wer war der Mann?“ fragte ich nach seiner Entfernung. „Er ist dem Hause Talleyrand attachirt,“ gab man mir zur Antwort — „und“ fügte ein geisteicher Deutscher hinzu „wahrscheinlich ein wanderndes Barometer.“

Talleyrands Memoiren, die laut seiner testamentarischen

Verfügung erst funfzig Jahre (nach andern schon dreißig Jahre) nach seinem Tode erscheinen sollen, werden allerdings viel Aufschluß über seine öffentlichen und geheimen Handlungen geben, wenn er nicht etwa seinen Grundsatz des Schweigens in den des Verschweigens umwandelt.

Ob Hinterlist der rechte Ausdruck für diesen Charakter wäre, ist noch die Frage, besser, glaube ich, ist er mit Schlauheit bezeichnet, indem Aufhorchen und Benutzen, da wo das Schicksal schon bestimmt hatte, die eigentliche Tendenz seines Lebens ausmacht. Noch ist zu bemerken, daß seine nächste Umgebung nie mit Lob über sein feines, sanftes Wesen enden konnte. Niemals kannte man Heftigkeit an ihm und Großmuth und Liebenswürdigkeit waren ihm ganz eigen. Schwer hält es, sich einen Charakter wie Talleyrand schwach zu denken, schwerer ist zu begreifen, wie ein Mann, der noch im Jahre neunzig auf dem Marsfelde bei dem Bundesfeste als Bischof von Autun die Messe am Altare des Vaterlandes las, 1802, als er das Concordat zu Stande brachte, sich vom Papste als Belohnung seiner Bemühungen den Priestersegen zu der Verbindung mit seiner Freundin Madame Grant ausbat.

1826 begegnete ich dieser Dame in Gesellschaft und war erstaunt in einer Fürstin Talleyrand eine physisch und moralisch so unbefriedigende Persönlichkeit zu finden. Das Schicksal hatte sich für den Mißgriff, sie einst mit Gunst zu der Gemalin eines weltberühmten geistreichen Fürsten erhoben zu haben, hart gerächt, indem es ihre frühere Grazie in die abschreckendste Wohlbeleibtheit umgewandelt und ihr ihren

beschränkten Verstand in seinem ganzen Umfange gelassen hatte. Daß eine Frau, deren Dummheit stadtbekannt war, einen Mann wie Talleyrand fesseln konnte, gehört zu den gewöhnlichen Launen großer Männer; die ewige Klippe woran ihre Klugheit scheitert, begleitet von der ewigen Nemesis. Auch Talleyrand schüttelte das Joch, womit er sich selbst belastet hatte, wieder ab und lebte nach einiger Zeit wieder getrennt von dieser Frau. Eine oft wiederholte bekannte Anekdote war in Paris, daß Talleyrand, als er Denon zum ersten Male zu Tische geladen hatte, nur wenige Minuten ehe die Gäste kamen Zeit fand seine Gemalin schnell zu benachrichtigen, daß sich heute ein berühmter Reisender zu Tische einstellen werde, doch bevor sie noch nach dem Namen fragen konnte, mußte sich ihr Gemal eben so schnell wieder entfernen. Der guten Dame, die sich wohl eben so wenig um Kunst, als um das Oeffentliche bekümmerte, möchte überhaupt Denons Name, hätte sie ihn vernommen, bis dahin unbekannt gewesen sein, desto gegenwärtiger war ihr Robinson Crusoe, von dem sie sich erinnerte als von einem berühmten Reisenden gehört zu haben. In Folge dessen glaubte sie vortrefflich die Honneurs zu machen, wenn sie sich theilnehmend nach dem heutigen Zustande der Insel und besonders nach seinem treuen Freitag erkundigte.

Fast noch mehr als über die Verbindung mit Madame Grant soll sich Talleyrand selbst angeklagt haben, als er 600,000 Franken bei dem Bankerott des Hauses Paravay verlor.

Nachdem ich ihn zuweilen bei Feierlichkeiten an öffent-

lichen Orten gesehen hatte, bekam ich einige Jahre vor seinem Tode Gelegenheit, ihn eines Abends in dem Hause von Bertin de Vaux (Bruder des Herrn Bertin aîné, des Redakteurs des Journals der Debats), dessen Salon seit 1830 der Sammelplatz aller politischen Sommitäten ward, in der Nähe zu sehen und zu hören. Talleyrand, seit seiner frühsten Kindheit durch Unaufmerksamkeit der Amme lahm und hinkend, ward bei seinem Eintritt in den Salon schnell mit einem Sessel versehen und augenblicklich versammelten sich um diesen glänzenden Mittelpunkt die jüngeren Männer, deren politische Stellung erst 1830 gefördert hatte. Salvandy, Piscatory, Duvergier de Hauranne und viele andere, auf die ich später zurückkommen werde.

Talleyrands Stimme war schon schwach, der gänzliche Mangel an Zähnen der Deutlichkeit hinderlich, aber die Mittheilung war noch lebhaft und obgleich uns Damen ein etwas entfernter Platz angewiesen war, so konnten wir doch einigermaßen dem Faden der Unterhaltung folgen. Das Hauptthema war sein früherer Aufenthalt in Amerika, doch war im Ganzen die Unterhaltung zu abwechselnd, um klar genug zur Wiederholung aufgefaßt zu werden.

Der Triumph, welchen die Geistlichkeit mit der Eroberung dieser Seele feierte, ward für mehrere Tage das allgemeine Gespräch in Paris.

Noch war der Lebensathem in dem alten morschen Gehäuse, noch war der lang bewährte thätige Geist gleich dem Krater eines flammenden Vulkans nicht gänzlich erloschen und schon vernahm man von allen Seiten wie der Klerus sich

zum Widerstande gegen kirchliche Weihe für die baldige Leiche vorbereite. Man versicherte Ludwig Philipp habe auch bei dieser Gelegenheit Talleyrand, stets zur Friedfertigkeit neigend, leicht bewogen des Friedens halber mit Beichte und schriftlich dargethaner Bereuung seiner früheren antichristlichen Handlungen als guter Katholik zu sterben.

VIII.

Nach einer Entfernung von achtzehn Monaten führten mich neue Verhältnisse nach Paris zurück.

Oeffentliche große Begebenheiten sowohl als mein eigener Kreis hatten mancherlei verändert, sich auf manche Weise umgestaltet. Die Ermordung des Herzogs von Berri hatte während meiner Abwesenheit stattgefunden. Die Ultraparteien warfen sich, ein später so oft wiederkehrendes Merkmal des politischen Fanatismus, diesen Mordanschlag gegenseitig vor und wahrscheinlich beide mit Recht, denn waren auch weder namhafte Individuen, noch diese oder jene Partei eigentlich mitverschworen, so waren ganz gewiß die fortwährenden leidenschaftlichen Reden die geheime Triebfeder jener in Leidenschaft verübten Missethat. Als solche ward sie von jedem Wohlgesinnten betrachtet, war er auch sonst vollkommen gleichgültig gegen die königliche Familie. Es war diese blutige That ein vermehrtes Unglück dadurch, daß sie den Keim der Repressalien in sich trug.

Der Mörder Louvel erlitt seine Strafe auf dem Schaffot und beharrte bei seiner ersten Aussage, niemandem seine Ab-

sicht vertraut zu haben, ja er gestand laut, daß er die That nicht vollführt hätte, wäre ihm der Hoffnungszustand der Herzogin bekannt gewesen, der jetzt seine Absicht die Dynastie zu vertilgen verhindere. Allen Untersuchungen zum Trotze mußte der Fall als vereinzelt angesehen bleiben, dem ungeachtet glimmte das Mißtrauen, nie recht erlöscht, überall wieder unter der Asche hervor. Mit erneuter Heftigkeit stand man sich wieder schroff gegenüber. Unaufhörlich erinnerten Royalisten an den genauen Hergang. Herzog und Herzogin hatten den Abend in der großen französischen Oper zugebracht, woraus die Herzogin sich noch vor dem Ende zurückzuziehen wünschte. Der Herzog führte sie selbst zum Wagen, aber kaum hatte sie den Fuß zum Wagentritt erhoben, als der mörderische Stahl den Gemal traf, dessen hochaufspritzendes Blut ihre Gewänder bedeckte.

Schnell brachte man den Sterbenden in das an seine Loge stoßende Zimmer zurück. Die ersten Wundärzte, die ganze königliche Familie, die Minister wurden in Eile herbei geholt. Die Wunde ward tödtlich erklärt, doch war der Herzog bei vollkommener Besinnung geblieben. Er theilte noch seine Vermuthung mit, daß die Herzogin dem Throne einen Erben geben werde, empfahl ihrer Sorgfalt seine und Madame B.'s Töchter, nahm die Sakramente und verschied.

Im Opernsaale tanzte man noch, als der Herzog schon zurückgebracht war. Die Nachricht davon hatte sich nicht so schnell verbreitet; bis an sein Sterbebette erscholl noch Flöten- und Cymbelmusik.

Alles dieses trug sich in der Rue de Richelieu zu, auf

dem Platze, wo seitdem der schöne Brunnen von Visconti aufgerichtet ist.

Auf ähnliche Weise soll in Paris oft reines Quellwasser die Blutflecken mörderischer Thaten vertilgen!

Begann sich nun auch nach und nach der Sturm der politischen Debatten zu legen, so häuften sich doch immer von neuem Klagen und Beschuldigungen.

Die Erschießung des Oberstlieutenant Caron 1822 gab abermals ein neues Thema. Die Regierung behauptete ihn in einer Militärverschwörung zu Gunsten des Sohnes Napoleons, des Herzogs von Reichstadt betroffen zu haben. Die Liberalen leugneten das Faktum und wiesen auf die bekannten vier Unterofficiere von La Rochelle als auf Märtyrer der Intrigue. Wie immer ward in den Journalen heftig für und gegen gestritten.

Obgleich die gewaltsame Vernichtung eines Menschen, sei es durch Meuchelmord, sei es als Strafe für ein Vergehen, nie mit Gleichgültigkeit angesehen werden kann, so würde ich vielleicht unter den sich drängenden Begebenheiten jener Zeit nicht Carons erwähnt haben, hätte nicht der Zufall den General Pamphile Lacroix in meine Nähe gebracht.

In unserer Gesellschaft war man übel gegen ihn gesinnt und rechnete ihn laut mit zu den falschen Freunden, welche Caron hinterlistig ins Unglück verlockt haben sollten.

Wäre es in demselben Grade möglich, wie es ewig unmöglich bleibt, die Einzelheiten eines solchen Complotts zu kennen, so wäre ein sicheres Urtheil auch dann noch sehr schwer; nun vollends bei solcher Parteiwuth, bei persönlichem

Haß, bei falschen Gerüchten aller Art, wie die Wahrheit erkennen? Gewiß ist, daß Lacroix ganzes Wesen mehr auf eine Art von nachlässiger Bonhommie, als auf Hinterlist und Bosheit deutete, er glich mehr jemandem, den man mit Intriguen umstricken könne, als einem der zu intriguiren verstände, doch kann sein, daß der Schein trog. Er sowohl als seine Gemalin hatten so etwas durch und durch von dem Gewöhnlichen Abweichendes, daß ich mich noch heute nach so langen Jahren nicht des Lächelns enthalten kann, wenn ich mir die gesammten Sonderbarkeiten dieses Ehepaars lebhaft ins Gedächtniß zurückrufe.

Unsere Wohnung nahm das Erdgeschoß eines Gebäudes ein, das in Paris schon deswegen zu den schönern zählte, weil es gänzlich entfernt von der Straße zwischen einem breiten Hofe und einem Garten lag. Den ersten Stock bewohnte eine sehr reiche portugiesische Wittwe. Diese Dame hatte unsere Bekanntschaft gewünscht und uns in Folge ihrer ungemeinen Höflichkeit dazu bereit gefunden. Durch die ungeheure Schwierigkeit, welche ihr die französische Sprache bereitete, blieb sie uns indeß gewissermaßen fern. Um von Zeit zu Zeit ihren öftern Einladungen Folge zu leisten, nahmen wir eine Aufforderung für eine Abendgesellschaft an.

Da uns als Hausbewohnern bekannt ward, daß zu ihren Mittagsgästen für heute der päpstliche Nuntius zählte und man bei vorgerückter Frühjahrszeit die Gäste aus unserm Eßzimmer unbemerkt anlangen sah, so war uns zuvörderst der große goldene Blumenstrauß ganz von getriebener Arbeit an der Toque der Heiligkeit ein bemerkenswerther Anblick,

da uns dergleichen im protestantischen Norden noch nicht zu Gesichte gekommen war. Nachdem sich noch mancherlei prononcirt südländische Physiognomien einfanden, schienen uns die blitzend schwarzen Augen, der dunkle Teint, der grellfarbige, ganz eigene Anzug einer Dame, endlich der kolossale, athletische, ebenfalls bräunliche, ganz eigen aussehende Mann, der die Dame begleitete, zwei Gestalten mindestens ursprünglich den Tropenländern angehörend. Um so erstaunter waren wir in der Generalin Pamphile Lacroix, als welche man uns am Abend diese Dame vorstellte, eine deutsche Landsmännin zu finden. Sie war aus Gratz und sprach allerdings den sehr bestimmten österreichischen Dialekt, aber es hieß doch eben deutsch.

Durch seinen Aufenthalt in Tirol hatte der General auch ein wenig von diesem sogenannten Deutsch erwischt, machte uns aber sogleich lächeln, indem er sich damit brüstete. Noch komischer waren beide, als wir ihnen von der höflichen Wirthin als Musikfreunde und Kenner vorgestellt wurden, denn nun sollten wir augenblicklich beurtheilen, ob sie sich das Duett aus Mozarts Zauberflöte „bei Männern, welche Liebe fühlen" gut einstudirt hätten.

Beide traten sogleich ans Piano und fingen auf die allerbarockste Weise an ihren Gesang vorzutragen, verschnörkelten diese gute gediegene Musik mit italienisch sein sollenden, modernen Geschmacksverzierungen, verdrehten im Uebermaß des Gefühls die Augen und setzten durch ihre kauderwelsche Aussprache der Sache die Krone auf. War nun einerseits das Geschmackwidrige, Possenhafte dieser Leute eher

abstoßend, so war anderseits außerordentliche Zuvorkommenheit wieder beschwichtigend und indem wir uns einige Monate später zufällig als ihre Nachbaren in dem nahegelegenen Badeorte Enghien befanden, erneuerte sich der Umgang.

Hatten sie sich in der Stadt aufgestutzt, so setzten sie dergleichen auf dem Lande auf andere Weise fort und so oft sie vorüber fuhren oder ritten sah man das Volk mit offenem Munde hinterdrein staunen und hörte die Ausrufung, »Ah ça sont-ils drôles!«

Der General vollends mußte von Geringeren oft für einen Kunstreiter gehalten werden, denn Bänder, bunte Florüberwürfe für Damen, Shawls, alles was ihm eben unter die Hände fiel, ward als Schmuck irgendwo angesteckt, übergebunden: und dann zu Pferde über Stock und Stein. —

Später erfuhr ich, daß dieses ganze fratzenhafte Unwesen eine schlechte Nachahmung nach Joachim Murat, König von Neapel, war. Murats Hang mit Kleidung und Geberde Aufsehen zu machen war damals allgemein bekannt. Er trug nie den gebräuchlichen Schnitt, mied das Einfache und ließ alles phantastisch herausstaffiren und überladen. Auch Murat war auffallend groß und stark und Lacroix brüstete sich mit der Aehnlichkeit. Möglich, daß der König, dem eine andere Kasse als dem General Lacroix zu Gebote stand, durch Reichthum der Sache ein besseres Ansehen geben konnte, der Aufputz des Generals erschien wahrhaft plunderhaft. Mann und Frau waren ein ewiges Gemisch von Geist, Verstand und Lächerlichkeiten, die man wahre Affereien nennen konnte. Verstand und Kenntniß waren ihnen um so

weniger abzuleugnen, als seine „Memoiren zu der Geschichte der Revolution von St. Domingo" allgemeine Anerkennung gefunden hatten und es ganz bekannt war, daß auch die Generalin an diesem Werke mitgearbeitet hatte; auch verdienen ihre musikalischen Fertigkeiten neben einer hübschen Stimme Erwähnung.

Zu den vielen Sonderbarkeiten dieses Ehepaars gehörte noch, daß keiner von ihnen Geduld hatte, den andern dasjenige, was er mitzutheilen begonnen hatte, ruhig vollenden zu lassen; im trivialen Ausdrucke möchte ich sagen, sie rissen sich die Worte aus dem Munde. Das Sonderbarste dabei war, daß wenn der zuerst Beginnende seine Mittheilung nicht wollte fahren lassen, wie es oft geschah, sie die Sache ganz ruhig, aber genau mit denselben Worten, vereint vortrugen, ohne sich irre machen zu lassen. Zeigte dieses nun gleich einerseits für ein sehr vertrauliches eheliches Verhältniß, indem sie offenbar alles mit einander besprochen haben mußten, so machte es doch dem Dritten einen höchst possenhaften Eindruck und benahm besonders jedem von ihnen seine Individualität, denn man wußte nie, in wessen Gehirn der Gedanke zuerst entstanden war.

Uebrigens sprachen sie viel gescheuter als sie sich geberdeten.

Als sie mich eines Tages auf dem Lande zu einem Besuche in der Umgegend abholten und ich sie im Wagen erwartete, war ich ganz erstaunt, ein Ding ankommen zu sehen, was ich für alles, ausgenommen für einen Wagen, gehalten hätte, zogen es nicht zwei schöne Pferde. Ich kann es nicht

anders beschreiben als einen Sopha, der auf Rädern stand und in dessen Mitte ein ungeheurer Regenschirm angeheftet war. Wir saßen ganz bequem, doch erlaubte ich mir die Bemerkung, daß wir bei dem schönen Wetter den Schirm füglich entbehren könnten, wenn sich dagegen Regen mit Wind einstellen sollte, wie sich denn gewöhnlich bei Unwetter diese beiden vereinen, der große Schirm bei dem raschen Lauf der Pferde wohl mehr Unheil als Schutz brächte.

„Allerdings", erwiederte die Generalin, „ist der Schirm von wenig Nutzen, aber das Ganze sieht gar komisch aus und belustigt uns als eigene Erfindung."

Zu einer wahren Ambition war es bei ihnen geworden, alles an und um sich selbst fabricirt zu haben und darüber bewundert zu werden, was denn jedem, der nur ein wenig Anspruch auf Geschmack machen durfte, sehr schwer ward. Es war hierbei nicht allein von dem Putz der Dame die Rede, von künstlichen Blumen, die sie selbst geschnitten, gefärbt, geordnet, von den Federn, die sie gereinigt, gebunden, gekräust hatte, nicht allein von Verzierung des Hausraths, sondern Wände wollten sie malen, zimmern, mauern, genug es war bei diesen Menschen zu einer Art leidenschaftlicher, unnützer Beschäftigungswuth gekommen, die alle gewöhnlichen Gränzen des Lächerlichen weit überstieg. Eines Tages traf ich sie beide auf hohem Gerüste in ihrem Landhause den Plafond malend und zwar, wie sie sich einbildeten, im herkulaneischen Geschmacke. Unglücklicher Weise verstanden sie nicht allein nicht dergleichen richtig zu handhaben, sondern sie hatten auch keineswegs ächten Kunstsinn. Gleich

tausend anderen war ihnen nicht klar, daß, um etwas kunstreich Schönes zu liefern, neben dem Willen noch Fähigkeit, Kenntniß und Geschmack vorhanden sein müssen. Sie mischten Styl und Zeiten so verwirrt und bunt durch einander, wie überhaupt ihr ganzes Thun und Lassen war.

Ein anderes Mal, als ich in den Hausflur trat, riefen mir beide unsichtbar mit so hohler Stimme guten Tag zu, daß ich nimmer errathen konnte, wo sie sich eigentlich befänden. Endlich hieß es „kommen sie nur immer herauf, immer herauf, sie werden uns schon entdecken" — und wirklich entdeckte ich sie endlich ganz oben in einem schiffsartig hergerichteten Raume, wo sie sich zwischen hohen Pfählen in Hangematten, nach Art der Tropenbewohner, wiegten.

Als sie nun endlich den ganzen Sommer hindurch jede Art von Müßiggang mit unglaublich wichtiger Geschäftigkeit betrieben hatten, sahen sie sich auf der Höhe des Glückes, als ihnen ihr Hauswirth erlaubte einen unfern des Hauses gelegenen Haufen Ziegelsteine nebst einem Stück Land zu benutzen.

Gleich machten sich beide daran ein Theater zu bauen. Weder die schmutzigsten, schwierigsten Arbeiten, noch tausend Hindernisse schreckten sie ab. Ließen sie sich auch von Handwerkern vom Fach etwas dabei zurecht weisen, so scheuten sie doch keine Art von Handhabung und ich sah sie graben, mauern, zimmern, Karren schieben, mit Kalk und Mörtel sich beschmutzen, bei unerträglicher Hitze sich im Schweiße ihres Angesichtes abmühen, als geschähe es ums Brot und

dieses alles nicht allein mit der heitersten Laune, sondern mit wahrhaftem Dünkel eines im Selbstgefühl stolzen, schaffenden Künstlers. Diese Zufriedenheit steigerte sich noch, als das Theater in Vollendung dastand und man nun zu spielen begann. Es versteht sich von selbst, daß jedes fähige Liebhabertalent sich gern anwerben ließ, aber auch hier fand es sich, wie gewöhnlich bei Liebhabertheatern, daß die Spielenden viel nachsichtiger gegen sich selbst waren, als es ihr Publikum sein konnte. Einige Männer zeichneten sich indessen aus, doch war das Ganze höchst mittelmäßig und man war in Montmorency der Welthauptstadt mit ihrer Masse ausgezeichneter Theater viel zu nahe, um nicht unter dem Einflusse des Vergleichs zu urtheilen. Mancher Tadel kam den vertrauenden Wirthen wieder zu Ohren; sie hatten so viel Kritik nicht erwartet, und als Liebesintriguen, Eifersucht, Mißhelligkeiten aller Art eintraten, war die Freude bald zu Ende und alle Anstrengung ziemlich unnütz *).

Sehr leicht ist zu begreifen, daß Gestalten dieser Art, wenn sie auch oberflächliche Unterhaltung bieten können, niemals zum bleibenden Umgang wünschenswerth sein möchten. Bei völlig entgegengesetzter Richtung im Leben, in der Kunst, Politik u. s. w. gehörten sie für uns zu der Zahl derjenigen, die in Paris wie bunte burleske Bilder des Guckkastens zur

*) In der Gesellschaft verbreitete sich das Gerücht von einem ihnen zugesandten Komödienzettel mit der Anzeige: Heute wird bei dem General Lacroix aufgeführt: Die Ermordung Carons, großes historisches Trauerspiel.

augenblicklichen Belustigung vorüber geschoben werden. Man trennt sich so schnell als man sich findet.

Der General gewann offenbar bei näherer Bekanntschaft und ungerecht würde ich mir selbst erscheinen, wollte ich seinem oben genannten Werke über St. Domingo kein Lob spenden. In keinem anderen Werke fand ich die Expedition von Leclerc, Napoleons Schwager, dessen Tod, und den kurz darauf stattgefundenen Abfall Haitis so klar und deutlich geschildert. Lacroix hatte mit Theil an der Expedition genommen, muthig gekämpft und mit Nutzen und Gewissenhaftigkeit beobachtet. Ich las seine Memoiren mit Eifer und Aufmerksamkeit und erweiterte dadurch meinen Horizont in Bezug auf eine Zeit, wo keine irdische Macht die Vibration hemmen konnte, welche der Freiheitsimpuls gleich der galvanischen Kette zur Vollendung seines Laufes bedurfte.

Lafayette und seine Freunde hatten die ersten Freiheitsideen gleichsam wie einen moralischen Impfstoff mit aus Nordamerika nach Frankreich gebracht, aber zum Verderben, denn es fehlte dem zu impfenden Körper an gesunder Vorbereitung. Convulsivisch empfing er, was er noch nicht Kraft zu verbrauchen hatte und griff hastig zur ersten besten bittern Arznei, als er sich dem Untergange nahe sah. Eine tyrannische Militairmacht war Hülfe gegen die Guillotine. Von Frankreich aus drang der Freiheitsruf zurück nach Amerika und für dieses Mal waltete eine rächende Göttin.

Die Franzosen hatten den sanftesten der Könige einen Tyrannen gescholten, nur weil er ein König war und hörten sich plötzlich in Haiti mit Erstaunen Tyrannen schelten,

nur weil sie Weiße waren, denn kein Weißer gestand sich, daß er der wirkliche Tyrann seiner Schwarzen war. Mit Begeisterung schrie der Weiße in Europa, er wolle sich von Sklavenketten befreien, mit Murren sah er seine reichste Colonie sich entschlüpfen, wo der Schwarze sich mit vollem Rechte von wirklicher Sklaverei befreite.

Die Grausamkeiten der Neger und Farbigen aller Unterabstufungen übertrafen sogar die vom Wohlfahrtsausschuß decretirten in Paris, denn in Haiti hieß es nicht mehr tödten, sondern Menschen gliedweise in Stücke sägen und unter dieser Marter den Lebensathem möglichst lange erhalten, andere langsam lebendig begraben und was dergleichen unsägliche Grausamkeiten mehr sind. Der Neger war damals nicht allein nicht besser, sondern schlimmer als das Thier, aber wer ihn zum Thier erniedrigt hatte, war der Weiße.

Noch heute, wo beinahe funfzig Jahre seit dem effektiven Verluste jener Insel verstrichen, will die Masse der Franzosen den Haitianern keine eigentlichen Fähigkeiten zugestehen und doch zeigten Toussaint l'Ouverture, Christoph, Boyer und so viele andere, wozu sich selbst der niedrigste Sklave zu erheben vermag, sobald ihm der Strahl der Wahrheit oder vielmehr der Hoffnung leuchtete.

Lacroix Urtheil in Bezug auf Haiti erschien mir um so bemerkenswerther, als er zum Tadel, den ich von Franzosen gewohnt war, viel Lob und Gerechtigkeit hinzufügte, was selbst heute, wo alle Ansprüche auf Besitz längst aufgegeben sind, nur selten in Frankreich zu finden ist. Der merk-

würdige Charakter Toussaints ist klar begriffen, die schreckliche, großartige Geschichte der Losreißung Haitis in allen ihren nothwendigen Consequenzen deutlich aufgefaßt. Lacroix zeigt Toussaint allerdings hinterlistig, verschlossen, grausam, wie ein Negersklave es sein mußte, dem die Verzweiflung in schon vorgerücktem Alter den ersten Gedanken der möglichen Befreiung zuflüsterte.

Als er schon anfing dem Bestehenden gefährlich zu werden und nur einige hundert Freiheiten (»libertés«) für seine schwarze Kaste forderte, fand er noch viel heftigeren Widerstand bei den Mulatten, Farbigen (hommes de couleur), als bei den Weißen*). Die, einem Europäer fast unmöglich scheinende, Widernatürlichkeit dieser Kaste bildet eigentlich den Kern, den Mittelpunkt jener ganzen Schreckenskatastrophe. Diese Abkömmlinge der Weißen und Schwarzen in verschiedener Unterabstufung hellerer und dunkler Epidermen waren bei weitem die Unbeugsamsten in Bezug auf die Sklavenbefreiung. Ihre schwarzen Sklaven wurden in der Regel noch grausamer von ihnen behandelt, noch viel mehr von ihnen verachtet, als von den Weißen. Meistens Kinder von Creolen**), konnten sie es ihren Vätern nicht verzeihen, ihnen schwarze Sklavinnen zu Müttern gegeben zu haben, und nur zu bekannt ist in den Tagen der allgemeinen

*) In den französischen jetzigen oder früheren Colonien ist es viel mehr Gebrauch, die Mulatten hommes de couleur als Mulâtres zu nennen.

**) d. h. Abkömmlingen von Franzosen oder Spaniern in Amerika oder andern Colonien geboren.

Metzelei jene Uebereinkunft unter ihnen: „tödte du meinen Vater und ich verspreche dir deinen zu tödten.“ —

Anderseits erkennen wir wie weit der Neger 1793 noch entfernt war die Freiheit, welche ihm die Commissarien der französischen Republik brachten, nach europäischen Begriffen aufzufassen. Noch rauchte die von den Negern in Asche gelegte Capstadt, noch war daselbst kein Weg durch die Haufen grausam verstümmelter Leichen gebahnt, als die Commissarien schon proklamiren ließen: der Wille der französischen Republik sei, allen solchen Krieg führenden Negern die Freiheit zu schenken, welche sowohl gegen die spanische Nachbarcolonie, als auch gegen jeden äußern und innern Feind fechten würden.

Demzufolge hatten alle von ihnen frei deklarirten Neger gleiche Rechte mit den Weißen. Mit der heftigsten Erbitterung, mit empörtem und empörendem Haß, Stolz, Vorurtheil vernahmen die Farbigen oder Mulatten diese Proklamation zum Besten der Schwarzen.

Um sogleich wieder den furchtbarsten Excessen Einhalt zu thun, welchen sich der so eben noch zum Lastthier dienende, zur Freiheit unvorbereitete Neger überließ, waren die Commissarien gezwungen, eine neue Proklamation zu erlassen. Sie lautete, daß die neuerdings Befreiten keine guten Bürger sein könnten, wenn nebst der Wohlthat, deren man sie genießen ließe, sie nicht auch an das Vaterland durch die edlern Gefühle des Gatten und Vaters gefesselt wären. Man ertheile daher den neuen Bürgern das Recht, die Freiheit auch auf Weiber und Kinder zu übertragen. —

So natürlich ein solches Verfahren heute erscheinen müßte, so unglücklich fanden alle des Lokales Kundige es damals. Die Sklaven waren noch viel zu roh und barbarisch, um den Werth dieser Wohlthat einzusehen; der Titel eines Gatten und Vaters war ohne allen Reiz für sie und einzig und allein aus Rache freute sich anfänglich die Menge ihrer Freiheit.

Wie fern diese Schwarzen noch waren die von Frankreich angebotene Freiheit zu verstehen, beweist die Antwort ihres Anführers Macaya.

Die Spanier, die schon damals den französischen Einfluß in ihren Provinzen fürchten mußten, behandelten Macaya als Excellenz. Diese Schmeichelei und religiöser Fanatismus machten ihn den Spaniern ergeben. So oft nun der französische Commissair im Namen der Republik mit ihm verhandeln wollte, gab Macaya immer die gleiche Antwort: „Ich bin der Unterthan dreier Könige, des Königs von Congo, Herrn aller Schwarzen, des Königs von Frankreich, der meinen Vater, des Königs von Spanien, der meine Mutter vorstellt. Diese drei Könige sind die Abkömmlinge jener heiligen drei Könige, die, von einem Stern geleitet, kamen den Gott-Menschen anzubeten. Wenn ich zur Republik überträte, so ließe ich mich vielleicht verleiten Krieg gegen meine Brüder zu führen, welche Unterthanen sind dieser drei Könige, denen ich Treue gelobte, also thäte ich Unrecht.“

Andere Chefs antworteten: „Wir können uns unmöglich dem Willen der französischen Nation fügen, weil seit Menschengedenken man nur dem Willen eines Königs gehorchte. Nun

haben wir freilich den König von Frankreich verloren, aber wir sind vom Könige von Spanien geliebt, der uns belohnt und beisteht und so können wir Euch Commissarien nicht anerkennen, als bis Ihr wieder einen König auf den Thron setzt." —

Toussaint l'Ouvertüre konnte den Gräueln, den unglaublichen Missethaten, die von nun an ausbrachen, nicht Einhalt thun; er verübte sie und ließ sie verüben, aber die Grausamkeit ward nicht wie bei Dessalines z. B. ihrer selbst willen verübt. Er förderte den Krieg, aber er steuerte der Rache. Daß er beim Beginn seines Auftretens noch nicht vollkommen klar über den Grad der Freiheit war, den er für die Seinigen erlangen könne und wolle, zeigt sich deutlich in seinem Leben und in seiner Hinneigung zu England und Spanien.

Der philanthropische Wilberforce war einer der ersten, welche im englischen Parlamente auf Verbesserung der unglücklichen Negerexistenz drangen. Seine Worte leuchteten wie Fackeln in der Finsterniß, sie schürten die Flammen auf, die in dem Busen jedes Menschenfreundes glimmten. Er verstummte indessen wieder vor den Reden seines Freundes Pitt, der, um sich nicht sofort über die Befreiung der Neger auszusprechen, erklären ließ: „Das Parlament könne nichts ohne Zustimmung der Pflanzer in den englischen Colonien bestimmen."

Durch diese kurze Aeußerung ward Toussaints Handeln bestimmt, gleichsam sein Befreiungs-Genius geweckt. Er fühlte, daß er sich und die Seinigen von England, von

Spanien, wie überhaupt von allen Kasten lossagen und so lange mit Frankreich gehen müsse, bis seine Neger physisch und moralisch Kraft genug besäßen sich selbst zu genügen.

Nach unserer Moral müssen wir ihn allerdings als Verräther ansehen, aber jeder europäische Maßstab geht in Haiti verloren.

Toussaint wollte sein Volk erst aus dem thierischen, dann aus dem Sklavenzustand retten, und beides lag damals noch so sehr außerhalb der menschlichen Begriffe, daß ungewöhnliche menschliche Unternehmungen nothwendig wurden. Sein eigentliches Handeln zu seinem Zwecke beginnt erst, als er den französischen General Laveaux wissen ließ, daß er ihm die unter seiner Aufsicht stehenden Posten und Truppen ausliefern würde, wenn man ihn in dem Grad eines Colonels, den er bei Sr. katholischen Majestät bekleide, bestätigen wolle. Laveaux verstand sogleich den Vortheil, den man aus dem Gewinn eines solchen Feindes erringe und daß man mehr geben müsse, als begehrt werde. Er antwortete: „Die Republik würde Toussaint mit Vergnügen zu den Ihrigen rechnen und ihn als Brigade-General begrüßen.“

Dies war genug Toussaint zu bestimmen. Bei diesem Uebergange beweisen alle Nebenumstände, wie sehr er verstand sich zu beherrschen und zu verstellen. Kurz vor seinem Uebertritt hatte sein Benehmen bei der Erfüllung religiöser Handlungen den spanischen Marquis Hermona so wohl betrogen, daß, nachdem er ihn das Abendmahl nehmen sah, er ausrief: „Nein! auf dieser Erde konnte der gütige Schöpfer keine reinere Seele heimsuchen!“

Wenige Tage nachher ward Toussaint schon zum Verräther an diesem spanischen Marquis.

Er kannte vollkommen seinen Werth bei den von nun an meuterischen Bürgerkriegen. Funfzig Jahre Sklave, konnte er in diesem hohen Alter kaum mehr als lesen*), aber er verstand zu denken, und kannte allein seine Gedanken, denn bis dahin sprach er noch mit niemandem über seine Pläne. Alles in seiner Laufbahn spricht zum Vortheil seines Genies in Bezug auf die Bemeisterung der Umstände, denn sein Einfluß war immens, obschon Toussaint selbst für Schwarze von unvortheilhaftem Aeußern und von schwerfälliger Sprache war. Als die Schwarzen aber ein Oberhaupt und zwar von ihrer eigenen Farbe haben wollten, schaarten sie sich einstimmig um Toussaint.

Sein eigentlicher Name war Toussaint-Breda, nach der Plantage Breda, wo er als Sklave gelebt hatte; er fügte den Namen l'Ouverture hinzu, um den Seinigen hiermit anzuzeigen, daß er im Begriff stehe seiner Kaste das Thor einer bessern Zukunft zu eröffnen.

Dergleichen sinnbildliche, schwülstige Sprache war bei den Schwarzen theils beliebt, theils vielleicht nothwendig zur leichtern Auffassung für ihre noch vom Nebel der Unwissenheit umhüllten Begriffe. — Als er auf den Gipfel der Macht gelangt war, mischte sich wie gewöhnlich das Böse zum Guten und Stolz und Dünkel blieben auch bei Toussaint nicht aus. Schwer ertrug er es, daß Bonaparte als Consul seine Briefe

*) Nach andern lernte er es erst in einem Alter von über funfzig Jahren; vgl. S. 112.

unbeantwortet ließ und mehrere Male äußerte er: „so wie jener der erste der Weißen, sei er, Toussaint, der erste der Schwarzen, von dessen Willen es allein abhänge seinen achtzehnten Brumaire zu haben."

Sobald er zur vollkommenen Herrschaft gelangt war, tauchte aus allen Winkeln europäische Etikette auf. In seinen Abendcirkeln, worin man nicht gewagt hätte zu fehlen sobald man eingeladen war, soll sein Benehmen mit wenig Ausnahmen ausgezeichnet gut gewesen sein, jedoch war es unmöglich zu übersehen, daß es immer besser gegen Weiße als gegen Farbige oder gar Schwarze war.

Diese Cirkel waren von zweierlei Art.

Zu den großen Cirkeln ward man geladen. Toussaint trug alsdann die kleine Uniform eines Obergenerals, hielt auf glänzende Umgebung und verstand es einen gewissen würdevollen Ton zu erhalten. Trat er in den großen Saal ein, worin man schon, wie bei Majestäten, vor seinem Erscheinen versammelt sein mußte, so mußten sich alle Anwesenden ohne Unterschied des Geschlechts erheben. Er verlangte Respekt, ganz besonders von den Weißen, wenn sie sich ihm näherten. Man konnte von ihm sagen, er hatte einen gewissen Takt schnell gute Manieren bei andern zu erkennen, worüber er sich sogleich in Lob ergoß. „Sehr wohl, sehr gut", hörte man ihn oft ausrufen, „das laß ich gelten, das ist eine Weise sich fein zu benehmen" — dann sich gegen die schwarzen Officiere wendend fügte er hinzu: „Bemüht Euch doch Ihr Neger diese guten Manieren anzunehmen; lernt wie man sich mit Anstand zu präsentiren

versteht. Da sieht man, was es heißt, in Frankreich erzogen sein; meine Kinder sollen so werden.“ —

Ob er seine Kinder wirklich um ihnen eine bessere Erziehung zu verschaffen nach Frankreich sandte oder ob er die Republik und den ersten Consul dadurch sicherer über seine ferneren Absichten machen wollte, ist bei so verstecktem Charakter nicht zu ergründen.

Von den Frauen, namentlich von den weißen, begehrte er daß sie sich wie in der Kirche kleiden sollten, besonders daß die Kleider nicht zu ausgeschnitten um die Schultern sein möchten; zuweilen schickte er sie wieder fort und wandte die Augen ab, indem er ausrief: „wie können nur anständige Frauen sich so vergessen!“ —

Mit einer gewissen Affektation unterhielt er sich in seinen Cirkeln fast nur mit den weißen Frauen früherer Colonisten oder mit Fremden. Diese allein redete er mit „Madame“ an. Sprach er aber mit farbigen Frauen oder als große Seltenheit einmal mit einer Schwarzen, so sagte er nie anders als „Citoyenne“. Jede weiße Frau hatte schon als solche ein Recht in den großen Cirkeln zu erscheinen, von den farbigen dagegen empfing er an diesen Abenden nur solche, deren Männer hohe Aemter bekleideten. War dieses Benehmen Schwäche, daß auch Toussaint dem allgemeinen Colonien-Vorurtheil verfallen war, oder war seine Absicht, alle Nichtweißen zu eigner höherer Bildung dadurch anzutreiben, ihnen fortwährend zu zeigen, daß man sie wohl befreien, aber den Weißen noch nicht gleichstellen könne? — auch diese Frage muß unbeantwortet bleiben.

War der Kreis der Gäste durchlaufen und Toussaint wieder bis zur Eingangsthür zurückgelangt, so verbeugte er sich, wandte den Kopf rechts und links, grüßte mit den Händen und entfernte sich langsam, begleitet von seinen Officieren.

Talent, Geschick, Umstände und Schlauheit halfen Toussaint sein großes Werk der vollkommenen Negerbefreiung auf Haiti vollenden. Nachdem er Jahre lang selbst die größten Verheerungen als Mittel eines hohen Zweckes unterstützte, war er auch wiederum der erste, der durch kluge Einrichtungen, durch Handels- und statistische Kenntnisse einen erneuten blühenden Zustand auf der Insel entwickelte.

Niedrig war der Verrath an Spanien, empörend die Grausamkeiten, die er duldete, erhaben der Freiheitsimpuls, den er dem Neger einzuflößen verstand, bewunderswerth rasch durch seine Vermittlung die Verbreitung der Bildung und der Kenntnisse unter diesen rohen Massen, aber lächerlich, zum Bemitleiden die nachäffende Etikette alteuropäischer Hofgewohnheiten, worin er offenbar hinter Napoleon herhinkte, betrübend zu sehen, daß auch er, selbst Schwarzer, Held der Schwarzen, das Vorurtheil der Weißen in gesellschaftlicher Beziehung nicht ganz unterdrücken konnte — oder wollte.

Die kleinen Cirkel waren öffentliche Audienzen, welche jeden Abend, an dem kein großer Cirkel war, statt fanden. Alle Bürger ohne Unterschied der Farbe durften hier in dem großen Saal erscheinen. In diesen kleinen Cirkeln kleidete sich Toussaint wie die frühern französischen Plantagenbesitzer,

das heißt in Pantalon und Jacke von sehr feiner weißer Leinwand, einen bunten Madras um den Kopf gewickelt.

Er hatte seinen Spaß daran die Schwarzen bei diesen Audienzen in Verlegenheit zu setzen und affektirte eine gewisse herablassende Güte, wenn die Verlegenheit sichtbare Ehrerbietung und Bewunderung für ihn zum Grunde hatte. Antwortete ihm dagegen ein Schwarzer mit einiger Sicherheit, so begann er sogleich in einem gewissen harten Ton Fragen über den Katechismus und über die Agrikultur, wahrscheinlich um zu beweisen, daß Religion und Landbau der Grund aller Erziehung für die in die menschliche Gesellschaft neu eingetretenen Schwarzen sein müßten. Selten wußte der aus der Fassung gebrachte Schwarze richtig zu antworten; alsdann vermehrte Toussaint die Pein, indem er mit Strenge dem Armen seine Unwissenheit vorwarf. Bei solchen Gelegenheiten hörte man ihn zu Schwarzen und Mulatten, die sich um Richterstellen bewarben, sagen: „Sehr wohl, aber ich setze voraus daß Sie Latein wissen." — „Nein, mein General." — „Wie, Sie wollen Richter sein, und Sie wissen kein Latein?" —

Und sogleich überschüttete er sie mit einer Flut von lateinischen Worten, deren er sich aus Psalmenbüchern und dergleichen erinnerte und die nicht den mindesten Bezug auf den Gegenstand des Moments hatten. Die Weißen unterdrückten das Lachen, denn man lachte nicht in Toussaints Gegenwart, und die Schwarzen zogen sich in Demuth zurück, wohl überzeugt, daß ihr Generalanführer Latein wisse.

Nach Beendigung des kleinen Cirkels oder der öffent-

lichen Audienzen, wie man sie nannte, im großen Saale, nahm er diejenigen, mit denen er den Rest des Abends zubringen wollte, in einem gewöhnlichen Zimmer neben seinem Schlafgemach auf.

Auch hier machte er eine vorziehende Ausnahme mit den Weißen, ja er empfing sie hier bei weitem in der Mehrzahl. Hier erst setzte er sich und erlaubte zu sitzen, sprach dann von Frankreich, von seinen Kindern, von Religion, von der Kultur, dem Handel und ließ sich gern von den Angelegenheiten jedes einzelnen erzählen. Wünschte er wieder allein zu bleiben, so erhob er sich, machte einen tiefen Diener, begleitete die Fortgehenden bis zur Thür und arbeitete dann gewöhnlich noch spät in der Nacht mit seinen Secretären. Gleich vielen eigenthümlichen Menschen hatte er die Schwäche sein Emporkommen mit geheimnißvollen Umständen umgeben zu wollen, wie denn überhaupt Verstellung die Basis seines Charakters war.

Ein Capuziner hatte ihn, wie man allgemein behauptete, in seiner Jugend lesen gelehrt, aber er wollte es nicht gestehen sondern erzählte: „Seit dem Beginn der Unruhen auf St. Domingo fühlte ich mich zu großen Thaten bestimmt. Als ich die göttliche Weisung davon empfing war ich vier und funfzig Jahre alt; ich konnte weder lesen noch schreiben. Da ich einige Portugaleser besaß, gab ich sie einem Unterofficier des Capregiments und, Dank sei es diesem, in wenig Monaten konnte ich meinen Namen zeichnen und geläufig lesen. — Die Revolution von St. Domingo ging ihren Gang. Ich sah deutlich, daß die Weißen sich un-

möglich halten könnten, da sie uneinig unter sich und in der Minderzahl waren. Jetzt freute ich mich ein Schwarzer zu sein.“ —

Durch funfzehn- bis achtzehnhundert Mann Leibwache in prächtiger Uniform, durch mehrere hundert Pferde, allein für seinen persönlichen Dienst bereit, strahlte der europäische Fürstenglanz um Toussaint. Der Sitz der Regierung war abwechselnd im Cap oder in Port-au-Prince. In beiden Städten waren seine Paläste auf das prächtigste ausgestattet und bedient, indessen muß man auch seine Mäßigung, die zuweilen bis zur Entsagung ging, erwähnen, während alles um ihn her durch seinen Willen in Pracht und Fülle lebte. Man konnte von seinem Hofe dasselbe sagen, was man von den bonapartischen Emporkömmlingen gesagt hatte: „Sie begannen ihren Glücksweg als Sansculottes und endigten ihn in goldgestickten Hofkleidern.“ —

Toussaints eisenfester Körper erhielt seine Kraft durch seine starke Seele und durch die Herrschaft über seine Seele war er wiederum Meister seines Körpers geworden. Er schlief selten mehr als zwei Stunden, aß und trank sehr mäßig.

Die zügellose Leidenschaft, Menschen und Umstände zu beherrschen, bot ihm für jede Entbehrung Ersatz; sie war die heilige Flamme seines Lebens. Der Soldat blickte wie zu einem überirdischen Wesen zu ihm auf, während der Landbauer sich wie vor einer Gottheit vor ihm niederwarf. Alle seine Generale zitterten bei seinem Anblick und die ganze Bevölkerung zitterte vor seinen Generalen. Dessalines selbst,

dieser Wüthrich, dem kaum die Kaiser aus Roms Verfallzeit gleich kamen, bei dem unter anderm bei ruhiger Unterhaltung eine gewisse Art die Tabacksdose zu drehen, ein Zeichen war, so oder so viele Dutzend Köpfe mehr abzuschlagen, Dessalines selbst wagte nicht Toussaint ins Antlitz zu schauen. Nie waren europäische Truppen so streng disciplinirt, als Toussaints Truppen es waren. Jeder Officier befahl mit der Pistole in der Hand und übte ein Recht über Leben und Tod seiner Untergebenen.

Bei der großen Parade erschien er gleich einem Begeisterten. Hier war er der wahre angebetete Götze seiner Schwarzen und doch tyrannisirte er sie, aber — er hatte sie von Sklaverei befreit.

Als sein Neffe, der General Moses, sich plötzlich wieder an die Spitze eines Komplots stellte, wobei abermals dreihundert Weiße ermordet wurden, übergab Toussaint ihn sogleich einem Militärgericht, das ihn als schuldig erschießen ließ.

Durch diese Aufopferung eines guten Generals und eines nahen Verwandten wollte er Frankreich zugleich einen Beweis seiner Unerschütterlichkeit und seiner unbegränzten Macht über die Schwarzen geben. Absichtlich stellte er zuweilen grausame öffentliche Versuche an, damit der Ruf davon sich durch die Welt verbreite.

Wenn bei großen öffentlichen Versammlungen, wie er sie in verschiedenen Städten hin und wieder abhielt, ein Schwarzer die Miene zu mißfälligen Antworten verzog, so befahl er ihm sogleich sich erschießen zu lassen. Die aus-

erkornen Opfer murrten nicht einmal; sie falteten die Hände, bückten die Köpfe nieder, verbeugten sich sogar in Demuth vor ihm und gingen mit Ehrfurcht und Ergebung hin den Tod zu empfangen.

Jeder, der von der tiefsten Stufe der Unterwürfigkeit bis zu einer solchen Höhe moralischen Einflusses gestiegen war, mußte seinen Riesenschatten bis nach Frankreich hinüberwerfen.

Der erste Consul fühlte sich von dieser Macht und Selbstständigkeit, auch jenseits des atlantischen Meeres, hinderlich berührt und bald nannten seine Tagesblätter an Toussaint Rebellion, was sie an ihm, an Bonaparte, bewundert hatten.

Unter dem Vorwande, daß Toussaint die Insel von Frankreich loszureißen und sie als Alleinherrscher zu besitzen strebe, sandte man 10,500 Mann auf vier und funfzig verschiedenen Fahrzeugen unter dem General Leclerc nach den Antillen. Obgleich in kleineren Abtheilungen schon längst mehr Truppen von Frankreich nach Haiti gekommen waren, so hatte man dort doch noch keine ähnliche Flotte vereint gesehen. Sie imponirte und erschreckte die kaum zur Ruhe gelangte Population. Auch Toussaint ward einen Augenblick stutzig als er ihrer ansichtig ward und rief aus: „Wohl denn! wir müssen sterben. Ganz Frankreich kommt nach St. Domingo, weil man das Mutterland über unsere Absicht betrogen hat; es kommt sich zu rächen und uns abermals zu unterjochen.“

Toussaint war großmüthiger als seine Feinde und — unterlag.

Hätte er jetzt wieder gleich offen die Fahne der Revolte aufgesteckt, so hätte er sich ganz gewiß gerettet. Er temporisirte, er zweifelte, er unterhielt absichtlich das Mißtrauen der Schwarzen gegen die Weißen, aber er führte sie noch nicht offen an. Er wagte nicht gleich was er damals gewagt hatte, als er noch nichts zu verlieren, alles zu gewinnen hatte. Es kam zu einem förmlichen Versteckspielen, worin man sich gegenseitig zu überlisten suchte.

List gegen List mußten die Franzosen siegen.

Man verlockte ihn zu einer Conferenz, nahm ihn und die Seinigen gefangen und schiffte ihn sofort nach Frankreich ein. Am Bord des „Heros" sprach er jene bekannten bedeutenden Worte zum Divisions-Chef Savary, Befehlshaber dieses Schiffs: „Indem man mich niederwirft, hat man in Domingo nur den Stamm des Freiheitsbaums der Schwarzen umgehauen, aber die Wurzeln haften tief und vielfältig in dem Boden und werden gewiß wieder ausschlagen."

In Frankreich angelangt starb er schon nach zehnmonatlichem Gefängnisse auf dem Schlosse Jour.

Nach Lacroix war sein Tod theils Folge des ungewohnten Klima, theils Folge von Gewissensbissen. Wahrscheinlicher ist die mehrverbreitete Meinung, daß er an Gift starb.

Da es nicht meine Absicht sein kann hier die Geschichte von St. Domingo zu schreiben, so erlaubte ich mir nur aus dem Lacroixschen Werke einige Episoden auszuziehen, um gleichsam den Autor, den ich genöthigt war als komische Person im Umgang darzustellen, auch von seiner bedeutenden Seite zu zeigen. Ich lernte Pamphile Lacroix in diesem

Werke als geschickten Beobachter kennen, verstand seine gewandte Feder zu schätzen und hörte ihn von andern als tapfern Militär loben.

Jeder, dem die Geschichte der Losreißung der Insel Haiti von Frankreich und Spanien nicht in allen Details bekannt ist, muß mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwickelung jener Stämme folgen. Es gab seit der Entstehung der Welt kein Laster und keine Tugend, welche die allergrausamsten Katastrophen nicht dort entwickelt, gefördert hätten. Vom Thier ward der Neger ein Mensch und in weniger als zehn Jahren ein denkender, fühlender, aus eigenem Antrieb schaffender. Christoph, Petion, Boyer bleiben ewig bedeutende Namen, aber noch hat keine Macht bewirken können, daß jenseits des atlantischen Meeres der Weiße den Mulatten, der Mulatte den Schwarzen wie ein Wesen seiner Art ansieht, der Mulatte den Schwarzen, dem er mehr oder minder ebensowohl verwandt ist, als dem Weißen. Selbst der freie Nordamerikaner wird in diesem Punkte unduldsamer als der allerknechtischste Europäer. Der unlängst übersiedelte Europäer sieht mit Erstaunen den Amerikaner diesen oder jenen als Farbigen meiden, dessen Haut viel weißer als z. B. die Haut eines Spaniers, Calabresen, Maltesers ist, ja dessen Formen sich sogar als seltene Schönheit auszeichnen.

Da nach Dr. Franklin auch Moreau von St. Mery das System angenommen hat, daß das Blut jedes Menschen in hundert und acht und zwanzig Theile getheilt werden muß, um eine gewisse Anzahl Theile zur Bestimmung einer Farbe abgeben zu können, so treibt man die Classification, in Süd-

amerika besonders, bis zu neun Hauptgraden mit unzähligen Unterabstufungen, von denen jeder Creole auf den ersten Blick den bestimmtesten Grad anzugeben weiß. Der allgemeine Name ist der farbiger Menschen, an welchen, wie gesagt, oft keine Spur mehr von Farbe für ein ungewohntes Auge zu entdecken ist, wenn auch der Creole und Nordamerikaner jeden, in dessen Adern sich ein Tropfen mehr oder minder schwarzen Bluts befindet, mit anderm Namen benennt. Also auch in dem freien Amerika ist Vorurtheil stärker als Gesetz.

IX.

Dauernder, geistesbelebender als der Umgang mit Lacroix, zusagender unserer eigenen Lebensansicht und Lebensart war der Umgang mit Benjamin Constant und seiner Gattin, welche ebenfalls der Zufall ungefähr zu gleicher Zeit in unsere Nähe führte. In unserm engern Cirkel fühlte man sich im allgemeinen zum gemäßigten Liberalismus hingeneigt und ob man gleich eine in jeder Richtung höchst behagliche Stellung nicht durch politische Störungen gefährdet wünschte, so freute man sich nicht minder mit jedem Siege solcher Liberalen, denen ihre hervorragenden Talente europäischen Ruf verschafften und die zugleich durch gefälligen Umgang den Kreis der Freunde mit geistiger Würze belebten. Vor allen andern war dieses auf Benjamin Constant de Rebecque anzuwenden.

Als Schweizer, als gemäßigt liberaler Protestant, welcher die constitutionelle Monarchie mit ritterlichem Eifer verfocht und sich vom Beginn seines öffentlichen Auftretens an als parlamentarisches Talent bemerkbar machte, hatte er ganz natürlich zu dem engern Freundschaftscirkel der Frau von Stael und August Wilhelm Schlegels gehört.

Die Familie Constant stammte ursprünglich aus Frankreich, welches zu verlassen sie die Aufhebung des Edikts von Nantes zwang. Man wählte wie viele andere Leidensgenossen die Schweiz zum fernern Aufenthalte. Benjamins Vater war General in holländischen Diensten gewesen, lebte aber später wieder in der Schweiz, bis er 1791 nach Frankreich zurückkehrte, wo er 1812 als wieder naturalisirter Franzose starb. Benjamin hatte sich der Rechtswissenschaft gewidmet, nachdem er seine erste Bildung im Carolinum zu Braunschweig genossen und trat auch später in braunschweigische Hofdienste.

Welcher Art diese Charge war, ist mir nicht bekannt, auf keinen Fall bedingte sie seine Lebensweise. Er ging bald nach der Schweiz, bald nach Paris, wo er sich in dem kräftigen Mannesalter von dreißig Jahren auch durch kräftige Reden, zugleich gegen Despotismus und Anarchie auszeichnete. Seit dem Beginn seiner politischen Laufbahn war die Freiheit der Presse, die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze und besonders das Repräsentativsystem das Grundthema aller seiner politischen Reden und Schriften. Ganz natürlich war es, daß er dieser Neigung in Frankreich nur bis zur Zeit von Napoleons Macht freien Lauf geben konnte. 1802 entfernte ihn der erste Consul schon aus dem Tribunal, das selbst mit starken Schritten seinem Ende entgegen ging, und bald darauf mußte er Paris meiden. Indessen verfuhr man mit diesem Verbot nicht allzustrenge gegen ihn und gestattete hin und wieder einmal einen kurzen Aufenthalt; es scheint aber, als konnte man sich nicht verständigen.

Plötzlich sieht man ihn in Göttingen hauptsächlich mit deutscher Literatur beschäftigt. Seine Uebersetzung von Schillers Wallenstein ist ein Beweis mehr von seiner seltenen Kenntniß beider Sprachen.

Erst 1814 kam er im Gefolge des damaligen Kronprinzen Carl Johann von Schweden (früher Bernadotte, Prinz Pontecorvo) wieder nach Paris zurück. Hier ward sein Charakter einen Moment zweideutig, denn indem er eifrig die Sache der constitutionellen Bourbons vertheidigte, ließ er sich dennoch in den hundert Tagen von Napoleon zum Staatsrath ernennen. Von nun an ward die Meinung über ihn getheilt, denn arbeitete er gleich an der jetzt sogar von Napoleon versprochenen Constitution, unter dem Namen der Constitution des Maifeldes bekannt, so schüttelten Erfahrene bedenklich den Kopf und bezweifelten seinen aufrichtigen Glauben an einen constitutionellen Napoleon. Wahrscheinlich fühlte er es selbst und vertheidigte deswegen die Constitution des Maifeldes mit verdoppeltem Eifer in mehreren Schriften, eilte aber dann auch desto schneller über die Gränze, als das Luftgebilde der hundert Tage wie ein Traum wieder verschwand.

Da Ludwig des Achtzehnten persönlicher Charakter im ganzen genommen nachgebend war und Constant im schlimmsten Falle nur der ewigen Lockspeise Staatsrath zu werden nicht widerstehen konnte, ein Verbrechen, welches jeder Monarch gern übersieht, so durfte er Ende 1816 schon wieder nach Paris zurückkehren und ward schon 1819 als Deputirter gewählt.

In Reden und Schriften war er der entschiedenste Widersacher des Demokratismus sowohl als des Ultramontanismus, aber die Bourbons hätten sicher längere Existenz in Frankreich gehabt, wäre die ganze Opposition von verhältnißmäßig so wenig gehässiger politischer Leidenschaft erfüllt gewesen. Er vertheidigte seine Ansicht wohl mit Heftigkeit und Scharfsinn, sogar mit Muthwillen, aber nie mit Frechheit, wie es schon damals, und noch mehr später, viele andere thaten, und man darf glauben, daß er aufrichtig war, als er eine seiner berühmten Reden gleichsam wie mit einem Wahlspruch endete: „Wir wollen die Bourbons, nichts als die Bourbons mit der Charte, die ganze Charte unter den Bourbons."

Indem ich das Wort Leidenschaft ausspreche, erinnere ich mich eines Constant betreffenden Faktums, welches zugleich den größten Beweis giebt, daß, wenn er auch selbst nicht Ueberwindungskraft genug besaß seine Leidenschaften zu bezähmen, er dagegen merkwürdige Geisteskraft übte das Verderbliche davon zu erkennen. Er spielte leidenschaftlich, was ihn bei seinem mäßigen Vermögen oft in Verdrießlichkeiten brachte. Er hatte das vollkommene Bewußtsein des Bösen einer solchen Neigung, aber es scheint, als konnte er sie nicht bezwingen. Sobald jedoch die Aufhebung der öffentlichen Spielhäuser in der Deputirtenkammer vorgeschlagen wurde, war er einer der größten Eiferer, der glänzendsten Redner für dieses heilsame Gesetz.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß seine meisterhafte lebendige Darstellung von dem Unglücke, welches ganze

Familien betrifft, wenn ein einziges Mitglied dieser Leidenschaft fröhnt, hauptsächlich ein günstiges Resultat gab.

Unmöglich kann sich heute der Fernstehende einen lebhaften Begriff davon machen, welche laute Freude der honnette Bürgerstand (überall ziemlich der von Begriffen gesundeste Menschenschlag) kund that, als jenen Höllenschlünden gleichsam der Rachen zugestopft ward, unmöglich läßt sich das Unglück, was sie bis dahin täglich schufen, lebhaft genug darstellen. Das ganze Palais-Royal war mit solchen Spielhäusern in Masse angefüllt. Schlag vier Uhr durften sie öffnen und bis zum Tagesanbruch ihr verruchtes Werk treiben. Um dem vielen Unheil, welches nothwendig daraus entstand, einigermaßen zu steuern, mußte aller öffentliche Kassenverkehr bis dahin beendigt sein. Bank, Amortisationskassen, Wechsel einkassiren, alles beeilte man sich vor vier Uhr zu berichtigen, damit die Träger nicht in Versuchung gerathen möchten, und Gott weiß wie oft es dennoch geschah! Constants Triumph war auf diese Weise doppelt groß, denn man kannte seinen Fehler.

Das enge Freundschaftsband, das ihn an Lafayette und dessen Familie knüpfte, machte ihn weder blind gegen die Freiheitsexcesse der republikanischen Partei noch dagegen, daß sie schon damals ziemlich jedes gesunde Urtheil von sich wies.

Lafayette, wenn auch zu sechszehn Jahren schon vermählt, war doch erst in Amerikas glänzender Freiheitsepoche zum denkenden, fühlenden Jünglinge gereift und jedes edle große Werk, worin ein muthiger tugendhafter Jüngling handelnd mit hineingezogen wird, bleibt für den Rest seines

Lebens ein Gegenstand der Begeisterung für ihn. Bis in das höchste Greisenalter hinauf bleibt die Wirkung jener ersten Liebe, vollends wenn ein so großes Resultat daraus hervorgeht als der freie Staatenbund Nordamerikas. Aber Lafayette blieb durch sein ganzes langes Leben der verblendete Liebhaber, der nicht allein keinen Fehler an der Geliebten sieht, sondern sie als Ideal der höchsten Schönheit überall preist und nicht den mindesten Tadel vom ruhigen Beschauer vertragen kann.

Benjamin Constant sah klarer, war umsichtiger, verstand Frankreich in seinem geistigen und materiellen Zustande besser und wies selbst 1830 die Republik ab, wo sie eigentlich schon mit einem Fuße vom Freund Lafayette ins Stadthaus geschoben war.

Constant gehörte zu denen, die sich 1830 beeilten durch die Person Ludwig Philipps der Republik den Paß zu verrennen. Freilich schlug man auch nach 1830 den von ihm gewünschten Weg nicht ein, aber, wenn er mehr Wahrheit im Gouvernement hoffte, so sah er die bloße Form der Republik nicht als Garantie dafür an und verstand, daß man es in Frankreich noch lange nicht, vielleicht nie, weiter als bis zur Form bringen würde!

Sowohl Constant als seine Gattin machten beide keinen angenehmen Eindruck im ersten Moment. Das Aeußere war unschön; bei beiden aber waren geistige Vorzüge so überwiegend, daß man schnell wieder den ersten Eindruck vergaß.

Benjamin Constant war 1767 geboren, also 1822 als ich ihn kennen lernte schon fünf und funfzig Jahr alt und

ich möchte sagen, wie jeder kräftige politische Denker, der das Wohl der Völker im Herzen trägt und beständig sein Nachdenken darauf richtet, sah er körperlich erschöpft aus. Möglich daß die lange hagere Gestalt in früherer Jugend sich dem Auge gefälliger darstellte. Er hielt sich ziemlich stark vorgebückt, hatte hohle Wangen, sehr verblichene Augen, die wahrscheinlich früher blau waren und bei einem gewöhnlichen Menschen keines Ausdrucks mehr fähig gewesen wären, bei ihm sich dagegen merkwürdig wieder belebten, wenn ihn der besprochene Gegenstand interessirte.

Das blonde, schon stark ins Graue übergehende Haar trug er bis an sein Ende auffallend lang über die Schultern herabhängend. Wenn es wahr ist, daß der Thee mehr consumirenden als nährenden Stoff enthält, so mag ihm vielleicht der übermäßige Gebrauch davon dieses äußerlich trockne, dürre Ansehn gegeben haben. Scherzhafter Weise gedachte ich einst, wie gütig seine Freunde die Mutter Natur bedacht habe, welche, bei der Laune des Zufalls einen großen Mann in Europa in Leidenschaft für eine kleine Pflanze in China entbrannt zu sehen, diesem Manne an Geiste schenkte, was sie ihm an Leib nahm. Ich weiß nicht mehr die wievielte Tasse ich ihm eines Abends anbot, als er lächelnd antwortete: „Fragen Sie nicht und schenken Sie immer ein."

War Constant durch Sprache und Gesinnungsart auch durch und durch Franzose, so war er doch wiederum im Wesen sehr deutsch, im ganzen zurückhaltend, ohne specielle Aufforderung wenig mittheilend und auch dann beinahe nur,

wenn ihm der Redende und der Gegenstand gleich zusagten. Politik und Litteratur konnten ihn fast nur allein zur Theilnahme bewegen und zwar beide nur, wie er sie auffaßte. Unverholen zeigte er, daß er gar nichts mit Menschen anzufangen wisse, die in jenen Gebieten nicht heimisch waren. Er verstummte dann sogleich, sah aber keineswegs unzufrieden aus. Offenbar war ihm ein innerliches Alleinleben lieber, als ein Außenleben, das ihm nicht zusagte. Bei Gleichgesinnten war er dagegen voll Feuer und Mittheilung und die gesunde Logik mit der angenehmen Zugabe eines wohltönenden Organs, die Vermischung des Ernsten mit glücklicher geschmackvoller Satire schufen ihn in dem Kreise, worin er sich gefiel, zu einem höchst wünschenswerthen Gast.

Im Laufe der Zeit hörte er es gern, wenn jüngere Frauen seines kleinen Romans „Adolph" mit Theilnahme erwähnten und nicht undeutlich gab er zu verstehen, daß man leicht das Original zu dem Helden errathen könne. Auch von dem seit 1824 erscheinenden bedeutendern Werke „Ueber die Religion in ihrem Ursprung, in ihrer Kraft und in ihren Entwickelungen" unterhielt er sich gern, wenn man darauf hindeutete, aber Niemand erwartete, daß dieses Werk sein letztes Geistesprodukt werden müsse. Die Tendenz, den ersten Einfluß der Religion bei rohen Völkerstämmen als Fortschritt der Civilisation anzusehen, dagegen den zu großen Einfluß der Priester bei entwickelten Nationen als Rückschritt zu beweisen, ward mit großem Beifall von jedem Aufgeklärten empfangen. Indessen litt die Form des Ganzen an einer gewissen zu korrekten Schwerfälligkeit; Noten

und Citate aus unzähligen Autoren fremder Sprachen zerstreuten im Lesen die Gedanken vom Hauptthema und so erfreute sich dieses sonst höchst schätzbare Werk nicht einmal der vollkommenen Theilnahme der ernsten Lesewelt.

Der Drucker beeilte sich ihm den Schlußbogen zu senden an dem Tage, an dem auch sein Leben schloß.

X.

Es ist unmöglich die Ereignisse jener Zeit zu recapituliren, ohne einen Blick auf solche Individuen zu werfen, welche, wie ich schon bemerkte, an dem Zeitgeiste bildeten, indem er sie bildete, und indem sie sich auf mannichfache Weise hier beliebt, dort verhaßt machten, zwingen sie uns gleichsam ihrer Stellung, ihres Eifers, endlich ihrer Schicksale zu erwähnen. So ist es denn unmöglich, nicht auch Paul Louis Courier mit einigen Worten ein Andenken zu schenken. Er war der politische Glaubensgenosse Benjamin Constants, wie dieser einflußreich auf seine Zeit.

Ob er selbst die Aufmerksamkeit wünschte, die allmälig mehr für ihn erwachte, bleibt ungewiß, aber triumphirend begrüßte ihn die Opposition als gewichtigen Helden ihrer Fahne. Vom Jahre 1815 bis 1820 hatte sie sich vorbereitet, von 1820 bis 1825 rekrutirte sie nach allen Seiten, spornte, reizte, half auf alle Weise zur Entwickelung beitragen, welche von 1825 an zu der Kraft gelangte, die im Juli 1830 die Welt wieder aus der Ruhe aufschreckte, der sie sich seit 1815 ergeben hatte.

Wohin die Wünsche der Mehrzahl sich damals neigten, ist heute noch unmöglich zu bestimmen. Zwanzig Jahre sind zur Ausmittelung geschichtlicher Wahrheiten kein weit genug entfernter Zeitraum. Ueber nichts bleibt so viel Gewißheit als über die Menschenopfer. Ob auch Courier als Opfer seiner freieren Meinung fiel, wie Gleichgesinnte behaupteten, ob, wie die Gegner annahmen, als Opfer der verderbten Sitten seiner nächst Angehörigen, dieses alles bedeckt ein undurchdringlicher Schleier. Eines steht fest. Kriege hatten aufgehört, politische Streitigkeiten hatten die Gemüther gereizt, rasender Luxus die Sinne überreizt. Der Haß der Völker einander gegenüber war vermindert, der individuelle Haß vermehrt. Tragische Beispiele davon verbreiteten sich über Europa; ihr Impuls dauert fort. Fualdes Ermordung in Rhodez 1817 an der Gränze der Pyrenäen, Kotzebues Ermordung in Mannheim 1819 waren die ersten Zeichen; der unlängst erfolgte Mord der Herzogin von Praslin ist ein weiterer Beweis, daß ein verjährter Krankheitsstoff im Laufe der Zeit nur gefährlicher wird.

Bei Fualdes Mord läßt sich, wenn auch nicht mit Gewißheit, doch die Möglichkeit gewöhnlicher Habsucht annehmen, bei Kotzebue war der Grund reine Schwärmerei, die Herzogin dagegen fiel als Opfer der ausgeartetsten Ab- und Ausschweifung der Sinne. Ich werde später auf sie zurückkommen. Der Zeitgeist in seiner Verworrenheit schwebt über allen diesen Begebenheiten.

Ich hatte nie Gelegenheit Paul Louis Courier persönlich kennen zu lernen, war ihm aber im Geiste mit Auf-

merksamkeit gefolgt, wohl erkennend, daß seine schriftlichen Aeußerungen in ihrer Originalität den Ausdruck einer gewissen Wahrheit enthielten, die den Freigesinnten jener Zeit gleichsam die Abspiegelung eigener Gedanken schien. Obgleich man von ihm wußte, daß er schon 1793 aus der Militärschule zu Chalons als Artillerie-Officier getreten war, so wußte man auch ebenfalls, daß er seine militärische Laufbahn mehr aus Amtsgewohnheit, als aus Neigung verfolgte. Lange Jahre wäre er indessen vom großen Publikum unbemerkt geblieben, hätte ihn nicht zuweilen seine Leidenschaft für das Studium der Alten mit der gelehrten Welt in Verbindung gebracht. Diese seine Liebe zur Wissenschaft ließ ihn so oft als möglich das Schwert gegen die Feder vertauschen und ihn schon von früher Zeit an in Klagen über Mißbräuche aller Art ausbrechen. Obschon ein Glied der kaiserlichen Armee, scheute er sich nicht zur Zeit ihres höchsten Glanzes auch ihre Schande ans Licht zu stellen und nachdem er einen Aufenthalt in Italien als das Ziel seiner Wünsche angesehen hatte, erschrak er bei seiner dortigen Ankunft vor dem Elend, welches der Krieg über jenes Land gebracht hatte. Kaum hatte er die Alpen überschritten, als Bedrückung, Erniedrigung, Schmach und Armuth, die ihm entgegenstarrten, seine Künstlerseele betrübten. Er scheute sich nicht seine Gesinnungen in einem Briefe an die Seinigen kund zu thun. „Sagt," schrieb er, „denen, die Rom zu sehen wünschen, daß sie sich eilen müssen, denn jeden neuen Tag verunstaltet hier das Schwert des Soldaten oder die Klaue der französischen Agenten die Schönheiten der Natur

und der Kunst. Vielleicht findet man meine Sprache zu hart, aber ich wüßte keinen Ausdruck, der traurig genug den Zustand des Zerstückelns, der Misere, der Erniedrigung darstellte, worin die arme Stadt Rom verfallen ist, Rom, das herrliche! aber jetzt — sogar seine Ruinen zerstört man. Ehemals kam man aus der ganzen Welt Rom zu bewundern, denn wie viele Fremde gedachten nicht sich einen Winter dort aufzuhalten, die ihr ganzes Leben blieben. Jetzt bleiben nur noch diejenigen, die nicht fliehen konnten oder solche, die mit dem Dolche in der Hand unter den Fetzen eines vor Hunger sterbenden Volkes noch etwas von Werth suchen, das vielleicht dem Raube und der Erpressung entging. — Die Monumente Roms sind kaum besser behandelt als das Volk. Ich traure noch immer über den Verlust einer schönen Herme (ich hatte sie noch ganz gesehen), die ein Kind, welches die Löwenhaut über den Kopf gezogen hatte, mit einer Keule auf der Schulter, darstellte. Es war, wie Sie wohl verstehen, ein Kupido, der dem Herkules die Waffen raubt, ein Wunder griechischer Kunst. Nichts bleibt davon übrig als die Basis und einige zerstreute Stücke, die Mengs und Winkelmann, hätten sie einen solchen Anblick erlebt, vor Gram getödtet hätten. Alles, was bei den Karthäusern in der Villa Albani, in den Pallästen Farnese, Honesti, in dem clementinischen Museum, im Capitol war, wird fortgetragen, geraubt, verloren, verkauft. Soldaten sind in die Bibliothek des Vatikans gedrungen und haben unter andern Seltenheiten den berühmten Terenz des Bembo zerstört, eines der geschätztesten Manuskripte, um einige vergoldete Zierrathen

zu erhaschen. Die Venus aus der Villa Borghese wurde an der Hand beschädigt, dem Hermaphrodit ein Fuß gebrochen."

Ich führe diesen Brief an, um sogleich darzuthun, wie lebhaft das Gefühl der freien Rede, der unbeschränkten Beurtheilung in einem Manne gewesen sein mußte, der zur Zeit der allgemeinen Bewunderung, welche Franzosen dem Kaiser, der Armee, besonders dem Siege in Italien zollten, so harten Tadel wagte.

Später rühmte sich Courier eine große Anzahl Briefe zu besitzen, die ihm zur Zeit der Revolution geschrieben worden und die es ihm frei stehe zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, um als Beleg der Wahrheit zu dienen. Diese Briefe waren von Individuen, welche, nachdem sie als Republikaner angefangen hatten, sehr gern große Herren am Hofe des Kaisers wurden, um 1815 nicht minder dem Hause Bourbon zu dienen. Mit gleichem Enthusiasmus folgten sie allen Phasen der Revolution, bekannten die ausgelassensten republikanischen Prinzipien, um zu dem allerservilsten Absolutismus überzugehen. Früher fühlten sie sich geehrt, wenn man sie als Feinde der Könige betrachtete, später sah man sie stolz in den Pallästen kriechen.

Hatte Courier unter dem Kaiser seinem Tadel nur in seiner Privatcorrespondenz freien Lauf gelassen, so machte er unter der Restauration von der größeren Preßfreiheit Gebrauch und ließ eine Brochure der andern folgen. Indessen machte schon 1810 „Ein Brief an Herrn Renouard," einen damals bekannten gelehrten Buchhändler in Paris, viel Auf-

sehen durch seinen geistreichen Styl, wie überhaupt durch die Ursache, welche diesem Briefe seine Entstehung gab.

Courier hatte nicht jenen trocknen, engen, abgeschlossenen Verstand der meisten Gelehrten, vielmehr besaß er die rasche, dreiste Einbildungskraft eines Künstlers. Obgleich er sich oft gegen seine Freunde beklagte das traurige Handwerk des Krieges ausüben zu müssen und schon seinen Abschied genommen hatte, widerstand er dem allgemeinen Enthusiasmus nicht, als man sich 1809 zu einem Feldzuge gegen Oesterreich rüstete. Machte er auch selbst wenig Aufheben vom kriegerischen Ruhme, so wollte er doch, wie es schien, zeigen, daß er den Krieg, ohne ihn zu lieben, nicht scheue. Weil er die Neckereien seiner Freunde fürchtete, ging er heimlich aus Paris. Die Schwierigkeit war wieder in aktiven Dienst zu treten, nachdem man schon seinen Abschied genommen hatte, denn das verzieh der Kaiser nicht so leicht. Als Freund eines Artillerie-Generals hielt er sich zu den Stabsofficieren und ohne bestimmt angewiesen zu sein, gelangte er zu der großen Armee, aber er wußte noch nicht, was der Krieg heiße, wie Bonaparte ihn führte. Hatte er auch mancher heißen Affaire im Leben beigewohnt, so hatte er doch nie die Soldaten zu Tausenden ertrinken gesehen, nicht gesehen, daß Generale zu Funfzigen getödtet wurden, ganze Regimenter unter dem Kartätschenregen verschwanden, hohe Haufen Todte und Verwundete durch einander geworfen wurden, um den Kämpfenden zu Wällen und Brücken zu dienen, die Artillerie, die Kavallerie rollend, galloppirend über einen mit menschlichen Gliedmaßen dicht bestreuten Bo-

den und vierhundert Kanonen, welche während acht und vierzig Stunden ihren ununterbrochenen Donner zu dieser Mordscene vernehmen ließen. Dieses alles trug sich genau so auf der unglücklichen, nur zu bekannten Insel Lobau zu. Hunger, Ermattung, Abscheu bemächtigten sich Couriers und hatten bei ihm einen leichten Sieg über die Illusion, die ihn hergeführt hatte. Erschöpft fiel er am Fuße eines Baumes nieder und erwachte erst in Wien, wohin man ihn gebracht hatte. Sobald er hergestellt war, eilte er mit derselben Hast, womit er Paris verlassen hatte, aus Oestreichs Hauptstadt und zwar ohne Erlaubniß, denn er glaubte sich, als nicht auf den Listen eingetragen, freier Herr seiner Handlungen. Er fühlte das Bedürfniß nach den entsetzlichen Eindrücken, welche er bei der großen Armee empfangen hatte, in Italien Erholung zu suchen.

Von diesem Moment an ward sein Leben ein rein litterarisches.

Kaum in Italien angelangt eilte er nach Florenz, um in der Laurentianischen Bibliothek ein Manuskript des griechischen Erotikers Longus, Daphnis und Chloe, aufzusuchen. Sein Scharfsinn hatte nämlich in allen vorhandenen Ausgaben und Uebersetzungen an einer bestimmten Stelle eine Lücke geahnt; mit verdoppeltem Eifer machte er sich an die Arbeit, als seine Vermuthung zur Gewißheit geworden war. Aber gleichsam als ob ein böser Dämon ihm seinen Triumph verkümmern wollte, stieß er im Eifer aus Versehen an das Dintefaß und verunstaltete dadurch im Original gerade die entdeckte Stelle, welche er so eben übersetzt hatte. Jetzt ent-

stand ein wahrer Federkrieg; man konnte es sarkastischer Weise die Geschichte eines Dintekleckses nennen. Es war als ob das Palladium der Stadt Florenz zerstört wäre. Die florentinischen Bibliothekare beschuldigten Courier, diesen Dinte-klecks absichtlich über das Original verbreitet zu haben. Diese Beschuldigung und das furchtbare Geschrei, was nun entstand, gab die Veranlassung zu dem oben erwähnten „Brief an Herrn Renouard," denn dieser Herr Renouard war zufällig Augenzeuge des unglückseligen Dintekleckses gewesen und der Brief an Herrn Renouard machte gleichsam wiederum Courier zuerst als geistreich satirischen Schriftsteller bekannt. Die Aufmerksamkeit ward allgemein, der Spott war so witzig treffend, daß selbst die Regierung darüber in Unruhe gerieth, denn Courier legte es offenbar darauf an, die öffentliche Meinung in Frankreich, so schwach sie damals auch nur war, in seinen Privatzwist hineinzuziehen. Er bestand darauf, daß die florentiner Pedanten ihn nur so heftig angriffen, weil er ein Franzose sei und man in Italien froh sei, den Haß, welchen man gegen die französische Oberherrschaft empfinde, an einem Franzosen auszulassen, sei es auch nur, in Ermangelung eines bessern, an einem armen unschuldigen Gelehrten.

Da die Sache nun anfing, höhern Orts besprochen zu werden, so entdeckte man plötzlich, daß der Held des berüchtigten Dintekleckses und der Dragoneroberst, den man seit den Schlachten bei Lobau und Wagram vermißte, eine und dieselbe Person sei und der arme Courier geräth in die größte Verlegenheit darüber, daß er sich so vortrefflich an

den florentinischen Bibliothekaren gerächt hatte. Der Minister des Innern will ihn über das verunstaltete Manuskript verfolgen, der Kriegsminister will ihn als Deserteur richten lassen. Sein Verstand half ihm aus beiden Schwierigkeiten glücklich heraus.

Still und zurückgezogen lebte er ferner den Studien in der Touraine, wo er einen kleinen Landsitz „La Chavonniere" an sich gekauft hatte. Nie hatte er die Republik mit ihren Excessen geliebt, mit Schmerz und Tadel blickte er auf die Verheerungskriege des Kaiserreichs, mit voller Erbitterung ergoß er sich über die Restauration.

In der einfachen Sprache eines Landmannes und deswegen dem Landmanne desto verständlicher, rügte er die Mißbräuche aller Art und ohne zu einer politischen Partei zu gehören, ohne öffentliche Function war er der Opposition, die jede kleine Brochure des tourainer Winzers mit Lob überschüttete, ein wichtiger Mann.

Eine dieser Brochuren führte den Titel: „Eine einfache Rede." Ihr Zweck, den auf Unterschriften beabsichtigten Ankauf des Schlosses Chambord für den jungen Herzog von Bordeaux zu verspotten, zog ihm eine zweimonatliche Verhaftung zu. Der Winzer von La Chavonniere scheint allerdings nur zu Bauern zu reden und zwar nur in einer ihnen zugänglichen Sprache, aber er findet auch Mittel über den Hof, die Hofleute, die Sitten vor der Revolution zu spotten und von den Ausschweifungen, wovon gerade das Schloß Chambord so oft der Schauplatz war, Dinge zu sagen, vor denen viele erbeben mußten.

Wie immer in Frankreich war die Härte der Regierung gegen Courier der Opposition um so willkommener; sie gab ihr die Mittel zu Repressalien und ihrerseits die Regierung angreifend, durfte sie mit vollem Rechte fragen: „Beleidigt man denn die Moral, wenn man sagt: Ich werde nicht unterschreiben um Chambord dem Herzog von Bordeaux zu geben?"

Couriers schwierige Lage der Regierung gegenüber ward von nun an zunehmend. Einkerkerung, Strafzahlung, gerichtliche Vorladung folgten schnell auf einander. Er sah ein, wie er sagte, daß es von nun an unmöglich für ihn sei mit der Regierung auf dem Wege der legalen Presse zu plaudern. Da nun aber das Plaudern dieser Art seine zweite Natur geworden war, so nahm er seine Zuflucht zu der heimlichen Presse. Zu welchem Ausgange seine Mißhelligkeiten mit der obern Gewalt ihn noch geführt hätten, ist kaum heute noch zu bestimmen. Seine Lobredner versicherten, daß er selbst am meisten überrascht von seinem Beifalle war und daß er sich kaum in dem Schriftsteller erkannte, der so sehr die Neugierde der Pariser Salons erregte, den die öffentlichen Blätter den Rabelais der Politik, den Montaigne des jetzigen Jahrhunderts, Pascals glücklichen Nachahmer nannten.

Ob sich nun gleich 1824 Courier selbst sein Horoskop stellte, indem er in seinem „Büchelchen" sich die Warnung machen läßt: „Paul Louis nimm dich in Acht, die Scheinheiligen werden dir nach dem Leben stellen!", so überraschte dennoch die Nachricht von seiner Ermordung auf unheimliche

Weise jeden Wohlwollenden. Den 10 April 1825 traf ihn ein Büchsenschuß nur wenige Schritte unfern seines Hauses. Der Proceß, welchen dieser gewaltsame Tod veranlaßte, gab keine Aufklärung über den Thäter. Die Regierung verdächtigte nahe Anverwandte, selbst über seine Gattin verbreiteten sich unheimliche Gerüchte; die liberale Partei beschuldigte die Scheinheiligen, die Bigotten, les cagots, wie sie Courier nannte, aber die Sache ward nicht klar. —

Sein größter Lobredner, aus dessen Schrift: „Kurze Biographie Paul Louis Couriers" ich einen Theil des so eben Gesagten im Auszuge gab, war Armand Carrel. Auch ihn hatten die Parteiwuth und ihre unglücklichen Consequenzen später als Opfer auserkoren, auch er mußte, nachdem er glücklich von den Schlachtfeldern heimgekehrt war, sein Leben für seine Meinung geben. Courier ward rücklings erschossen, Carrel blieb im Duell gegen Emil Girardin, das heißt er erlag dem erlaubten Morde, diesem Ueberreste des Feudalismus, der aller Civilisation zum Trotze nicht aus unsern Sitten schwindet.

Auch er war früher Militär gewesen, aber auch er scheint in trüber Rückerinnerung jener Tage zu leben, in denen kaiserliche Bulletins ein für allemal den Ruhm und den Ehrgeiz als Garantie aller Glückseligkeit geben wollten.

Indem er von den Officieren der kaiserlichen Armee spricht, ruft er aus: „Wenn man ihren Enthusiasmus zu zwanzig Jahren geschildert hat, das heilige Feuer des reiferen Alters, ihre Feldzüge durch ganz Europa, die Siege, zu denen sie beitrugen um sich wieder in der Menge zu ver-

lieren, die Fahnen, die sie dem Feinde entrissen, ihre Wunden, ihre verstümmelten Glieder, ihr rühmliches Ende, so bleibt nichts mehr hinzuzufügen, was sie der Nachwelt anders darstellen könnte, als Menschen, geschaffen um zu tödten und getödtet zu werden."

Nicht ahnte Carrel, indem er diese Zeilen schrieb, daß das neue Zeitalter auch ihn nicht minder als seinen Helden Courier dem gewaltsamen Tode geweiht hatte und zwar einem Tode ohne Glanz, ohne Ruhm, nicht einmal dem des Märtyrers!

Will man unparteiisch gerecht sein, so ist den französischen Kriegern des Kaiserreichs der Ruhm nicht abzustreiten. Was die bis jetzt nur noch verkündete Freiheit Ruhmwürdiges thun wird, ist das Geheimniß der Zukunft.

XI.

Scheint es mir doch zuweilen, ich schaue in einen Hohlspiegel, woraus die Phantasmagorie mir längst Vergangenes vorführt. Schattengebilde aus der Vorzeit bewegen sich in der Gegenwart. Mehr als dreißig Jahre haben alles um mich her umgestaltet. Die Mehrzahl der schon von mir Erwähnten gehören nicht mehr dieser Erde. Viele verlor ich aus den Augen, sah von manchen Ruhm und Glanz, den sie bis in die Ewigkeit hinaus festgestellt wähnten, schon mit ihrer schwindenden Jugend untergehen, wogegen andere mir aus längst vergangener Zeit wie helle Sterne in finstrer Nacht entgegenfunkeln. Kaum sprach ich soeben bei Carrels unglücklichem Ende den Namen des heutigen Tages so bekannten Emil von Girardin aus, als sich mir seine nachmalige Gemalin ins Gedächtniß drängt. Als Fräulein Delphine Gay hatte ich bald nach meiner ersten Ankunft in Paris Gelegenheit sie zu hören und zu bewundern. So unterlasse ich denn vor der Hand noch die nähere Mittheilung großer politischer Katastrophen und haarsträubender Mordthaten und kehre noch zur heitern Kunst zurück, wie sie mir in damaliger Zeit sich kund that.

Delphine Gay war vor etwa dreißig Jahren sehr jung, sehr frisch, sehr groß und stark heraufgewachsen, mit blondem reich lockigen Haar, bestimmter Adlernase, höchst geistreichem Auge. Man erkannte im ersten Augenblick, daß die passive Rolle, welche damals ein junges Mädchen nothwendig in den pariser Salons übernehmen mußte, ihrer ganzen Natur widerstrebe. Weder die vom herkömmlichen guten Anstand vorgeschriebenen niedergeschlagenen Augen, noch das Verstummen konnte ihrem regen Geiste zusagen, denn seine vollen reifen Blüthen erwarteten mit Ungeduld den Moment sich dem Tageslichte der Welt zu entfalten. Ihre Mutter, Sophie Gay, eine damals, wenn auch nicht gerade berühmte, doch in Paris bekannte Schriftstellerin und sehr geistreiche Frau, führte die kaum sechszehnjährige Delphine in die Welt ein und theilte nach Art aller Mütter talentvoller Kinder gern mit, daß ihre Tochter eine ausgezeichnete Gabe zur Dichtkunst und zur Deklamation besäße. Sehr natürlich war es, daß sie sich besser in geistreicher Umgebung als in der steifen Chaussee d'Antin gefiel und so traf ich auch sie am häufigsten wieder bei Gerard, dessen Salon, wie schon oben gesagt, damals ganz besonders von productiven Talenten aufgesucht ward. Gern erfüllte sie eines Abends den Wunsch des liebenswürdigen Hausherrn und recitirte einige ihrer Dichtungen.

In der Mitte des Zimmers nahm sie auf einem durch Polster erhöhten Sessel Platz und sagte ihre Poesien mit solcher Meisterschaft, Einfachheit, natürlicher Grazie, daß man selbst mit der bestimmtesten Abneigung gegen französische

Verse und Deklamation, wie ich sie stets empfand, den höchsten Beifall spendete. Wenn auch ihre stark prononcirten Züge im Contrast zu dem blonden Haar standen, da die Idee einer zarten Blondine gänzlich hier schwand, so war doch ihre große Jugend, die majestätische Gestalt, gepaart zu so viel Geist und Talent, geeignet die Aufmerksamkeit der pariser Salons zu erwecken und sehr bald erfuhr man: Delphine Gay sei durch die so eben vom Maler Gros vollendete Kuppel des Pantheon zu einer Legende über die heilige Genoveva inspirirt worden.

Nach allen Metamorphosen, welche das Pantheon durch eine Reihe von Jahren erlitten hatte, wozu denn vor allem gehört, daß, in der Revolution als Tempel betrachtet, es vom Vaterlande den großen Männern geweiht war, ward es von der Restauration seiner Schutzgöttin Genoveva zurückerstattet. Die groß sein wollenden Männer jener Zeit wütheten über diese reaktionäre Spielerei und Voltaire und Rousseau, deren Sarkophage ich damals noch in den Gewölben des Pantheon sah, wurden bei dieser Gelegenheit, wie in ähnlichen Fällen oft, als politisch-liberale Schutzheilige angerufen, versteht sich von der äußersten linken Seite. Das Hauptsujet der von Gros gemalten Kuppel war Chlodwigs Uebergang zum Christenthum unter dem Schutze der heiligen Genoveva. Die legitimistischen Blätter sprachen viel vom wahren alleinseligmachenden Glauben und dem großen Glück für Frankreich, daß von dem alten Bourbonenstamme noch so viele Sprößlinge übrig geblieben waren, um den wahren Glauben wieder nach Frankreich zurückzubringen, aber es versteht sich von selbst, daß

liberale Blätter ihren Spott trieben. Noch trugen die legitimistischen Sorge, die Generation, welche etwa in den neunziger Jahren aufgewachsen war, also in der Zeit, worin man kein guter Christ in Frankreich sein durfte, gehörig über den Hergang der Sache zu unterrichten. Sie erinnerten wie Chlodwig, Oberhaupt der salischen Franken, im Jahre 496 schon bei Zülpich die Schlacht gegen die heidnischen Alemannen verloren hatte, als vom heiligen Geiste erleuchtet er plötzlich schwur mit allen seinen Mannen zum Christenthum überzugehen, wenn die Ehre des Tages sein würde. Dieser Schwur ward erhört. Der König der Alemannen fiel und der Uebergang Chlodwigs zum Christenthum ward bald von dem ganzen Stamm zum ewigen Heil Frankreichs befolgt.

Eben so wichtig nahmen sie es die längst vergessene Legende der heiligen Genoveva in allem Ernst wieder aufzutischen. Sie belehrten das Publikum, daß nicht von jener brabantischen Genoveva die Rede sei, welche verleumdet von ihrem eifersüchtigen Gemale, verstoßen in dem ardenner Walde umherirrte, nein, die wahre Schutzheilige von Paris sei Genoveva von Nanterre, die dieser Kirche den Namen gab. Sie war ein schlichtes Bauermädchen in dem nahegelegenen Dorfe Nanterre, im Jahre 423 nach Christus geboren, und hatte sich so sehr den Ruf der Heiligkeit erworben, daß die Gemüther sich schon vollkommen durch ihre Verkündigung beruhigten, man habe in Paris nichts von dem herannahenden Hunnenkönig Attila zu befürchten, wenn man sich nur mit eifrigen Gebeten den Heiligen im Himmel angenehm

zeigte. Ihr Ruf der Heiligkeit vermehrte sich, als sie bei einer Hungersnoth viele Schiffe voll Korn anschaffte, man wußte nicht wie, und damit die Noth der Armen linderte; auch ward ihre große Mäßigkeit gerühmt und daß sie sich bis zum funfzigsten Jahre nur von Gerstenbrot genährt hätte. Dieses war dann sogleich wieder ein Gegenstand für Witzelei. Es wird nämlich noch heute in und um Paris eine Art kleiner Brote verkauft, welche man Kuchen von Nanterre nennt. Man hat Mühe auf Promenaden und bei ländlichen Festen die Verkäuferinnen abzuwehren und so benutzten die Spaßvögel der Tageslitteratur sogleich diese Kuchen von Nanterre und fragten, ob man überzeugt sei, daß die heilige Genoveva nicht etwa schon damals heimlich von diesen feinen Brötchen genascht hätte.

Die Kirche, dieser Heiligen zur Ehre gestiftet, war längst eine verlassene Ruine, von der man heute nur noch Ueberreste sieht. Das bekannte Pantheon, ursprünglich als Genovevakirche gegründet, um die alte zu ersetzen, ward hier ganz nahe am äußersten Ende der Rue St. Jacques gebaut und mußte sich fast noch mehr als alle öffentlichen Gebäude in Paris mit jeder Erhebung einer neuen Partei eine neue Bestimmung gefallen lassen.

Allein an den wechselnden Namen dieses Monuments läßt sich schon genau die Dauer dieser oder jener politischen Gewalt in Paris erkennen. Da nun in der Welt nichts so schnell geschaffen wird als ein Hof mit allem dazu Gehörigen, die Bourbons namentlich für manchen großen Dienst, der ihnen in ihrer langen Verbannung geleistet ward, auch

große Anforderungen belohnen mußten, so waren der Schmeichler und Hofschranzen die Menge. Es ist nicht zu leugnen, daß selbst in Paris trotz aller Revolution, trotz aller republikanischen Niederreißung religiöser Gebräuche in den neunziger Jahren noch viele wirklich alte ächte Katholiken lebten, denen die abermalige Umwandlung des Pantheons zur Kirche eine große Freude gewährte; aber die ganze liberale Partei hatte eine förmliche Nahrung für ihre Journal-Polemik. Als nun gar die bekannte Inschrift, welche der Revolution ihre Entstehung verdankte: „Den großen Männern das dankbare Vaterland!" abgenommen ward und die Restauration hiermit stillschweigend alle Freiheitsäußerungen in die Vergessenheit zu bringen hoffte, so vermehrten sich Unwillen und Spott.

Nach den verschiedenen Ansichten, die alles dieses nothwendig hervorbringen mußte, ward Delphine Gay mehr oder minder gelobt, jedoch verleugnete sich die alte französische Galanterie hier nicht ganz. Alle stimmten überein, daß man in seiner Art nicht leicht Schöneres sehen konnte, als ganz oben unter dieser himmelhoch aufgerichteten Kuppel auf einem eigens dazu präparirten Gerüste die königlichen Prinzessinnen, um Gros Malerei in Augenschein zu nehmen, und die begeisterte junge schlanke Dichterin, indem sie ihre schönen Verse deklamirte, gleichsam den lebendigen Text dazu liefernd.

Auch Gros war einer der gefeiertsten Schüler Davids und gehörte mithin zu der früher erwähnten Schule, der ich nicht ihre gewohnte Bewunderung schenken konnte, obgleich diese Kuppel des Pantheons von seinen Verehrern noch eben

so bewundert ward, als „Bonapartes Besuch im Pestlazareth zu Jaffa," welches Bild 1804 zuerst seinen Ruf gründete.

Ein anderes notorisches Talent für Poesie und Deklamation, welches sich in dem Gerardschen Salon mit Meisterschaft hervorthat, war der italienische Improvisator Tommaso Sgricci.

Obgleich ich ihn erst einige Jahre später dort kennen lernte, so treibt es mich das Andenken an ihn gerade in einem Momente zu erneuern, in dem ich abermals jenes Hauses und jener geistig so hochgestellten Gesellschaft erwähne. Die Zuneigung, welche man ihm hier schenkte, die Bewunderung, welche man ihm zollte, ward mit gleicher Wärme, Dankbarkeit und Liebe von ihm empfangen und den Talentvollen, Bedeutenden, deren es in diesem Cirkel so viele gab, von seiner Seite mit den enthusiastischen Gefühlen eines schwärmerischen Poeten und feurigen Italieners zurückerstattet.

Sgricci gehörte zu den ausgezeichneten Fremden, die seit Jahren Staunen bei demjenigen Theile des Publikums erregten, welcher selbst durch Geist, Kenntniß, sichere Urtheilsfähigkeit eine rechtmäßige Präponderenz behauptete.

Da mir die italienische Sprache damals fremd war, so konnte ich seinen Werth nur nach dem Urtheil Sachkundiger bestimmen, vielleicht war aber der Eindruck der äußern Erscheinung gerade durch meine Unkenntniß des Gesagten desto lebhafter bei mir.

Zu gut weiß jeder, wenn ihm selbst die italienische Sprache nicht geläufig, daß der gleichklingende Wortschall sich in diesem Idiom leichter darstellt, als in jedem andern

und daß jedem einigermaßen dichtungsfähigen Italiener unzählige Reime eben so durch Gewohnheit und Uebung zu Gebote stehen, als dem Denkenden, fein Gebildeten aller Nationen etwa eine schnell geordnete, gewählte Prosa. Bezieht sich vollends der Gegenstand auf Gemeinplätze, als Liebe, Haß, Rache, Eifersucht, Gegend und Wetterbeschreibungen, so hat der Italiener sich offenbar gegen das schon Vorhandene zu schützen und kann unmöglich den Reminiscenzen entgehen. — Um so größer demnach die Schwierigkeit der Originalität war, um so größer war das Erstaunen der Sachkundigen.

Eine Einladung nach dem reizenden Landsitze Gerards zu einem Abend, an dem Sgriccis Improvisation die Unterhaltung geben sollte, durfte nicht abgeschlagen werden.

Die Gesellschaft war unter Gelehrten und Künstlern das Auserwählteste, was Paris besaß und ich vielleicht die einzige, die weder in Italien war, noch Italienisch verstand, aber auch hier, wie so oft, war man gerade in dieser Art Gesellschaft belehrend, mittheilend, entgegenkommend, alle waren bemüht das mir Fehlende erklärend zu ergänzen.

Bald erfuhren wir, daß Sgricci sich die Erlaubniß ausgebeten hatte, sich früh am Morgen einfinden zu dürfen. Nachdem er ein Stündchen mit der Familie verweilt hatte, bat er sich ein Zimmer aus, nahm daselbst ein kleines frugales Mittagbrot früh allein ein, blieb auch den Rest des Tages dort allein und ersuchte ihn nicht zu rufen, bevor die Gesellschaft vollkommen bereit sei ihn zu hören.

Nachdem die Herren, größtentheils von der Akademie,

über die Wahl der vorzuschlagenden Sujets einig waren, man sich zusammengesetzt hatte, um die andere Hälfte des Lokals zum Schauplatz frei zu lassen, trat er ein. Seine beinahe zu kleine Figur, sein zu rothes lebhaftes Colorit und etwas Blatternarben waren physische Zufälligkeiten, die der Franzose des accidents malheureux nennt, aber Sgricci als Mensch und Sgricci als Improvisator waren zwei durchaus verschiedene Wesen. Seit dem Beginn seines Eintretens schlug er kaum die Augen auf. Man erkannte deutlich die Absicht durch keine Art von äußerm Eindruck die innere Gestaltung zu verwirren und rasch wählte er unter den mannigfaltig vorgelegten Sujets eine Episode des trojanischen Krieges, den von Priamus zurückgeforderten Leichnam Hektors.

Die Figur des blinden Sehers Tiresias ward von ihm gleichsam als definirendes Intermezzo eingeschaltet, der einzelne etwa an der Stelle des ergänzenden griechischen Chors, wenn ich mich so ausdrücken darf. Da Tiresias nicht in der Aufgabe war, so erklärte ich mir die eigne Wahl eines langsam, bedächtig, mit geschlossenen Augen Auftretenden wie einen für ihn nothwendigen Zwischenakt, wo sich in der selbstgeschaffnen Nacht die überreizten Denkkräfte besser sammeln. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie viele handelnde und redende Personen er darstellte, aber schnell hatte sich das Ganze zu einer Tragödie im antiken Style griechischer Einheit gestaltet und neben den meisterhaften Versen, die um mich her unaufhörlich Bewunderungsausrufungen erweckten, konnte ich selbst nimmer mit Bewunderung enden über die unglaubliche Geschicklichkeit in der Vervielfältigung der Per-

sonen; trotz ihres ungleichen Alters und Charakters war in dem Hin- und Herbewegen zur Rede und Gegenrede keine Art von Zwang noch Lächerlichkeit zu gewahren. Ohnerachtet meiner schwachen Sprachkunde konnte ich der Handlung folgen und erinnere mich noch der Spannung, in der ich mich befand. Der Beifall aller Anwesenden war hinreißend.

Später wohnte ich noch einer von Sgricci gehaltenen öffentlichen Darstellung bei, worin er aus den vom Publikum gegebenen Themas die Hinrichtung Karls des Ersten von England wählte. Auch hier fand er viele Bewunderer, doch hatte das Ganze bei weitem nicht den Reiz für mich als jene Darstellung bei Gerard. Ein bezahlendes Publikum ist ein für alle Mal wie der Waizen mit Spreu vermischt; es kann nicht so leicht gesichtet werden und das pariser Publikum konnte sich besonders damals schwer in das Neue finden. Die erste englische Truppe, welche sich in Paris vernehmen ließ, ward, blos weil englisch noch ziemlich fremd war und man in der Porte St. Martin, also in dem Quartier der klein bürgerlichen Zwirn- und Bandkrämer spielte, mit faulen Aepfeln, endlich gar mit Stühlen und Bänken geworfen. Zehn Jahre später, als die englische Sprache schon mehr verbreitet war und man das italienische Opernhaus der an das Fremde gewöhnten Chaussee d'Antin gewählt hatte, ward die englische Truppe mit rauschendem Beifall aufgenommen, wie ihn dann ein Macready und eine Miß Smithson (später Gemalin des heute bekannten Komponisten Berlioz) vollkommen verdienten.

War nun auch die italienische Sprache dem gebildeten

Pariser damals bei weitem nicht so fremd, als das Englische, so war doch die ganze Art der Improvisirung zu neu und ungewohnt und das lärmende, spottende, witzelnde Publikum war offenbar der Sache hinderlich. Es wollte sich auch hier geltend machen, indem es sich bemühte, durch eigens ausgedachte Schwierigkeiten dem Künstler gleichsam eine Chikane in den Weg zu schieben und sich selbst ein Vergnügen zu verkümmern. Der Mann und sein Talent erschienen beide erhöht und bedeutsamer im Privatcirkel.

Wir gingen ihm in unserm Kreise aufrichtig bewundernd entgegen und fanden einen höchst bescheidnen jungen Mann, den Lobeserhebungen erfreuten ohne lächerlichen Dünkel zu erwecken, der seine Kunst, die mit vollem Rechte ein göttlicher Funken genannt werden kann, selbst ehrte, der aber jede Annerkennung mit Dank und Demuth hinnahm. Wir hatten die Freude ihn wohlgefällig in unserm engern Cirkel weilen zu sehen und fanden bei verlängertem Umgang erhöhten Genuß; um so härter traf uns die Nachricht seines frühen Todes bald nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war.

XII.

Fühlte ich in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Paris eine gewisse Unbefriedigung in Bezug auf die bildenden Künste, so war dieses noch in einem viel höheren Grade auf die Tonkunst anzuwenden. Hier waren meine Ansprüche um so größer, als die Opernmusik in Frankreich etwa zur Hälfte des vorigen und beim Beginn des jetzigen Jahrhunderts schon mit den ersten Rang errungen hatte. Mit Bedauern bemerkte ich das Bessere zurückgedrängt, das Mittelmäßige überall vorherrschend. Musik in ihrer hohen Bedeutung, als wirkende Kraft sowohl auf unsere Gefühle, wie als Mittel zur Entwickelung derselben durch charakteristische Melodien, aber mit Kenntniß der harmonischen Forderungen und Lehren bearbeitet, schien der damals jungen Generation etwas gänzlich Fremdes. Was sich noch von den guten alten Meistern des vorigen Jahrhunderts herüber gerettet hatte, ward nur von dem ältern Theil des Publikums angehört und gewürdigt, von den jungen ward dagegen ein für alle Mal alles, was nicht etwa in neuester Zeit aufgeblüht und mit frischem buntem theatralischem Flitter aufgestutzt war, mit

dem Bannfluche Perrücke oder Pontneuf*) verworfen, einzig werth von Perrücken tragenden Häuptern bewundert zu werden.

Offenbar war der Geschmack für Abwechslung vorherrschend und Neues, selbst Schlechteres, ward den besten alten gediegenen Compositionen vorgezogen. Es kann hier unmöglich von Meinung die Rede sein, da es nur der Herzählung einer Reihe von Namen bedarf, um dadurch eine Zeit überreich an genialer Opernmusik zu bezeichnen, die im Begriff war unterzugehen und in ihrer originellen Weise nicht wieder ersetzt werden sollte.

Monsigny, schon 1729 geboren, war erst 1817, wenige Monate vor meiner Ankunft in Paris, gestorben. Es machte mir beinahe einen märchenhaften Eindruck, daß ein Mann, der in seiner thätigen Jugend noch Rameau gekannt hatte, mit Philidor gleichzeitig wirkend war, der in des göttlichen Glucks blühender Epoche schon zu den Aelteren gehörte, ja den ich mit zu den eigentlichen Gründern der geistreichen französischen Opernmusik zählte, noch unter uns gewandelt hatte. Wer, der in seiner Jugend „Le Deserteur", „La belle Arsene", „Rose und Colas" gekannt hatte, erinnerte sich nicht mit Vergnügen daran? In wem wäre nicht der Wunsch rege gewesen, noch ferner eben solche, naiv wahre Musik zu hören? —

---

*) Als nämlich der Pontneuf noch mit zwei Reihen Krambuden besetzt war, die alle Aussicht hemmten, war auch hier der Sammelplatz für Gaukler und herumziehende Musikanten. Daher noch heute alle wirklich veraltete Musik mit Geringschätzung als Pontneuf bezeichnet wird.

Sprach ich aber von dergleichen zu den Jungen und Jüngsten der Gesellschaft, so fand ich keine Theilnahme. Durch Monsignys selten langen Lebenslauf hatten sich seine Stücke länger auf dem Theater, das Andenken an ihn hatte sich länger bei denen erhalten, die ihn einst noch gekannt oder wenigstens vor Jahren noch seine Opern gesehen hatten, Philidor aber, obschon ungefähr zur Zeit Monsignys geboren, war durch sein früheres Absterben als Componist fast gänzlich aus dem Gedächtniß der Lebenden entschwunden. Da man noch den „Devin du Village" von Rousseau in der großen Oper gab, so hoffte ich auch noch Philidors „Tom Jones" zu sehen, aber, wie gesagt, alle Theilnahme in dieser Richtung war verschwunden und mein Hoffen vergeblich.

Vielleicht war Philidors seltene Gabe des Gedächtnisses und seine große Schachkenntniß, die er bis zu seinem Ende behielt (er ward 69 Jahre alt), Schuld, daß man ihn als Componisten weniger schätzte, als er es verdient haben soll. Seine merkwürdige Sicherheit beim Schachspiel gewann ihm offenbar mehr Ruf, als seine Musik und doch sprach ich noch einzelne, welche auch diese hochschätzten. Aber es bedurfte nur der Nennung seines Namens, um sogleich auch des Wunders erwähnen zu hören, daß er mit verbundenen Augen drei Schachpartien zugleich spielen konnte und sie stets gewann.

Gleich den eben Genannten waren auch Dalayrac, Della Maria und Gretry zurückgesetzt, die alle vereint so entschieden bedeutend zur Verbesserung des französischen Opernstyls beigetragen hatten. Ihre schönsten Werke wurden wenig

oder schlecht gegeben. Von Gretry sah ich in der großen Oper gerade sein schwächstes Werk: „Die Caravane von Cairo"; aber in dieser großen Oper war überhaupt alles nach allen Richtungen im Verfall. Das Gebäude selbst alt, schmutzig, schlecht erleuchtet, in der engen Rue Richelieu unbequem zugänglich. Das ganze Singpersonal, eben so alt und abgenutzt als das Haus, sang oder schrie vielmehr ohne Stimme, ohne Zähne, mit tiefen Runzeln und verbrauchter Garderobe. Aus Mitleid und Wohlthätigkeitsgefühl wurden die meist Gefeierten, Madame Branchu, Lais, Nourrit der Vater und einige andere noch geduldet, denn man wußte, daß nur noch wenige Jahre fehlten, um diesen vormals Bewunderten eine Pension zu verschaffen. Als ich sie den Winter von 1817 auf 1818 zuerst sah, waren sie wahrhaft erbarmungswürdig. Mit dem Orchester war es nicht besser bestellt. Die ganze Oper mit allem Zubehör war im eigentlichsten Sinne vermorscht. In Erwartung ihrer Wiedergeburt war sie der Vergessenheit geweiht und konnte nur hin und wieder mit Balleten Zuschauer heranlocken. Mozart, welcher doch in seiner Kindheit persönlich, später in seinen unsterblichen Werken so hoch gefeiert in Paris war, ward zu der Zeit, von der ich jetzt rede, gänzlich ignorirt.

Glucks Meisterwerke waren die einzigen, die sich auf der Opernbühne der Rue Richelieu erhalten hatten, aber deutlich erkannte man, daß dieses mehr zur Bequemlichkeit der Truppe, als zum Genuß des Publikums geschah, das im weiteren Sinne genommen offenbar keine Freude daran hatte. Ich erinnere mich noch, daß die Zahl der Zuschauer bei solchen

Vorstellungen zu überzählen war. Sie bestanden kaum mehr als aus solchen, denen diese Vorstellungen angenehme Erinnerungen aus längst vergangener Jugend brachten. Vor allem sah man den alten Gossec regelmäßig bei den Gluckschen Opern den ersten Platz des Balkons einnehmen. Auch sein Genie war von Kennern hoch in Ehren gehalten und der damals fünfundachtzigjährige Greis erlebte die Freude das verlassene Opernhaus von allen Notabilitäten in der Musik besucht zu sehen, wenn ausnahmsweise Racines Athalie, von der Truppe des Tragödien-Theaters gespielt, mit seinen Chören gegeben ward.

Ich rechne noch heute jene Abende zu dem Imposantesten, was ich je von Bühnendarstellungen erlebt habe. Ebenfalls zählte ich zu den besondern Vergünstigungen des Zufalls, daß ich in der königlichen Kapelle noch sein berühmtes »O salutaris hostia« hörte, denn schon ward er von dem jüngern Lesueur, der ihm doch lange nicht gleichkam, überall verdrängt.

Daß Gossec, über dessen Dasein man schon 1818 staunte, als er fünfundachtzig Jahre alt war, es noch bis zu einem Alter von sechsundneunzig Jahren brachte und noch wenige Abende vor seinem Tode auf seinem gewöhnlichen Platze in der großen Oper saß, gehörte für mich, gleich Monsignys langem Leben, zu dem unmöglich geglaubten.

War nun meine Verehrung für Gluck gränzenlos, so war dagegen der affektirte Styl, in dem uns von der alten Truppe Armide, Alceste, die beiden Iphigenien, diese Götterwerke, überliefert wurden, wahrhaft peinlich; man genoß und

duldete zugleich. Alles, durchaus alles war Verzerrung und häßliche Figuranten mit schmutzig weißer Tunika, mit rosenbekränzten Häuptern bei den bärtig braunen, rohen Gesichtern, die rothen Fäuste aus dem grellen Chamois-Tricot hervorstreckend, machten einen eben so widerlichen als lächerlichen Eindruck. Dachte man vollends daran, daß die schöne Zauberin Armide alles dieses zur Verführung des edeln Ritters in Bewegung setzte und sah man gar auf Madame Branchu, die gewiß schon ihre vollen Sechszig zählte, so war jede Illusion verschwunden.

Solcherlei Mängel hinderten mich aber nicht, die Gluckschen Opern mit Eifer zu besuchen und selbst bei dieser Unvollkommenheit wuchs meine Verehrung, aber, wie gesagt, das jugendliche pariser Publikum war diesem Geschmack durchaus fremd.

Spontinis Leistungen in der großen französischen Oper hatten lange befriedigt und die Vestalin sowohl als Cortez, mit allem nothwendigen Glanz ihrer Zeit ausgestattet, hatten gerechte Würdigung gefunden, aber mit in das allgemeine Elend der sinkenden Oper hinabgezogen, erlagen auch sie in sofern, daß sie nach etwa zehnjähriger Existenz als veraltet angesehen wurden. Da in Paris nirgends die Kabale ausbleibt, also gewiß nicht am Theater, so wurde dieser geschickte Meister nach seiner Entfernung aus Paris fast gänzlich bei Seite geschoben, ob man gleich ihm allein das letzte Wiederaufleben der heiligen Flamme verdankte, die für geraume Zeit in der Oper erlosch.

Paer, der ebenfalls in Paris lebte und gleich Spontini

und Cherubini Italiener war, hatte wie diese seinen Ruf auf französischen Bühnen gegründet. Alle drei gehörten zu dem engern Umgange unseres damals noch im Werden begriffenen Cirkels, aus dem wir noch für lange Jahre Spontini, welcher einen Ruf nach Berlin bekam, missen sollten.

Unserm persönlichen Geschmack zufolge standen Cherubini und Spontini eine hohe Stufe erhaben über Paer, aber man konnte damals, wo Rossini noch nicht am Horizonte erschienen war und seine faden italienischen und italienisirenden Nachahmer die Welt noch nicht so wie später überschwemmt hatten, wo man noch nicht ahnte, wie sehr die neue italienische Schule die Musik verflachen würde, man konnte, sage ich, damals Paer im Sargino, im Achilles, in der Camilla nicht alles Talent absprechen. Andererseits konnte man sich nicht verbergen, daß ihm die Grazie seiner liebenswürdigen Landsleute, die er in seiner Jugend gehört oder deren Zeitgenosse er war, als Fioravanti, Cimarosa, Paesiello, nicht zu Theil geworden war. Es wollte Paer kein ähnlicher göttlicher Funke erleuchten, auf den doch am Ende bei der Kunst die Hauptsache ankommt. Es fehlte ihm offenbar an Genie. In unserer Gesellschaft war er sehr munter, witzig und zuvorkommend, aber vom Repertoir der großen Oper war auch er gänzlich verschwunden. Ich betrachte ihn noch heute als den Vorleuchter, der den spätern italienischen Komponisten des trübseligen genre semiserio den Weg zum nordischen Publikum bahnte, aber leider auch auf Abwege führte. Ein einziges Mal sah ich seine Camilla in der zweiten oder komischen Oper, gegen welche Quali-

fication aber das schauderhafte Sujet der Camilla einen gar zu grellen Abstich machte. Die Ausartung der traurigen Leidenschaft der Eifersucht ohne Grund war hier mit so krassen Farben geschildert, der Anblick einer tugendhaften verläumdeten Gattin, die der irregeleitete Gemal absichtlich in einem unterirdischen Gewölbe aushungern will, so widerlich, daß meine Ohren sich nicht ergötzen wollten, wo Augen und Gefühl so beleidigt waren. Unglücklicher Weise für Paer hatte sein musikalisches Talent sich an diesem mißgestalteten Sujet, wenn ich mich so ausdrücken darf, am vortheilhaftesten entfaltet und so war man offenbar zugleich angezogen und abgestoßen.

Dieses zweite französische Opernhaus, heute ausschließlich komische Oper genannt, war damals ebenso unter dem Namen Feydeau bekannt, gleich dem Quartier, worin es sich befand. Es war mit vollem Rechte mehr in der Gunst des Publikums als die große Oper, indessen waren auch hier schon einige weltberühmte Talente untergegangen oder dem Untergange nahe.

Elleviou, der gefeierte, wahrhaft angebetete Sänger, hatte kurz vor meiner Ankunft seinen Abschied genommen. Man sprach noch mit dem größten Entzücken von ihm. Wie immer in ähnlichen Fällen schienen ältern Leuten, welche einst mit Elleviou jung waren und jung den ersten Eindruck empfangen hatten, die neueren Nachahmer lange nicht dieses Original zu erreichen und der vortreffliche Martin, der freilich auch nicht mehr jung war, schien ihnen trotz seines meisterhaften Spiels und angenehmen Gesangs ihren an-

gebeteten Elleviou nicht zu ersetzen. Ebenso suchte die Gavaudan durch bezaubernde Grazie die St. Aubin vergessen zu machen, aber diese war eine große Sängerin, wogegen die Gavaudan nur wenig Stimme hatte, um nicht gar keine zu sagen. An diesem Theater war jedoch die Direktion freier und mehrere junge Schauspieler füllten geschickt ihre Plätze aus; indessen waren offenbar auch hier Truppe sowohl als Componisten im Rückschritt begriffen.

Dalayrac, Della Maria und Gretry, die ich schon oben nannte, hatten hauptsächlich für diese Bühne geschrieben. Hatte Dalayrac auch vielleicht weniger Originalität als Monsigny und Gretry, so beseelte ihn gleich Ehrfurcht für wahren reinen Gesang und Satz, wie überhaupt der Styl der natürlichen musikalischen Phrasen ohne gesuchten Effekt jene ganze Epoche sowohl in Frankreich als in Italien bezeichnete. Les deux petits Savoyards, Adolphe et Clara, Gulistan, Raoul de Crequi waren die besten Zeugnisse für Dalayracs anmuthiges Talent.

Della Maria, dem nur der kurze Lebenslauf von achtundzwanzig Jahren zugetheilt war, indem er 1778 geboren schon 1806 starb, setzte sich selbst das schönste Denkmal in seinen geistreichen Compositionen: „Le prisonnier" und „Il maestro di capella." In beiden Singspielen zeigte er sich als Paesiellos würdigen Schüler, wie denn überhaupt die italienische Schule des vorigen Jahrhunderts geistig und geistreich mit der französischen verschmolzen war.

Zu dieser muß man noch den Belgier Gretry rechnen, der gleich Paesiello im Jahre 1741 geboren, fast gleichen

Lebenslauf mit diesem hatte. Da beide nur kurze Zeit vor meiner Ankunft in Paris gestorben waren, Gretry 1813, Paesiello 1816, so drängte sich der Vergleich ihrer Werke natürlich auf und eine gewisse Aehnlichkeit war unläugbar. Von Gretry schien „le tableau parlant“ selbst dem Wohlgesinntesten eine Jugendarbeit, wogegen „Zemire et Azor“ und „Richard coeur-de-Lion“ den genialsten Charakter und Gewissenhaftigkeit in der Arbeit zeigten. Ihm wurden Paesiellos „roi Theodore“ und „Nina la pazza per amore“, später wieder in der italienischen Oper gegeben, zur Seite gesetzt.

Isouard und Mehul starben beide 1818, also kurz nach meiner Ankunft, ungemein von Kennern betrauert, besonders letzterer. Da man es zu den Begünstigungen seiner Muse rechnete, daß sie ihn mit einem guten italienischen Style ebensowohl als mit dem französischen ausgestattet hatte, so erinnerte man sich damals wieder, mit welchem glücklichen Erfolge es Mehul gelungen war Napoleon als ersten Consul wider Willen davon zu überzeugen. Die Musik konnte dem Helden nicht anders als oberflächlichen Zeitvertreib gewähren und wirkliche Kennerschaft, wozu ernste Studien wohl ebenso nöthig als angeborne Empfänglichkeit gehören, dürfen schwerlich bei einem Welteroberer gesucht werden, aber, wie man sagte, machte Napoleon damals Ansprüche ein richtiges Urtheil über Musik zu haben. Mehul besonders hatte mit seinen Opern „une folie“ und „les aveugles de Tolede“ des Consuls Beifall erhalten, jedoch ward immer mit Bedauern hinzugefügt, daß der Styl des französischen Com-

ponisten nur eben französisch sei, der dann, wie er sich auch immer auszeichnen möge, sich nie mit den Italienern messen könne. Solcherlei Urtheil reizte Mehul sich mit den ihm zu Gebote stehenden Waffen zu vertheidigen. Er verschaffte sich die Dichtung »l'irato« (der Zornige) und nachdem seine Partitur vollendet war, begünstigte ihn der Gebrauch in Paris, welcher erst in den letzten Jahren weniger streng gehalten ward, niemals den Autor und den Componisten vorher zu nennen. Nur seine intimsten Freunde kannten sein Geheimniß. Das Publikum aber, Napoleon mit einbegriffen, lebten in dem Wahn, „der Zornige" sei eine aus dem Italienischen übersetzte Oper. Diese ausschließende Vorliebe des ersten Consuls für italienische Musik theilte sowohl seine Familie, als der mit ihm von Italien zurückgekehrte Generalstab und Mehul hatte den ganzen Abend die Genugthuung, die ganze Consuls-Loge, Napoleon voran, in der heitersten Laune unausgesetzten Beifall nicken zu sehen, indem Napoleon, wie man Mehul später berichtete, mehrere Male die Aeußerung entfuhr, daß diese italienische Musik doch von einem ganz andern Geiste als die französische belebt und Mehul niemals ein solches Werk zu liefern fähig sei.

Der lauteste Beifall mit dem Rufe: „Der Componist, wir wollen den Namen des Componisten!" erschallte, nachdem der Vorhang fiel und Mehuls Name ward bekannt gemacht. Der Consul mußte schweigen, denn Mehul hatte durchaus nach dem Gebrauche gehandelt.

Ich weiß nicht, ob seine Absicht Napoleon zu überzeugen oder ob vielleicht der äußerst komische Text dieser Oper die

eigentliche Veranlassung ist, daß in ihr italienischer Styl im besten Sinne vorherrscht. Offenbar kann sie mit Cimarosas „heimlicher Ehe" wetteifern und vielleicht war Cimarosa nicht fähig eine „Stratonice" und einen „Joseph in Aegypten" gleich Mehul zu schreiben.

Alle diese Meisterwerke wurden damals selten und mittelmäßig in der komischen Oper aufgeführt, aber es ging hier wie mit Gluck in der großen Oper. Die Jugend verstand den wirklichen Werth nicht zu schätzen, haschte nach Neuheit und Veränderung und da der Ausstaffirung der äußere Glanz fehlte, so zeigte sie ihren Mangel an wirklich musikalischer Bildung, indem sie das Gediegene nicht zu würdigen verstand.

Mit Mehul hatte sich Nicolo Isouard zugleich hervorgethan. In Malta geboren und erzogen und Sohn des Kämmerers des Großmeisters waren ihm, wie man erfahren hatte, angesehene Geburt und damalige Lebensansicht eben so hinderlich zur Ausbildung seines Talents, als dieses zuweilen bei niedrig Gebornen aus Mangel an Hülfsmitteln der Fall ist. Sein Genie aber, endlich die gänzliche Umgestaltung aller Weltverhältnisse, mit denen auch der Malteserorden unterging, führten ihn nach Italien und Paris und förderten seine Wünsche.

Da er anfangs aus Rücksichten sich nur unter dem Namen Nicolo bekannt machte, später durch Beifall ermuthigt noch von Malta hinzusetzte und erst nach Jahren den ganzen Namen Nicolo Isouard von Malta ausschrieb, so ward man im Publikum oft irre, ob alle diese Namen dieselbe Person bezeichneten. Seine Oper Jeannot et Colin

noch mehr „le rendez-vous bourgeois“ sprudeln von Leben und Bewegung; ich glaube nicht, daß man leicht ein komischeres Sujet findet als letzteres. Obschon ich mich nicht mehr der Details zum Wiedererzählen erinnern kann, weiß ich, daß die Zuschauer nicht mit Lachen enden konnten und daß die Musik dem Geiste des Dichters gefolgt war. Er schrieb noch l'intrigue aux fenetres, endlich Cendrillon und Joconde und starb schon zu ein und vierzig Jahren in voller Entwicklung seines Talents und während der immer wachsenden Gunst der Mitlebenden.

Auch Cherubini und Berton hatten beide früher mit gerechtem Erfolge für die komische Oper gearbeitet, wo sich indessen von dem letzteren nur „Aline reine de Golconde“ einer dauernderen Aufnahme erfreuen wollte. Obgleich Cherubini und Boieldieu, im ganzen beliebter, dasselbe Sujet bearbeitet hatten, behielt die Aline des Berton immer den Vorzug. Er sowohl als Cherubini waren beide noch am Leben, aber ebenfalls von einer ignoranten Jugend als ganz veraltet verschrien und doch ersannen die damals jungen Talente wohl nichts Gediegeneres als Cherubinis Lodoiska, Faniska, les deux journees ou le porteur d'eau und vor allem sein schönes Requiem, das, wenn auch nicht der ewig unerreichbare Genius eines Mozart darin herrscht, doch in Cherubini den würdigen Schüler Sartis zeigt, der die Erinnerung an bessere italienische Meister auch im Kirchenstyle beweisen könne.

Boieldieu angenehm, von seltner Schönheit der Gestalt, persönlich beliebt und geliebt, war eigentlich als Mehuls

geistiger Nebenbuhler anzusehen und war fast der einzige, der, obgleich nach Jahren, Styl und Studien dem vorigen Jahrhundert angehörend, sich ganz ungestört der Gunst der Mitlebenden erfreute. Die Opern ma tante Aurore, le Calife de Bagdad, la dot de Suzette, Jean de Paris, le nouveau seigneur du village, la fete du village voisin, waren alle schon ziemlich bei Seite gelegt, als ich nach Paris kam, dagegen wurden sein „Chaperon rouge“ und „la dame blanche“, von welchen beiden ich die ersten Vorstellungen sah, von seinen zahlreichen Anbetern und Anbeterinnen mit rauschendem Beifall aufgenommen. Huldigte er auch mit Romanzencouplets und Bauernrondos ein klein wenig der Mode, so hielt ihn doch sein bessrer Genius im ganzen auf gutem Wege und flüsterte ihm mit Geschmack, Grazie und Kenntniß in diesen beiden letztgenannten Opern eine Masse lieblicher Ideen zu, die er mit Ernst und Gewissenhaftigkeit bearbeitete. Fast möchte ich sagen mit Boieldieu schloß für geraume Zeit die Reihe der Begünstigten.

Da es sich nun mehr darum handelte das Publikum mit Neuem als mit Gutem zu verlocken, so halfen sowohl die Direction als seine Freunde die Aufmerksamkeit auf den jungen Herold, als Mehuls Schüler, leiten. Man verkündete in seiner „Clochette“ und in seinem „premier venu“ einen zweiten Mehul, aber wenn auch diese Leistungen nicht ungünstig aufgenommen wurden, so war die Weissagung längst nicht erfüllt, als der Tod ihn 1833 ereilte. Einige Zeit erwartete man besseres von Catel, aber auch er täuschte die Hoffnung und gehört nicht der Nachwelt an.

Da der Einfluß der italienischen und französischen Schule in der oben erwähnten Zeit eigentlich reciprok war, so ist schwer mit Sicherheit zu bestimmen, wo der erste Anstoß geschah, wenn man ihn nicht etwa noch von Lully und Piccini, also von zwei Italienern, mit Gewißheit herleiten will. Paesiellos schon genannter „König Theodor“ und „Nina toll aus Liebe“, Fioravantis „herumziehende Virtuosen“ (i virtuosi ambulanti) und seine „Dorfsängerinnen“ (le cantatrici villane) waren der französischen komischen Opernbühne ganz einverleibt, dagegen Sacchini in seinem „Oedipus auf Kolonos“ troß des vormaligen großen Beifalls, den er damit erwarb, den Anspruch auf Glucks heroischen Styl, den er verrieth, nicht rechtfertigte. Als Schüler Durantes, der seinerseits wieder aus der alten Schule Scarlattis stammte, hatte Sacchini wie Gluck den ernsten gemessenen Kirchenstyl theoretisch redlich studirt, ihn dann im Oedipus, einem Sujet, gleich denen der Gluckschen Opern, der antiken fabelhaften Geschichte oder geschichtlichen Fabel angehörend, zum heroischen Pathos anwenden wollen; es war aber eben nur kaltes Pathos und der ewige göttliche Funke, der nirgends zur Flamme lodert, wo er nicht glimmt, nirgends zu ersticken ist, wo er aufstreben will, wird im Oedipus vermißt.

Am allertraurigsten sah es aber damals in der italienischen Oper in Paris aus. Hier, wo man grade die meisten Ansprüche mitbrachte, fehlte es in dem Jahre $18^{17}/_{18}$ an allem, was Kenner befriedigen kann. Madame Catalani hatte die Direktion übernommen, bei der von allem die Rede

war, nur nicht von Musik. Ich wüßte auch nicht eine einzige der italienischen Opern zu nennen, welche von einer Masse unbekannter Componisten, deren obscure Namen in ini und itta endeten, gegeben wurden. Weder Stücke, noch Musik, noch Sänger konnten im geringsten interessiren. Die Catalani allein konnte unter der Truppe, welche sie angeworben hatte, eine Sängerin genannt werden, doch sang sie absichtlich den ganzen Abend, indem sie erbärmlich spielte, kaum so laut als mezza voce, bis sie gegen das Ende mit ihrer wundervollen Stimme mit einer Bravourarie, gewöhnlich eigens für sie geschrieben, alle Ohren bezauberte; aber dieser Bravourstücke gab es nur zwei bis drei für den ganzen Winter und jedes währte kaum zehn Minuten in den drei tödtlichen Abendstunden, welche so eine schlechte Oper ausfüllte. Auch waren diese Arien oder Bravourstücke gewöhnlich ganz ohne Talent geschaffen. Ausnahmsweise muß ich die Variationen von Rode nennen. Allerdings war dieses Genre dem eigentlichen Geschmacksbegriff ächter Musiker entgegen, denn das Instrument soll die menschliche Stimme, und nicht die Stimme das Instrument nachahmend begleiten, aber die ungemeine Geschicklichkeit mit der die Catalani zuerst solcherlei barocke Kunst-Abarten oder Unarten im Norden producirte, bestachen die Menge. Später ward dergleichen Mode und das war eigentlich das Schlimmste dabei.

Auch Rode gehörte zu der Zahl liebenswürdiger Gäste, die unsern Kreis vermehrten und der mit seinem herrlichen Violinspiel alles um sich her bezauberte, doch erhielten wir diesen Genuß nur selten, da sein eigentlicher Aufenthalt Bordeaux war.

Alle drei genannten Opernhäuser bedurften nur weniger Jahre um sich zu regeneriren, aber zur Zeit meiner Ankunft waren sie Alle rückschreitend. Ich will damit nicht sagen, daß für die beiden französischen Opernbühnen bessere Compositionen geliefert werden konnten, als bereits dagewesen waren, aber man verbesserte später Gesangsstyl, Lokal, Personal, Garderobe und gab dem Ganzen einen frischern, behaglichern Zuschnitt.

Die italienische Oper reinigte auch mit Rossinis Erscheinen diesseits der Alpen theilweise ihr Repertoir von jenen unbekannten, von der Catalani begünstigten Componisten und die italienische Truppe in Paris ward mit der Zeit das Ideal aller Vollkommenheit: aber ich rede noch von den Jahren 1817 und 1818.

Waren die Opernhäuser damals in einem kläglichen Zustande, so übertrafen die Programme der Concerte diese Kläglichkeit noch in einem weit höhern Grade. Viel, vielerlei und kurz mußten die vorzutragenden Stücke sein; oft ging die Zahl über zwanzig in einem Concerte. Der verständigste Künstler hätte damals nicht wagen dürfen dem unverständigen Publikum ein Quartett, Quintett oder gar ein Concert mit Orchesterbegleitung vom Beginn bis zum Ende vorzuspielen und noch mehr als alles dieses that sich Ignoranz und Geschmacklosigkeit in musiktreibenden Privatcirkeln kund. Hier heulte man Romanzen von ewig unbekannt gebliebenen Componisten. Blangini, Garat und Romagnesi waren lichte Punkte in jener Finsterniß. Man spielte Trios mit Harfe, Flöte und Guitarre, Duos auf Fagott und Maultrommel

und dergleichen Unfug mehr, Ohr und Gefühl zugleich beleidigend. Der ganze Unterricht sowohl als die Tendenz der Musik waren vereinigte Unwissenheit und Abgeschmacktheit.

Klagte ich nun die Pariser einer gewissen Saumseligkeit an, einer Erschlaffung und Unkenntniß, die sich größtentheils über alle damals producirende Musikinstitute verbreitet hatte, so will ich auch die Thätigkeit, den Enthusiasmus, den Fortschritt und theilweise das Gelingen berichten, sobald man einmal zur Einsicht des Mangelhaften erwacht war und sobald Verbesserung, Aufrüttelung aus der jüngsten Lethargie das Ziel des Strebens ward.

Ungefähr in den Jahren 1817 und 1818, als das italienische Theater in Paris in dem eben genannten traurigen Zustande war, hörte man von Reisenden, welche unlängst Italien verlassen hatten, Rossinis Namen nennen und im Jahre 1820 brachte eine neue Direction, indem sie die italienische Oper in Paris verbessernd umgestaltete, den Barbier und Othello auf die Bühne. Konnte den Kennern auf einer Seite südliche moderne Oberflächlichkeit im Vergleich zu nordisch ernster Gründlichkeit nicht entgehen, so konnte auch von der andern Seite dieser Musik unmöglich südliche anmuthige Grazie im Vergleich zu nordischer streng korrekter Schwerfälligkeit abgesprochen werden. Verstand man wohl, daß das Studium des Generalbasses Rossini wenig Sorge gekostet hatte und daß seine lieblichsten Melodien von der überschweren Last bunter Verzierungen erdrückt wurden, so bewunderte der Unparteiische dennoch aufrichtig Rossinis Ge-

nie, das sich mit Liebenswürdigkeit allen Unarten gleich einem verzogenen Kinde überließ.

Ernste Kritiker waren jedoch mit Lob zurückhaltend, denn sie sahen in Rossini einen durch die von Natur glücklich geformten Kehlen seiner Landsleute verführten Componisten, welcher mit Künstlichkeit und durch Künstelei den Mangel der Kenntniß zu verbergen verstand. Sie fürchteten, und mit Recht wie wir später einsahen, ungeschickte Nachahmer, welche ohne Genie und ohne Grazie, vom Stachel der Eitelkeit gespornt, mit einer Oper voll von Rouladen und Trillern nach augenblicklichem Applaus haschend, nur dergleichen hervorbringen möchten; sie fürchteten Sänger, die bei der Producirung dieses Ohrenkitzels erst aus Trägheit und Gewinnsucht (man fing an diese Kunststückchen mit hohen Summen zu bezahlen), endlich aus Gewohnheit weilen möchten.

Das große Publikum, in Masse genommen, huldigte aus Mode und weil es sich, bei tändelndem Klange, bei leicht faßlichem Rhythmus sich wiegend und schaukelnd, den Abend hindurch behaglich unterhalten fühlte.

Was jene Nachahmungen betrifft, so kannte man dergleichen im Jahre 1820 noch nicht, und mit der vortrefflichen Sängerin Fodor, mit dem unvergleichlichen Garcia wurden der liebliche Cimarosa in seiner heimlichen Ehe (il matrimonio segreto), Zingarelli in seinem Romeo und Giulietta, endlich unser alle Componisten überstrahlender, klassischer Mozart auf die Bühne gebracht. Don Juan von Garcia, die Gräfin im Figaro von der Fodor gaben Genußabende, die als Erinnerung zu erwähnen, aber unmöglich zu schildern

sind. Und wie wäre die Grazie, die ächte antike, südliche Schönheit einer Pasta, ihr Geschmack in Bezug auf ihre Kunst zu schildern? — Wie der Ausdruck der tiefen Resignation in der ombra adorata Zingarellis? — Crescentinis Geist schwebte in diesem Moment über ihr; er war ihr Lehrer, wie ich später erfuhr, und hatte einem Prometheus gleich des Himmels Feuer für sie geraubt. In einer Reihe von zehn zu funfzehn Jahren entwickelte sich eine anmuthige Fertigkeit bei ihr, die den Zauber der höchsten Vollendung in sich trug. Leider reifte auch hier, wie oft bei irdischen Vollkommenheiten, der Keim des Zerstörungsstoffes desto schneller und Körper sowohl als Stimme verloren zu früh ihren Reiz; schon nach kaum funfzehn Jahren war beider Schönheit dahin. Die Figur ward zu dick, die Stimme rauh und unsicher, sie war keine Sängerin mehr. Später war Garcias Tochter, die feurige Malibran, ein allerliebster Ersatz für den Verlust jenes schwer zu erreichenden Vorbildes. Auch sie gab vollkommene Befriedigung, wenngleich ihre zu große Lebhaftigkeit zuweilen hinderlich war und der grandiose Styl der Vorgängerin ihr nicht recht eigen ward, aber immer war hier ein schönes Talent und eine schöne Frau. Die Manier der Malibran streifte ganz nahe an Grimasse, die aber Jugend und Schönheit milderten. Dagegen hatte die Malibran den Vortheil über die Pasta außerordentlich musikalisch zu sein. Den Unterschied zwischen diesen beiden Sängerinnen zu verstehen bedurfte es eines gewissen feinen Taktgefühls, das nur wenig Auserwählten in dem Grade zugetheilt wird, daß die allerkleinste Nuance ihr Ohr beleidigt. Die Gesangsschule Cres-

centinis wirkt noch heute, aber die Nachwelt verlor den Leitfaden und artete aus. Die vormals schöne Grisi erhaschte noch etwas davon und auch sie ließ mir einen tiefen Eindruck. Eines Abends trat der zu früh verstorbene, hoffnungsvolle Bellini, bei Gerard mit der Grisi an's Piano und begleitete ihr sein „Casta Diva"! — seitdem ward es eine Marter für mich, es von mittelmäßigen Talenten zu hören. Wer, der Lablache, Rubini, Tamburini gehört hat, könnte je den Eindruck vergessen?

Ich erwähnte der Verbesserung der italienischen Oper zuerst, weil die Verbesserung hier zuerst eintrat und fahre in gleicher Folgereihe fort, indem ich in der Zeit wieder zurückkehre.

Der Unterstützung der Herzogin von Berri verdankte man einige Jahre später ein Bildungsinstitut für unbemittelte Kinder, die sich dem Gesange aller Fächer weihen wollten. Ob man ihm den Namen „Institut für religiöse Musik" gab, weil mit dem neuen Hofgeiste die Auszahlung der Unterstützungsgelder sonst Schwierigkeiten gefunden hätte, weiß ich nicht, aber sicher entsprach der Titel nur theilweise dem Zwecke, indem neben der geistlichen auch weltliche Musik hier einstudirt ward und Gluck zum Beispiel unmöglich besser zu überliefern war. Choron, der Leiter dieses Instituts, war ein geschickter Meister mit Umsicht und Sachkenntniß. Es war ein sehr merkwürdiger alter Musiker, originell im höchsten Grade. Alles, was in seinem Fache in der weiten Welt je bedeutendes geleistet worden war, war ihm bekannt und der ganze Mann wie er in seinem alten morschen Hause in der entlegnen Rue Vaugirard zwischen thurmhohen, bestäub-

ten Haufen Musikalien umherwandelte, machte den Eindruck eines lebendigen Musik-Wörterbuchs, interessant, belehrend für jeden, welcher nachzuschlagen verstand. Es wurden dort Kinder und junge Leute beiderlei Geschlechts unterrichtet, von denen man später die schönste Kirchenmusik vortrefflich exekutiren hörte. Mit Entzücken gedenke ich noch der Meisterschaft, mit der sie den Messias, das Alexanderfest, Samson, das Tedeum von Utrecht von Händel hier vortrugen; ferner Mozarts Requiem, Pergoleses Stabat-Mater, Scarlatti, Durante mit seiner ganzen großartigen Schule, worunter mir Jomelli's Benediktus Dominus besonders gegenwärtig blieb. Deutschlands und Italiens beßre heilige Tonkunst ließ in diesem fernen Winkel eines alten unaufgesuchten Stadtviertels des großen brillanten Paris gleichsam ihren Schwanengesang noch ein Mal warnend vernehmen. Mit der Vertreibung der ältern Linie der Bourbons 1830 ging dieses Institut ein. Der Meister starb und die sich zerstreuenden Schüler machten ihr Talent, um sich zu ernähren, mehr in weltlichen als in religiösen Carrieren geltend.

Von dem später mit vollem Rechte so weltberühmten Conservatoire hörte man ebenfalls in jener Zeit in der Gesellschaft gar nicht reden, ob es gleich als Bildungsanstalt schon seit Jahren constituirt war; es hatte gleichsam im Dunkeln gearbeitet und nur den Schülern schenkte man Aufmerksamkeit und zwar nur dann, wenn sie schon beinahe wieder aufhörten Schüler zu sein. Im Ganzen waren es mehr Verwandte und Freunde, die sich alljährlich bei der Preisvertheilung einfanden, als das größere, fernere Publikum. Noch

ward hin und wieder einmal ein Neugieriger verlockt den Minister zu sehn, der die Preise den einzeln vor ihn hintretenden Schülern und hübschen Schülerinnen selbst überreichte, jedoch waren diese Neugierigen mehr Fremde als Pariser. Der Saal, in welchem die Schüler die Preisstücke hören ließen und worin noch heute die weltberühmten Concerte gegeben werden, ist klein, selbst am Tage mit Lampenschein, aber immer schlecht, erleuchtet und auf alle Weise häßlich und unbequem. Anfänglich achtete man aus Gewohnheit nicht darauf, indem bei fast gänzlicher Abwesenheit der Außenwelt kein Bedürfniß nach Verbesserung sich fühlbar machte und heute, wo man immerwährend Klage über dergleichen Mängel, wie auch besonders über den Mangel an Platz, vernimmt, verharrt man beim Herkömmlichen. Erfahrung lehrt, daß man sich in Paris nur an solche Orte hinzudrängt, wo man mit Schwierigkeit Platz bekommt. Ich hörte dieses Urtheil von sehr verständigen Leuten. Gewiß ist, daß das schlechte Lokal nicht den großen verbessernden Einfluß hinderte, welchen der vortreffliche Habeneck anfing nach und nach auf alle dort wirkenden Lehrer und Schüler auszuüben, ein Einfluß, welcher von wirklich musikalisch Gebildeten gefühlt und besprochen ward.

Habenecks Talent zum Dirigiren eines Orchesters gränzte an das Unglaubliche. Durch ihn gelangte im Laufe der Jahre die Ausführung der Beethovenschen Symphonien von dem Orchester des Conservatoriums, hauptsächlich aus den dort angestellten Lehrern bestehend, zu einer unmöglich zu beschreibenden Vollkommenheit. Der sich immer mehr ver-

breitende Ruf davon wirkte allmälig wahrhaft magisch auf das Publikum und so wie man von Beethoven bis dahin kaum den Namen kannte, schämte man sich plötzlich, wenn man die Symphonien von Beethoven nicht im Conservatoire gehört hatte.

Indessen ging es hier dem Publikum, wie es diesem unbestimmten, nicht zu definirenden Wesen in der ganzen Welt geht. Es konnte noch lange die Zeichen der einstigen Fesseln seiner Unwissenheit nicht ganz verbergen. Bildung, welcherlei Art sie auch sei, verlangt, wie die Freiheit, Reife und zum Reifen gehört Zeit. — Man hörte und sprach Beethoven, aber weder kannte man schon allgemein seine Compositionen, noch war bei allen, die Musik trieben und liebten, der Geist und Styl dieses großen Genies recht eingedrungen. Folgendes als Beispiel.

Kaum funfzehn Jahre mögen heute verflossen sein, als ich mich in einem Concerte in dem bekannten Erardschen Lokale, Rue du Mail, befand. Die Mehrzahl der Zuhörer zählte zu den Gebildeten, viele zu den Musiktreibenden. Man gab erst ein Trio von Beethoven, später eines von Piris. Auf den gedruckten Concertzetteln hatte man aus Versehn die Namen der Autoren bei den Nummern verwechselt, folglich war das Trio von Beethoven als von Piris und das von Piris als von Beethoven angegeben.

Was geschah? — Beethoven, vermeint Piris, ward mit ruhiger Gleichgültigkeit angehört, Piris, vermeint Beethoven, ward mit rauschendem Beifall applaudirt.

Die Unwissenheit war um so größer und das Benehmen

um so lächerlicher, als die Trios von Piris auch von unläugbarem Werth sind, aber man applaudirte hier offenbar nicht, was man gehört hatte, sondern nur einen Namen. Man glaubte dem einen gar keine Huldigung schuldig zu sein und hoffte bei dem andern vorgefaßte Meinung für Kennerschaft ausgeben zu können. Es war, als ob ein Schalksnarr mit diesen Ignoranten seinen Spaß treiben wollte.

Indem nun die zuerst regenerirte italienische Oper in Paris mit ihrem von Italien herübergekommenen Gesangstyl anfing, in ganz Europa den bestimmtesten Einfluß auszuüben, entstand bald das Sonderbare, daß nicht die Componisten das Publikum bildeten, sondern das Publikum mit seinem Geschmack für moderne italienische Opernmusik die Componisten zwang diesen Weg zu verfolgen, wenn sie etwa den Beifall der Mitwelt nicht entbehren könnten.

Nachtheil und Vortheil stellten sich bald heraus und konnten von jedem ernsten Beobachter leicht genau unterschieden werden. Zum Nachtheil rechne ich jene oben erwähnten, vielfachen unglücklichen Nachahmer Rossinis, die, indem sie das Vorbild zu übertreffen hofften, im Gegentheil nur das schon Dagewesene verstümmelt wiedergaben, also offenbar hinter dem Original zurückblieben. Die oben genannte verschmolzene, gute französisch-italienische Schule glich sich wohl durch Styl und Absicht, aber keineswegs durch Diebstahl der Gedanken, anstatt daß die Masse der neuern Componisten, welche Rossini auf den Fersen folgten, gar keine Schule, aber schale, monotone Nachafferei lieferte.

Von Jahr zu Jahr wurden die Nummern der mehrstim-

migen Stücke lockerer bearbeitet und für die Soli bestimmte Verzierungsformen als Norm angenommen.

Da der Freischütz von Weber 1824 in Paris von einer schlechten deutschen zusammengestoppelten Truppe in dem entlegenen Odeontheater zuerst gegeben ward, so wäre Weber kaum zu denen zu rechnen, die in jener Zeit von Einfluß in Paris waren und dennoch ist der Einfluß nicht ganz abzuläugnen, denn das Romantische, das überhaupt in jener Zeit in allen Fächern der Künste und der schönen Litteratur in Frankreich einzudringen begann, erweckte Neugier und Aufmerksamkeit, endlich Nachahmungstrieb. Man hatte, wie gesagt, Mühe, bei so unvollkommener, gradezu entstellender Aufführung, den wahren Werth des Weberschen Meisterwerks zu erkennen und doch ward das Stück mehr als hundert Mal nacheinander gegeben. Was die Nachahmung des Romantischen überhaupt betrifft, so war diese natürlich viel leichter im Fache der oberflächlichen Tageslitteratur, als in gediegnern Werken, welcher Art sie auch sein mochten, zu erreichen.

Besser als Webers Freischütz ward Meyerbeers Crociato etwa zur selben Zeit von der guten italienischen Truppe in der höchsten Vollkommenheit aufgeführt. Als Schüler des Abt Vogler und Mitschüler Webers legte Meyerbeer einen gediegenen Grund. Mit wißbegierigem und leicht auffassendem Naturell begabt, nahm er auf, wozu er sich fähig fühlte. Wenn auch beim Beginn seiner Laufbahn mit etwas Unsicherheit umhertastend, verstand er doch mit selten glücklichem Erfolge deutsche Studien mit klangreichen Melodien zu mi-

schen und troß des deutschen Namens war der langjährige Aufenthalt in Italien eine gute Empfehlung in Paris, endlich die liebenswürdige, höchst ausgezeichnete Persönlichkeit des Autors, dessen freundschaftlicher Umgang mir die angenehmsten Erinnerungen weckt, vollkommen dazu geschaffen widerstrebende Gemüther zu versöhnen.

Meyerbeer genoß des ungeheuren Vortheils durch Geist, Kenntniß, Talent, Geschmack, Nachdenken und Geschicklichkeit alles zu fühlen, zu begreifen, zu erlernen, sich vollkommen anzueignen, was sich in seinem Fache in der Welt entwickelt hatte und entwickeln wollte. Mit Scharfsinn erkannte er das Bedürfniß der Zeit und verstand, daß man ihr weder ganz huldigen, noch sie ganz verhöhnen müsse. Ich möchte sagen, er trug seinen friedliebenden Charakter auf sein Talent über, aber er entwürdigte es nicht. Er wollte nicht mit deutscher Schroffheit von Kopf zu Fuß in Eisen geharnischt in die Schranken treten, andererseits nicht mit italienischem modernem Flitter jedem Gehalt entsagen, nicht mit steifer Gelehrsamkeit alle Melodie, nicht mit Rouladen-Verzierung alle Harmonie von sich weisen. Indem er die Hoffnung nicht aufgab einst der Nachwelt anzugehören, war er gegen Weihrauch der Mitwelt nicht gleichgültig. Der Crociato, für Italien geschrieben, mußte nothwendig italienischen Stempel tragen, aber er schreitet im Vergleich zu den frühern Leistungen muthig einen Schritt vorwärts und zeigt sogleich in dem Männerchor der Introduktion, daß er der jungen italienischen Generation, welche gleich der französischen ihre besseren alten Meister zu verstehn verlernt hatte,

etwas bieten will. Er begrüßt sie ernst, beinahe gelehrt, decidirt deutsch. Da er sie indessen nur vorbereiten, nicht erschrecken will, so darf er ihr nicht zu lange ihre gewohnte Nahrung vorenthalten und so ward der Crociato das erste Werk Meyerbeers, welches das Publikum aller Nationen befriedigte, wenn auch norddeutsche gelehrte Musiker noch die Augenbrauen dabei zusammenzogen. Klug beobachtend und beachtend entging ihm kein Tadel und kein Lob und indem er alles anhörte, prüfte, verbesserte, benutzte er ruhig seine Fähigkeiten, den werdenden Einfluß zu mehren.

Man tadelte Meyerbeer oft darüber, daß er den modernen italienischen Styl nicht gänzlich keck verließ, von dem Moment an, wo er ihm nicht mehr ausschließlich huldigte; aber genau genommen muthete man ihm hiermit mehr als billig zu, denn am Ende war er doch erst Mensch, ehe er Componist war und den Weg des sichern Beifalls in Paris angebahnt, hätte wohl übermenschliche moralische Kraft dazu gehört ihn plötzlich wieder zu verlassen, um vielleicht ewig in Deutschland vergessen zu werden. Wandte man dagegen ein, daß auch andre sichere Talente nicht vergessen wurden, so war zu seiner Vertheidigung zu erwidern, daß, da die Bühne einmal die Heimath seiner Muse war und Text sowohl als Ausstaffirung doch nothwendig mitwirkende Ingredienzien einer Oper sind, in Paris mehr als irgendwo dieses alles vereint, vor allem aber echter Enthusiasmus damals dort allein anzutreffen war. In Paris gefallen hieß der Welt gefallen und in Paris mußte man auch modern italienisch sein, wenn man Beifall finden wollte.

Der früher erwähnte Verbesserungsanstoß machte sich schon von allen Seiten fühlbar, als sich die große französische Oper noch immer nicht mit dem Strome forttreiben ließ. Nachdem in Folge der Ermordung des Herzogs von Berri das Opernhaus in der Rue de Richelieu niedergerissen ward, wurden die Vorstellungen vorläufig eingestellt. Man versicherte, diese Niederreißung sei ein längst gewünschter Vorwand gewesen, um die gefährliche Nachbarschaft eines Opernhauses von der Bibliothek zu entfernen.

Endlich war ein neues Opernhaus in der Rue Lepelletier gebaut, endlich die alte Truppe in den Ruhestand gesetzt und da man nun alles erneut hatte, wollte man auch das Repertoire erneuen.

Hier gab es aber einen schweren Knoten zu lösen.

Durch den langen Verfallszustand der großen Oper war alles mit ihr ausgestorben, aller Sinn für sie abgestorben. Es gab keine französische große Oper mehr und es wollte sie auch niemand mehr in ihrer antiken klassischen Form hören noch sehen.

Auber hatte von 1813 an bis 1825 nur für die komische oder zweite französische Oper gearbeitet. Gefiel 1813 der Militair-Aufenthalt (le séjour militaire) als Jugendarbeit auch wenig, um nicht gar nicht zu sagen, so spürte man doch in „Emma" und im „Schnee" (la neige) den genialen Schüler Cherubinis und Boieldieus. 1824 war man ihm in „Leocadie" und „dem Concert bei Hofe" (le concert à la cour) wieder weniger gewogen, als er 1825 mit dem „Maurer" (le maçon) abermals alles versöhnte. Mehr als je sprach

man auch von dem glücklichen Text und der Unmöglichkeit, einen zweiten Operndichter gleich Scribe zu finden.

Jetzt handelte es sich für die große Oper darum, zu sterben oder sich in einem modischen Gewande zu verjüngen. Sterben ist allezeit hart; so wählte sie das letztere.

Scribe und Auber conferirten, stießen aber auf das kleine Hinderniß keine Sängerin ersten Ranges an der großen Oper vorzufinden. Man hatte ein prächtiges Haus, reich mit Gold verziert, gebaut, Orchester, Kostüm erneuert, man tanzte zum Entzücken, aber man hatte keine große Sängerin. Das Antike war begraben, aber das Romantische hier noch nicht erstanden.

Da man, in Ermangelung einer Sängerin, eine Tänzerin wie die Noblet vorfand, so verfiel der gewandte Scribe, den noch keine Schwierigkeit zurückschreckte, auf den Einfall einen Text zu liefern, worin Mimik mehr als Gesang gelten solle und 1828 feierte die große Oper mit der „Stummen von Portici" ein wahres Auferstehungsfest, ob sie gleich schon längst wieder in Thätigkeit war. Man kann buchstäblich behaupten, daß die Abwesenheit einer Sängerin und die Anwesenheit einer Tänzerin wie die Noblet die Erschaffungselemente der Stummen von Portici waren.

Eine Gesellschaft von Musikfreunden, welche sich wöchentlich bei mir zur Aufführung von Kirchenmusik vereinigte, verhinderte mich jene erste Vorstellung mit anzuhören. Da aber einige der Gesellschaft diesem Reize nicht widerstehn konnten, so fand man sich selbst nach der Oper noch bei uns ein. Noch heute erinnere ich mich deutlich, wie keiner so recht zu

urtheilen wagte und nimmer konnte man mit Staunen enden über die Sonderbarkeit, daß die Tänzerin eine Hauptrolle, daß die Oper ein romantisches modernes Sujet angenommen habe.

Der vortreffliche Sänger, Nourrit der Sohn, als Masaniello, die ebenso treffliche Noblet als Stumme, wie überhaupt das lang entbehrte Bedürfniß der eleganten pariser Welt sich im Opernhause sehen zu lassen, kamen der damals allgemein als schwach befundenen Musik zu Hülfe und mehr vielleicht als alles dieses diente der Enthusiasmus zum Deckmantel für politische Parteisucht, denn man muß nicht vergessen, daß man schon 1828 schrieb, also in voller Vorarbeit der Erschütterung von 1830 war.

Der Einfluß der Stummen von Portici in dieser Richtung ging durch ganz Europa und verhinderte offenbar ein unparteiisches Urtheil. Vielleicht fühlte Auber, besser als seine nachsichtigen Beurtheiler, daß ein kleinerer Rahmen seine Genre-Gemälde besser einfassen möchte und anspruchsloser kehrte er 1830 mit seinem „Fra Diavolo" zur komischen Oper zurück. — „Der Gott und die Bajadere", womit er sich 1831 noch einmal in der Rue Lepelletier versuchte, bewiesen sogleich, daß er noch ein Mal den Kunstgriff probiren wollte durch Tanz den fehlenden Gesang vergessen zu machen, aber die Zeiten waren verändert. Da man sich 1831 politisch vor der Hand befriedigt glaubte, so kam man vom Faktum wieder zur Hypothese, welche aber ganz unmöglich gleichen Anklang finden kann. War man auch noch immer geneigt auf dem ergiebigen Felde der Romantik Aeh-

ren zu lesen und hoffte man besonders durch die Neuheit reichere Aernte, so war doch eine indische Sage, auf dem Umwege über Weimar bis Paris gelangt, ein viel zu unklares Symbol, um der Menge zugänglich zu werden. Ein Original zu einer Bajadere konnte man sich wohl nirgends in der Welt so leicht als in Paris denken, aber ein bis zur Treue verliebter Gott waren jedes besonders, die Liebe, die Treue, der in orientalischem Kostüm umherwandelnde Gott, personificirte Begriffe, zu denen man keinen Halt finden konnte.

Ich mußte die Mittheilungen über Meyerbeer momentan unterlassen und beweisen wie die Stumme von Portici hauptsächlich ein Resultat des Zeitbedürfnisses und der zufällig vorhandenen Mittel war, um Meyerbeers Gewandtheit und seinen Schaffungsgeist dadurch besser zu erhellen. — Auch er berieth mit Scribe, um zur Auferstehung der großen Oper beizutragen, auch er verstand daß man dem Publikum darin willfahren und im Fache der Romantik verharren müsse und es entstand der Text zu Robert dem Teufel, der, mit gesundem Menschenverstand beurtheilt, allerdings als Erfindung der Stummen von Portici nachsteht, an Effectscenen ihr aber ganz gleich kommt und durch musikalischen Werth sie übertrifft.

Beide Componisten Meyerbeer und Auber sind, obgleich in Berlin und Caen geboren nicht mehr rein deutsch, nicht mehr rein französisch in ihrer Kunst, sie haben beide dem italienisirten Zeitgeiste gehuldigt, aber was in Meyerbeer als Deutschem stecken blieb gab der ultramontanen Muse ein solideres Fußgestell. Gleich Auber erkannte er das Mißliche

einer fehlenden Sängerin, aber er wußte dem Uebel geschickter nachzuhelfen. Da die Damoreau-Cinti, die sogenannte Primadonna der Oper, nicht mehr recht jung war und wenig Stimme hatte, so schonte er sie als Prinzessin, bis er ihr im »Grâce, grâce« einen Applaus-Donner, mithin completen Sieg verschaffte, ohne welchen eine Primadonna doch nun einmal nicht bei guter Laune sein kann und die Dorus-Gras, deren Stimme dem reinsten klarsten Instrumente zu vergleichen war, die, wenn sie sich darum bemüht hätte, nicht fähig gewesen wäre einen falschen Ton zu singen, mit dieser studirte Meyerbeer so lange und geduldig, bis er auch aus diesem Instrumente, bis dahin gänzlich ohne Geist und Leben, eine wirkliche, anmuthige Sängerin in der Alice schuf, die ihren nachherigen Ruf ganz allein Meyerbeer verdankte.

Nourrit der Sohn war eigentlich der einzige, den man schon damals vollkommen nennen konnte. Vielleicht war sein unbeschreiblich seelenvoller Ausdruck Folge seiner exaltirten innern Stimmung, die später sein tragisches Ende herbeiführte. Nach einigen Jahren der höchsten gerechten Gunst des pariser Publikums kränkte ihn der ungerechte Vorzug des schwächern Duprez in so hohem Grade, daß er sich im Fieberanfall in Neapel vom obern Stockwerk hinab aus dem Fenster warf und dieser bis dahin vortreffliche Familienvater schien es zu vergessen, daß er fünf unmündige Töchter und eine unglückliche Wittwe hinterließ, die in wenigen Monaten dem sechsten Kinde das Leben schenken mußte. Ich sah diese sechs kleinen Mädchen später zufällig eines Tages in Paris und erbebte bei dem Anblicke jener bedauernswürdigen Ge-

schöpfe, die vom Schicksal auserkoren waren, ein so herzzerreißendes Andenken von der Wiege bis zum Grabe zu erhalten.

Meyerbeers wachsender Sieg, von Robert zu den Hugenotten, von diesen zum Propheten, zeigte in welcher Richtung die große Oper in Paris verharrte. Er ist noch heute der Glanzpunkt eines Componistenkreises, in welchem einzelne Glieder wie Halevy und andre gewiß nicht ohne Werth sind, die aber alle genau genommen bei derselben hochtragischen Tendenz gemischten Styls Meyerbeer weder an Kenntniß noch an Grazie erreichen.

Sein Talent als Schöpfer guter Sängerinnen zeigte er noch einmal an der Falcon in den Hugenotten; sie ward durch seine Leitung eine reizende Valentine, die später den gänzlichen Verlust der Stimme mit Resignation ertragen mußte.

Mit dem Abtreten der Falcon und Nourrits mußte die große Oper lange Jahre hindurch gänzlich auf Ruhm in jeder Hinsicht verzichten. Opern, Sänger und Sängerinnen ganz besonders, alles war rückschreitend. Der kleine, schwächliche Duprez konnte weder mit seiner kärglichen Gestalt, noch mit seinem kärglichen Athem den großen Raum lange füllen und der schöne, vornehme Mario, dessen reizende, echt italienische, volle Stimme eben so viel Aufsehn erregte als das Wunder, den Sohn des Statthalters von Nizza auf den Brettern zu sehn, gefiel sich als quasi Italiener besser auf der italienischen Bühne, wohin ihn bald die Art seines Talents, Gewohnheit, endlich sein Herz zog und bleibend fesselte.

Ich mag meine Erinnerungsblätter von allen Seiten durchsehen, so finde ich seit den Hugenotten und dem oben genannten Personal über die Oper in Paris nichts für mich des Anmerkens würdig.

Anmuthige Tänzerinnen wie die Taglioni, die Elsler, die Grisi belebten das Ballet, aber mit Compositionen und Singpersonal war man abermals in Verfall. Eine Sängerin, Madame Stoltz genannt, ward dem Publikum imponirt.

Vor der Erstehung des Propheten von Meyerbeer in der Oper und vor dem Auftreten Rogers und der Viardot daselbst hatte ich Paris verlassen, bin also hierüber ohne Urtheil.

Ich übergehe insofern die Verbesserungsepoche der komischen Oper, als bei ihr eigentlich keine eintrat und ich bereits ziemlich das Beste nannte, was sich seit Boieldieus „weißer Dame" noch dort bemerkbar gemacht hatte. Nachdem Scribe und Auber lange Jahre hindurch fast allein dort mäßige Triumphe feierten, kamen hin und wieder die Namen Adam, Thomas, Balfe zur Kenntniß des Publikums, aber im Ganzen schufen alle diese und noch andre zu wenig Abwechslung in der Form und im Gehalt. Auch hier, wo früher nur einfacher französischer Gesangsstyl vorherrschte, wie er allein für einfache Komödiensujets gewöhnlicher Gesellschafts-Intriguen passend ist, drangen italienische Coloraturen ein und auch hier gingen Nationalität und Originalität unter.

Roger, der seine theatralische Laufbahn hier begann, versuchte noch einige Zeit den Weg des Bessern und gründete seinen Ruf in dem gleichsam wieder unter der Asche hervorgesuchten Richard Löwenherz, aber die nun schon seit einigen

zwanzig Jahren wieder Mode gewordene große Oper, die sich trotz aller Mängel in der Mode erhielt, zog diesen werdenden Liebling des Publikums nach der Rue Lepelletier.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die bestimmte gleiche Tendenz aller drei Opernbühnen, von welchen auch einige Sänger hin und wieder Gesangunterricht ertheilten, gleiche Wirkung auf alle strebenden Liebhabertalente ausüben mußte.

Größern Gewinn als von dem modernen Bühnenstyl hatten die Liebhaber indessen mit der Zeit durch die Einführung von Franz Schuberts Liedern. Der Einfluß war überraschend, da die Franzosen so lange Jahre auf ganz entgegengesetztem Wege verharrt hatten; er war überaus glücklich. Die Tiefe, die Gediegenheit, die vorherrschende Schwermuth, dieses alles, dieses Etwas der Schubertschen Lieder, was nur gefühlt, nie beschrieben werden kann, ward von den Franzosen begriffen und merkwürdiger Weise hin und wieder wahrhaft hinreißend vorgetragen. Nie werde ich z. B. den Eindruck vergessen, als ich Nourrit den Erlkönig singen hörte.

Wie die Deutschen versuchten auch die Franzosen Nachahmung in dergleichen Compositionen, aber bei weitem nicht mit gleichem Erfolg. Wenn auch keiner der neuern deutschen Liedercomponisten bis jetzt Schubert erreichte, so hielten sich doch viele brav, wie man sagen kann, und verletzten selten. Den Franzosen wollte so viel nicht gelingen, aber der Geschmack für deutschen Liedergesang wie überhaupt die Bekanntschaft mit diesem Styl war allein Folge der großen

Wirkung, welche Schuberts Lieder ausübten. Berlioz und in neuester Zeit Felicien David zeigten der Welt ihre Hinneigung zum Deutsch-Romantischen, aber große Absicht bringt nicht sogleich ein großes Resultat.

Einzig und allein die Violinvirtuosen fand ich bei meiner Ankunft in Paris angenehm überraschend durch eine unleugbare Uebermacht des Bessern.

Kreutzer, Boucher, Rode, Lafont, Baillot waren alle ganz große Violinisten zu nennen, die sich nur später vor dem allein in der Welt stehenden kolossalen Genie Paganinis beugen durften, die aber alle den Saiten bis zu Thränen rührenden Gesang entlocken konnten; Boucher allerdings am wenigsten, wegen seines lächerlichen an Tollheit gränzenden Benehmens, denn mit seinem Narrenwesen hielt er die Zuhörer stets in der ängstlichen Apprehension, er müsse sogleich in Paroxysmus ausbrechen, aber nicht weniger schön war sein Talent, und Baillots reinen seelenvollen Ton konnte man beim Solo, wie beim Quartettspiel wahrhaft erquickend nennen. Nur die Gebrüder Müller konnten später mit ihm hierin wetteifern, ihn aber nicht übertreffen.

Anders war es mit den Klaviervirtuosen.

1817 gab es keine in Paris ansässige und das Piano wurde überhaupt wenig und im Allgemeinen schlecht dort gespielt. Bald zeigte sich auch hier Geschmack und Ansicht gänzlich verändert.

Die Dussek-Clementi-Cramersche Schule wurde den Schülern wohl noch als Musikgrammatik anempfohlen, von den Virtuosen aber beim öffentlichen Auftreten gänzlich verlassen

und selbst Hummel, von Kennern gewürdigt, ward für das Bedürfniß des Tages bei weitem zu schmucklos befunden. Sowohl er als ihm ähnliche Talente, ärnteten durch reines korrektes Spiel und durch ihre Compositionen Beifall, aber dieser Beifall war nur von sehr kurzer Dauer und gänzlich ohne Einfluß auf Paris, denn es begann schon die Epoche, wo sich die Künsteleien der Kehle anfingen der Finger zu bemächtigen und plötzlich hieß es, sich in Sprüngen und Capriolen überbieten.

Henri Herz, von deutscher Abkunft, mochte wohl der erste sein, dem diese nervenerschütternde Erfindung, fälschlich Klavierspiel genannt, gelang und, wäre er nur der einzige geblieben, so konnte man der Neuheit wegen verzeihen, aber hier waren die Nachahmer geradezu den Heuschrecken zu vergleichen und wurden wie diese eine Plage. Sah man solchen Spielern zu, so gerieth man oft in die Versuchung zu fragen: ob sie es nächstens wohl einmal mit den Füßen probiren würden? Es wäre eben so langweilig als unmöglich jene Heuschreckenmasse aufzuzählen und vielleicht nicht minder langweilig eine Pedantenrace anzuführen, welche weder Mozarts und Haydns tiefe Kenntniß, noch deren eminentes Genie besaß, noch von Beethovens elektrischem Feuer durchdrungen wurde und, mit wenig Geist, gar keiner Originalität und vieler Gelehrsamkeit hin und her schwankend, auch nur eine kurze Spanne Zeit kärglichen Ruhms erlangte, den ihre Glieder zu ihrer großen Mortifikation alle noch überlebten.

Im Frühjahr 1825 kam Felix Mendelssohn-Bartholdy mit seinem Vater nach Paris. Er war damals sechszehn

Jahre alt und erinnerte sich noch lebhaft eines früheren Aufenthaltes daselbst und ebenso war das Andenken des liebenswürdigen, schönen Knaben im Gedächtnisse aller derjenigen geblieben, welche ihn im Jahre 1816 in Paris gekannt hatten. Seine große Jugend einerseits und andererseits der 1825 noch so wenig in Paris geweckte Sinn für den deutschen ernsten Symphonien-Styl ließen ihn in Bezug auf die Kunst ziemlich fremd in den pariser Gesellschaften bleiben, denen er sich sehr bald und nur zu gern entzog. Ganz anders aber standen das musikalische Publikum und der Künstler sich gegenüber, als er 1832 abermals nach Paris kam.

Jetzt war ihm sein großer Ruf schon vorangegangen und neugierig drängte man sich hinzu, wo man ihn anzutreffen hoffte. Sein angenehmes Aeußere, seine Liebenswürdigkeit und sein wundervolles Spiel fanden den lebhaftesten Anklang und war man auch noch immer nicht vollkommen für seine strengeren Compositionen herangebildet, so ahnte man bereits und empfand den Wunsch nach Belehrung.

Das Choleragespenst, vor dem damals die Menschen noch in einem Nu auseinanderstoben, erschien plötzlich in der jeder Ausgelassenheit geweihten Nacht des mi-carême (halbe Fasten) von 1832 mit allen seinen schauderhaften Consequenzen. Die noch so eben in zügellosem Frohsinn stürmenden Harlequins, Bajazzos, Colombinen, Schäferinnen und Bajaderen lagen in wenigen Stunden todt zu Boden gestreckt. Unzählige schleppte man in ihrer buntscheckigen Mummerei auf der Bahre nach den Hospitälern, ohne sich in der Eile, um sie nur so schnell als möglich fortzuschaffen, die Zeit zu neh-

men ihnen das Antlitz von der Larve zu befreien. Am Donnerstag des mi-carême hatte man noch die Möglichkeit bezweifelt, als könne die Cholera nach Paris kommen und tummelte sich wie alljährlich zu Tausenden auf den Boulevards umher — und Freitag wehte ein eisig schneidender Wind durch verödete Straßen. Wer nicht nothwendig hinaus mußte, hielt sich im Hause; alle Geselligkeit war wie durch den Zauberstab eines bösen Geistes gelähmt.

Auch Mendelssohn bekam einen leichten Anfall des entsetzlichen Uebels und war, wie alle Fremden, gezwungen zur Beruhigung seiner besorgten Familie in seine Heimath zurückzukehren. Sein Aufenthalt in Paris war zu kurz gewesen, um sich in dem dortigen ewigen Strudel in dieser Schnelle bis zum Einfluß zu entwickeln, unzweifelhaft aber wäre es dazu gekommen, wenn sich Künstler und Publikum mit der Zeit näher kennen gelernt hätten. Seit einigen Jahren werden mehrere seiner Ouverturen und besonders die große letzte Symphonie mit dem lebhaftesten Beifall im Conservatoire gehört.

Mit Vergnügen weile ich bei Franz Lißt, der, als zwölfbis vierzehnjähriger Knabe ungefähr, aus dem kleinen Städtchen Oedenburg mit seinem Vater nach Paris kam. Damals, wo Magyaren und Czechen noch gar nicht Mode waren und selbst Ungarn und Böhmen, wenn sie von deutscher Abkunft waren und von Jugend auf deutsch gesprochen hatten, als Deutsche angesehen wurden, fiel es niemandem ein einen Oedenburger einen Ungar zu nennen, weil das Oertchen in dem kleinen Fürstenthum Esterhazy liegt und der

Fürst ungarischer Magnat ist; doch andere Zeiten, andere Sitten.

Da ich Lißt als genialen Klavierspieler, als liebenswürdigen, geistreichen, unterrichteten Mann sehr hoch stelle, da ich ihn als ausgezeichneten Sohn kenne, als edeln Charakter schätze, indem ich ihn bei schwierigen Verhältnissen mit seltener Aufopferung den schönsten Herzensregungen folgen sah, wie wenig junge Männer sich dessen rühmen können, so bin ich gern bereit über das Sonderbare seines äußern Wesens nachsichtiger zu urtheilen, als es mir bei einem gewöhnlichen Menschen möglich wäre. Kann sein, daß der übermäßige Beifall, der ihm als Knabe bei seinem ersten Auftreten in Paris ward, daß die Gunst aller Art, welche später den Jüngling mit offenen Armen empfing, dem jungen Kopfe etwas Schwindel verursachte, er wäre nicht der erste und nicht der letzte. Mir bleibt er in vieler Rücksicht ein sehr bemerkenswerther Künstler, wenn auch aus andern Gründen als den von der Menge bewunderten. Schon als Knabe gab er deutlich zu verstehen, zu welcher Verbesserungsstufe er der Fertigkeitsmethode verhelfen wolle und er hielt Wort; ein seltener Fall bei Wunderkindern. Seltener war die schöne Geisteskraft sich selbst zu gestehen, er könne noch verbessern, als er von der Welt bereits als auf den Gipfel der Vollkommenheit gelangt ausposaunt ward und nie kann man mit Staunen enden, wenn man ihn die undeutlichsten, schwierigsten Manuskripte, dem Autor selbst kaum noch klar, vom Blatt ohne anzustoßen spielen sieht. Ich hatte einst diesen unglaublichen Genuß. Er zählte damals zu unsern Haus-

freunden und suchte uns eines Abends mit unserm edeln, innigst von uns verehrten Freunde Chopin auf. Dieser brachte ein soeben vollendetes Manuskript mit, weil er vorzog es von Lißt zu hören, als es selbst zu spielen.

Indem nun der Name Chopin meiner Feder entschlüpfte, wechseln heitere und trübe Gefühle und Gedanken unermeßlich in meinem Innern; ich muß mich sammeln, muß mich fassen.

Wer Chopin nicht kannte wird sich nie ein ähnliches Wesen denken können, nicht denken können, zu welcher Begeisterung die Seele, noch vor der Erlösung aus irdischer Hülle, sich erheben kann; wer seine Compositionen nicht von ihm selbst spielen hörte, wird nie eine Vorstellung bekommen, auf welche Weise die reinste Inspiration ganz ohne Rücksicht auf Gebrauch, auf Lob oder Tadel sich von den Flügeln des Genies tragen läßt. Er war nur er, gewiß der erste, wahrscheinlich ewig der einzige in seiner Art. Wer ihn kannte wird den nie zu endenden Gram über den Verlust eines solchen Freundes begreiflich finden. Durch bedeutende Persönlichkeit, als Mensch wie als Künstler, erhaben in seiner Umgebung, brach er seinem hohen Talente muthig die Bahn und es führte ihn trotz seines kurzen Lebenslaufs von neununddreißig Jahren zum Ziele seines Strebens. Nichts empfing sein Genius von dem Vorrath, womit die Welt schon versehen war, vielmehr theilte er den ganzen Schatz seiner Ueberlegenheit mit und heute, durch ihn bereichert, fühlt sie was sie verloren hat.

Ich lernte ihn 1832 kennen, bald nach seiner Ankunft in Paris, das von nun an sein beständiger Wohnort ward.

In den sechszehn Jahren unserer Bekanntschaft knüpfte sich unser Freundschaftsband stets enger und Wehmuth, Sehnsucht, Trauer bei seinem Andenken werden mich durch das Leben begleiten. Bei seiner Ankunft in Paris war er einige zwanzig Jahre alt und besaß die sehr seltene Gabe sich still und bescheiden zu halten, obgleich er in Warschau, seinem Geburtsort, und Wien schon viel Aufsehn erregt hatte. Es hatte nichts davon nach Paris verlautet, aber er setzte sich, spielte, entzückte und sein Ruf war gemacht.

Es war eine zarte graziöse Gestalt, höchst anziehend; der ganze Mensch ein Hauch, mehr eine geistige als eine körperliche Substanz, gleich seinem Spiel ganz Harmonie. Auch die Sprache war ähnlich seiner Kunst, weich, schwebend, rauschend. Sohn eines französischen Vaters und einer polnischen Mutter, hatte sich bei ihm romanische und slavische Mundart zum reinsten Accord gestaltet. — Schien er doch kaum das Piano zu berühren! — man hätte träumen können, es müsse ihm ohne Instrument gleich gut gelingen; man dachte nicht mehr an Mechanismus, man horchte dem flötenden Rauschen und wähnte Aeolsharfen, vom ätherischen Hauche der Atmosphäre angeregt, zu vernehmen. Und bei diesem, in der ganzen großen Welt ihm allein gewordenen Talente stets gefällig, bescheiden, anspruchslos!! — Er war kein Klavierspieler moderner Art, er hatte seine Kunst nach seiner Weise ganz allein geschaffen und es war etwas Unbeschreibliches.

Im Privatsalon wie im Concertsaale trat er leise, bescheiden hinter den Flügel, war mit jedem Sessel zufrieden,

zeigte von vorn herein durch einfache Kleidung und natürliche Haltung, daß er jeder Grimasse, jeder Charlatanerie abhold war und begann sogleich ohne alle Einleitung sein seelenvolles, tiefempfundenes Spiel. Weder mit langem, wild herabhängendem Haar, noch mit der Lorgnette, noch mit Coketterie gegen das Publikum gewandt, suchte er seinem Talente eine Folie unterzulegen. Er producirte es mit Kunst, aber nicht mit Künstelei, geistreich geschmückt, nicht mit Afferei verzerrt.

Als ich ihn kennen lernte, war er, wenn auch nicht kräftig, doch gesund; sehr heiter, sogar satirisch, aber mit Maaß und Geschmack. Er besaß eine unglaublich komische Nachahmungsgabe und verbreitete in einem engen Freundschaftscirkel unbeschreiblichen Frohsinn durch Kunst und Scherz.

Nach ungefähr fünfjährigem Aufenthalte in Paris entwickelte sich das zerstörende Lungen- und Brustübel, welches ihn seinen Freunden und der Welt zu früh entriß. Mit dem Worte „mager" bezeichnete man in den letzten Jahren nur unvollkommen die schmächtige abgezehrte Figur, bei der jede Muskelbewegung durch die klare bleiche Haut sichtbar ward. Dabei war nichts Abschreckendes an ihm. Bis zum letzten Augenblicke erhielten sich die Perlen gleichen Zähne, das reiche, seidne, lichtbraune Haar, der edle Ausdruck der gebrochnen Augen, des schönen Mundes, trotz des beständigen, leisen, Schmerzen unterdrückenden Zuckens.

Ruhe sei seiner Asche.

Lißt, Thalberg und Halle*) sind bis jetzt seine würdig-

*) Herr Halle, den die politische Krisis von 1848 zum Ortswechsel veranlaßte, lebt seitdem in Manchester, wo man ihn, durch frühere

sten Nachfolger. Da ich alle Compositionen Chopins unzählige Male von ihm selbst vernahm und ebenfalls diese drei eben genannten von dem Beginn ihres öffentlichen Auftretens bis heute zu verschiednen Epochen oft wieder hörte, so kann ich mit Sicherheit behaupten, daß er auf den Geschmack oder Styl dieser höchst schätzenswerthen Künstler einen entschiednen Einfluß ausübte und zwar hatte Halle den großen Vorzug, als er Chopin vor etwa sieben Jahren zuerst hörte, noch jung und im Beginn der Entwicklung seines Talents zu sein. Zu welcher Verbesserung die Klavierschule in Paris überhaupt durch die Gegenwart eines solchen Talents gelangte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Still, geräuschlos, ohne Absicht wirken zu wollen war er wirkender, als alle, die nach Ruhm geizten.

Verbindungen bekannt, mit offenen Armen und vollem Beutel empfing. Wenn er sich je zu einer Kunstreise durch Deutschland entschließen wird und das Edle des Chopinschen Stils dort noch mehr eindringt, wird man ein treues Abbild der Ueberlieferungsart in Chopins Geist bekommen.

XIII.

Wie der Tonkunst erging es gewissermaßen der Malkunst in Paris, denn auch sie erlebte in einem kurzen Zeitraume Umgestaltung in allen Zweigen, jedoch mit dem eminenten Vortheil für junge Talente, daß noch unendlich viel zu schaffen war, wohl verstanden in vaterländischer Kunst. Wollte man in Vergleich damit stellen, was Malerei in Italien im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war, so hieße das so viel, als beweisen wollen, daß weiß weiß, schwarz schwarz sei. — In Frankreich aber sah es, wie ich schon früher erwähnte, 1817 mißlich aus.

Lethieres Brutus, Davids ewige Horatier und Sabinerinnen, Regnaults Chiron, der den jungen Achilles die Bogenführung lehrt, galten wohl alle ihrer Zeit für große Meisterwerke, aber sie waren, wie im Beginn dieser Blätter schon gesagt, von Gros und Gerard bereits in den Hintergrund gedrängt und diesen wurden schon wieder vom jüngern Publikum Girodin und Guerin vorgezogen, mit ihnen eine ganze Legion mittelmäßiger Talente gleicher Tendenz.

So sehr auch die Masse des Publikums theils aus Mode, theils aus Gewohnheit huldigte, weil der gute pariser Bürger

den Gedanken nicht ertragen kann, daß in der Hauptstadt der Welt Künste und Wissenschaften wie andre gute Dinge nicht stets auf der höchsten Stufe blühen möchten, so fühlte der geistig Gebildete, Kunstverständige doch offenbar eine unausgefüllte Lücke in der Kunstgeschichte Frankreichs.

Das siebenzehnte Jahrhundert hatte Frankreich, wenn auch nicht reich, wie die verflossenen Jahrhunderte Italien bedacht hatten, doch schön ausgestattet und eine Nation hatte ein Recht stolz zu sein, welche Künstler gleich Poussin, Claude Lorrain, Mignard, Sebastian Bourdon, Lesueur, Lebrun zu ihren Landeskindern zählen konnte, aber zwischen dem siebenzehnten und neunzehnten lag noch das achtzehnte Jahrhundert, das mit Vanloo, Watteau und Boucher der ausgearteten Sinnlichkeit jener Höfe des Regenten und Ludwig des Fünfzehnten gehuldigt hatte, und Greuze, der allerdings nach Einfachheit und Natur strebte, entging doch nicht gänzlich dem Manierirten, dieser Eigenheit französischer Kunst, die sich mit jeder neuen Epoche, kaum unterdrückt, auf andre Weise immer ein wenig wieder hervorthut.

Obgleich Regnault als Haupt einer Schule, aus der Guerin und der vor Jahren berühmte Portraitmaler Robert Lefevre hervorgingen, seiner Zeit viel Aufsehen erregt hatte, so würden mir vielleicht sein Name und seine Werke, größtentheils meinem Geschmacke entgegen, längst entfallen sein, führte mir nicht die Erinnerung diesen Greis als eine der liebenswürdigsten Gestalten unter den mir gewordnen Bekanntschaften ins Gedächtniß zurück. Ich lernte ihn schon wenige Wochen nach meiner Ankunft in Paris kennen und

darf heute als alte Frau ohne Eitelkeit erzählen, mit welchem Wohlgefallen der heitre gesprächige Mann mich in seiner Nähe duldete und wie viel Freundlichkeit und Wohlwollen ich von ihm und seiner würdigen Gattin empfing. Beide waren der Inbegriff feiner, artiger, gebildeter Franzosen alten Styls.

Denke ich mir nun das edle, angenehme, dem Gewöhnlichen so hoch überlegne Wesen dieser alten Leute heute lebhaft zurück, so glaube ich noch jetzt zu träumen, gedenke ich zugleich des Abschreckenden, wahrhaft Widerlichen ihrer ächt nationalen Häuslichkeit, wie sie im Mittelstande damals in Paris wohl nicht ganz allgemein war, jedoch sehr häufig vorkam. Hierin wie in hundert andern Dingen spürte man 1817 offenbar noch die Nachwirkung der neunziger Jahre.

In der engen, immer schmutzigen, im höchsten Sommer immer nassen, dunklen Rue Guenegaud, fast aller Luft und allen Lichts beraubt durch das große gegenüberstehende Münzgebäude, besaß die Familie Regnault ihr eignes Haus, — aber welches Haus!! Nur ein Gefängniß ist ähnlich an Schmutz, verfallnen Treppen, beschmierten Wänden, großen eisernen Gitterstangen, welche die Fenster zur ebnen Erde verschlossen*), genug an allem, was sich von Uncomfort erdenken läßt. In den Zimmern, welche sie bewohnten, waren Fenster und Gardinen, als ob Wasser unbezahlbar wäre, alle Mobilien in einem wahrhaft delabrirten Zustande. Kam man zu einem

*) Noch heute sind zur Sicherheit viele der untern Stockwerke auf gleiche Weise in Paris verwahrt. Sie dienen alsdann meist zu Küchen und Ställen.

Morgenbesuche zu der alten Dame, so fand man nie ein geheiztes Wohnzimmer, was damals überhaupt in Paris noch allgemein zum Luxus gehörte, heute doch wenigstens bei den Reicheren anzutreffen ist, sondern in ihrem schmutzigen, kalten, traurigen Schlafzimmer glimmten ein paar ärmliche Köhlchen in der Asche; hier empfing sie Besuche und schützte sich in einem ächt ostindischen Kaschemir gegen die feuchte Moderluft ihrer eignen Behausung. Schien mir nun der kostbare ostindische Shawl schon ein höchst abnormer Gegenstand in einer so uneleganten Umgebung, so war ich nicht minder überrascht, als das erste Mal eine Einladung, viele Tage früher als der bestimmte Abend, mit gedruckten Billeten erfolgte und nach der damals allgemein herkömmlichen Weise die beabsichtigte Unterhaltung auf der Seite mit den kurzen Worten angezeigt war „man wird Musik machen"; noch viel mehr mußte ich, eben aus Deutschland kommend, staunen, als auch den ganzen Abend nicht das allergeringste von Erfrischungen gereicht ward, dagegen der Wirth von Zeit zu Zeit an einzelne die Frage richtete „nehmen Sie vielleicht ein Glas Wasser?" — Fern von seinem Hause hatte Regnault eigentlich noch eine zweite Wohnung oder sein Privatatelier. Sie war in der Rue de l'ecole de Medecine und besaß, abgerechnet die sonderbare beschwerliche Lage, alles, was dem eignen Hause fehlte.

In dem schmutzigen, verfallenen Gebäude, richtiger Höhle genannt, der Rue Guenegaud hielt er ein Damenatelier, im Durchschnitt etwa von dreißig Frauenzimmern besucht, worin er jeden Morgen wohl eine Stunde lang Unterricht ertheilte

oder vielmehr ziemlich oberflächlich ihre Arbeiten durchsah. Diese Pflicht einmal abgemacht, fuhr er in seinem eignen hübschen Einspänner nach dieser eben genannten zweiten Wohnung oder seinem eignen Atelier. Es befand sich hoch oben in einem Thurme einer alten verlassenen Abtei, wohinauf man über hundert Stufen klettern mußte; einmal angelangt ward man aber auf alle Weise belohnt und nie hörte ich den kräftigen Greis über diese Höhe klagen. Wundervolle Aussicht über Gärten, angenehme Räumlichkeit, rein und behaglich gehalten und der liebenswürdige Alte ein sprudelnder Quell anmuthiger Beredsamkeit. Was dagegen seine Kunst betraf, so konnte ein wahrhaft Kunstsinniger nur mit Bedauern bei so viel Talent und Kenntniß so viele abartende Mißgriffe sehn. Ich glaube von der ganzen reichen, alten, italienischen Schule vereint ward nicht so viel Roth und Azurblau verbraucht, als der gute Mann zu einer einzigen Venus bedurfte. Die Mythologie lieferte den Hauptstoff zu seinen Gemälden, wovon aber keines an Werth einer Maria unterm Kreuze und seinem Chiron zu vergleichen war. Beide befanden sich während seines Lebens im Luxemburg, später im Louvre; sie gründeten seinen Ruf und berechtigten zu Hoffnungen, die er aber leider nicht erfüllte.

Ich suchte seine Gedanken immer so viel als möglich von der Kunst abzulenken; leicht führte man ihn zur Politik, wo er dann erbittert und erbaulich war. Die Bourbons haßte er und stets hörte ich von ihm „sie können unmöglich bleiben.“ Auch der eisernen Kaiserherrschaft war er nicht sehr gewogen und so muß ich wohl heute glauben, daß er

sich im Herzen zum Republikanismus bekannte; darüber zu reden war damals nicht Gebrauch. Sehr wohl erinnere ich mich, daß er ein großes Wandgemälde im Luxemburg als eines seiner gelungensten Werke ansah und mit Vergnügen erzählte er, wie viele Plackerei ihm schon die Hauptfigur, auf einem Siegerwagen einziehend, verursacht hatte. „Ursprünglich," sagte er, „stellte ich jene Figur als Freiheit dar, dann erhielt ich Befehl sie in einen Napoleon oder Sieger zu verwandeln. Ließen sich diese beiden Gestalten, ich meine Napoleon und die Freiheit, auch im Princip schwer vereinen, so verursachte doch praktisch die Sache mit römischen Gewändern nicht zu viele Schwierigkeiten; als man mir aber später als dritte Veränderung den dicken Ludwig den Achtzehnten mit Uniform, grand Cordon, Perrücke und Zopf zumuthete, da ward ich ungeduldig und schlug lieber die Patrie vor, die hoffentlich zu allen Zeiten passen wird und worunter ich im Nothfall meine alte Freiheit wieder hervorsuchen kann."

Die stets freundliche und schmeichelhafte Aufnahme, welche ich von ihm und seinen Schülerinnen empfing, machten es mir unmöglich, ihr Gesuch ihnen zum Portrait zu sitzen abzuschlagen; sie hielten ihr Wort und gaben mir die beiden gelungensten von diesen Gemälden, wovon eines von einer später recht bekannt gewordenen Mademoiselle Le Brun herrührte, der Nichte der früher berühmten Portraitmalerin gleichen Namens, deren Pinsel man die bekanntesten Portraits der schönen unglücklichen Königin Maria Antoinette verdankte. Madame Le Brun traf ich noch zuweilen am

dritten Ort und fand auch in ihr, trotz ihres hohen Alters, jenen feinen französischen Gesellschaftston des vorigen Jahrhunderts, den die jungen Generationen aller Länder heute so wenig ambitioniren.

Neben seinem eignen Atelier hatte Regnault noch eins für junge Männer in seinem Thurme, aus welchem aber von nun an niemand mehr bei seinem Eintritt in die Welt sich mit dem dort erlernten gleichen Ruf verschaffen konnte, als früher Robert Lefevre und besonders Guerin.

Gegen sechs Uhr fuhr er nach seinem Schmutzhause zurück, um mit seiner alten Dame zu speisen, aber unmittelbar nach Tische stand der Wagen schon wieder vor der Thür und fuhr ihn zum rechten Seineufer nach dem Palais-Royal zum Café de la Regence, seit Jahren als Schachclub bekannt. Regnault war einer der interessantesten Schachspieler, denen man zusehn konnte. Er starb 1829 achtzig Jahr alt und ertrug das Ueberleben seines Ruhms mit viel mehr gutem Humor als ich dieses oft von andern berühmten Leuten sah.

Ungefähr nach dem Verlauf des ersten Viertels unseres Jahrhunderts ward die ganze Schule, woraus sich Regnault, David, Gerard, Gros, Girodet, Guerin und viele andre, weniger bekannte jener Epoche entwickelt hatten, mit Mißtrauen behandelt. Man erkannte das Gezwungene, Unnatürliche, begann zu tadeln und bald ging ihr Stern unwiederbringlich unter.

Es entfaltete sich von nun an ein ganz neuer Sinn für die bildenden Künste in Paris mit dem großen Vortheil über den damals modernen Musikgeschmack, daß geschickte

Künstler die Initiative nahmen und das Publikum bildend leiteten.

Obgleich Ingres Davids Schüler war so hörte man doch damals nie diesen Namen, wenn von den andern Kunstjüngern die Rede war, die Paris als den Tummelplatz ihres Ruhms eingenommen hatten. Vor langen Jahren hatte Ingres als Schüler den Preis zur Reise nach der französischen Malerakademie der Villa Medicis zu Rom gewonnen und seine ächte Kunstnatur hatte ihn während eines verlängerten Aufenthalts in Rom dort mit allen ihren Banden gefesselt. Klare Erkennung des Schönen, Edlen, Natürlichen hatte ihn über das Gezwungene, Kalte, mehr Steinerne als Antike der Davidschen Schule längst aufgeklärt. Er ehrte das Verfahren seines Lehrers, als des ersten, der die Franzosen von der Watteauschen gezierten Puppenmanier wieder dem erhabenen zuführen wollte, aber er fühlte die Kraft zur Verbesserung in sich und verfolgte mit Eifer eine für Franzosen ganz neue Bahn.

Daß ein lebensgroßes Portrait Napoleons im Krönungsornate (im Invalidengebäude) mit Recht als ein verunglücktes Produkt betrachtet ward, kann man dem armen, damals jungen Künstler wohl zu Gute halten, wenn man erfährt, daß der Kaiser anstatt aller Sitzung nicht mehr gestattete, als daß er ein einziges Mal an ihm vorüber gehen durfte.

Eine Odaliske, heute allgemein durch eine Lithographie bekannt, fand mehr Würdigung, aber groß und neu trat er gleichsam auf, als er zu der pariser Ausstellung von 1824

sein „Gelübde Ludwig des Dreizehnten“, seinen „Oedip und die Sphinx“ und das Portrait des Präfecten Norvins aus Rom schickte. Der Eindruck war unter Kennern der Art, daß ich es nur einem Zauberschlage vergleichen kann. Uns allen, die wir uns für wahre Kunst interessirten und nicht auf Treu und Glauben die bis dahin verehrten Götzen mit anbeten wollten, ward ein Schleier von den Augen gezogen; wir sahen wieder in der Kunst, was wir unbewußt gewünscht hatten, Natur, Seele, Empfindung, Wahrheit zur praktischen Schule vereint und zu alle diesem die ächte Erkenntniß Raphaels, dieses Meisters aller Meister. Wäre Ingres bis heute auf dem zuerst eingeschlagnen Wege geblieben, so wäre ihm ganz gewiß der Lorbeer nicht wieder streitig gemacht worden. Ich sah ihn nach Jahren oft in Paris als Hausfreund der mir innigst befreundeten Familie des bekannten Architekten Hittorff und freute mich zu allen Zeiten der dort gepflogenen Kunstgespräche, es läßt sich aber nicht verhehlen, daß eine gewisse störrische Trockenheit, die eine einmal erfaßte Ansicht unter keiner Bedingung wieder fahren läßt, sich mit den fortschreitenden Jahren anfing im Reden wie im Malen kund zu thun.

Wundervolle korrekte Zeichnung, keck und fest, die sichersten Studien des Nackten, die kühnsten, gewagtesten Verkürzungen erregten Staunen und Bewunderung, aber indem er von Jahr zu Jahr immer mehr den Farbenschmelz verachtete, weilte man immer wieder mit Vorliebe bei seinen früheren Werken und so bleibt seine Apotheose Homers als Deckengemälde im Louvre, obgleich in dem kleinsten, am un-

günstigsten erleuchteten Vorsaal der reich an Prachtgemächern ausgestatteten ägyptischen Gallerie, noch immer das erfreulichste Ziel ächter Kunstwallfahrer. Sein heiliger Symphorion dagegen, ein viel späteres Werk, schreckte selbst die allergeneigtesten wieder zurück, trotz seiner merkwürdigen Zeichnung. Mehr und mehr von dem Gefälligen, Harmonischen abweichend, war Ingres der erste, der aus einem übertriebnen Redlichkeitsgefühl, aus Princip gleichsam, im entgegengesetzten Sinne, das heißt in Strenge, eben so ausartete, als jene Oberflächlichen, die mit bunten Farben das Auge fasciniren wollten. Was diese an Färbung zu viel thaten, that Ingres zu wenig und indem er den Lebenden die Erdfarbe der Todten gab, erkannte man, daß bei dieser sonst so hoch begabten Natur mit dem zunehmenden Alter der Sinn für die feineren Schattirungen des reichen Farbenvorraths an Schärfe zu verlieren begann.

Gleich wie in der Musik trat nun ein Heer von Malern auf, denen man, weil sie plötzlich das Antike verließen, die von nun an gebräuchliche Bezeichnung des Romantischen gab. Ich wüßte noch heute nicht zu sagen, ob ihnen durch Zufall oder durch Intrigue viel schönere, größere, besonders besser erleuchtete Säle zu ihren Deckengemälden im Louvre zu Theil wurden, als Ingres bekommen hatte, aber es gilt auch gleich, da die Namen nicht die Sache sind.

Deveria, der mit seiner Geburt Heinrich des Vierten einen momentanen Sieg davon trug, sollte später nicht genug die Erwartung rechtfertigen, die er erweckte, und auch Delacroix blieb nicht lange in Gunst.

Mehr als alle eben Genannten zog Horaz Vernet die Aufmerksamkeit auf sich. Das günstige Vorurtheil, daß er, als Sohn und Enkel beliebter Maler, von der Vorsehung mit besonderer Gunst geleitet sein müsse, empfing ihn beim Beginn seiner Laufbahn, obgleich eigentlich nur der Großvater Joseph Vernet mit Marinen und Landschaften sich mit vollem Rechte den Ruf eines Malers verschafft hatte, anstatt daß der Vater Carl Vernet mehr als Pferdezeichner galt.

Horaz Vernets Persönlichkeit und Kunst waren beide geschaffen, ein Publikum von jungen Frauen und Männern wahrhaft aufzuregen. Sein unglaublich lebhaftes Temperament, die schlanke Gestalt, das Mobile seiner ganzen Natur, die Fertigkeit, welche immer dem Fertigwerden zueilte, das Vergnügen an Leibesübungen, was seinem Atelier durch Rappiere, Fechtmasken und Handschuhe halb das Ansehn eines Fechtsaals gab, die schönsten barokſten Sättel, Bügel, Peitschen, Waffen aller Nationen, vorzüglich orientalische, die überall umher lagen und an den Wänden hingen, endlich die schönsten Pferde, die halb zu Studien, halb zur Belustigung dienend, seinen Stall zierten, gaben die sichersten Beweise einer heitern, nach buntem Weltgetümmel oberflächlich haschenden, lebhaften Individualität. Er stürmte durchs Leben, mit ihm viele seiner Verehrer, und die Eile und Uebereilung, aber auch die Heiterkeit, ward seinen Kunstwerken offenbar etwas grell aufgedrückt. Von dem nahe gelegnen Badeorte Enghien ward ich von einem ihm und mir bekannten hübschen jungen Ehepaar nach St. Gratien, einem nahen Schlosse, geführt, wo er seinen Mazeppa malte. Ich

wunderte mich — wir waren anfangs allein — über die vielen heterogenen Gegenstände, wozu noch ein Paar niedliche, für einen Mann undenklich kleine, reich gestickte Pantoffeln in türkischem Geschmacke gehörten, die auf dem Tische standen. Seine Freunde beeilten sich sogleich mich zu belehren, daß sie zu seinem wirklichen Gebrauche und nicht zum malen daständen und fanden bei so selten schönen Füßen diese kleine Eitelkeit sehr verzeihlich. Er kam bald herab und bewährte seinen Ruf der Liebenswürdigkeit; aber mehr als über Füße und Pantoffeln staunte ich den kaum angefangenen Mazeppa nach einigen Monaten schon fertig zu sehn. Die Lebhaftigkeit, das Frische, das Rührige, die Lust an der Jagd wurden der Stempel seines leicht und lose, aber mit Geschicklichkeit geführten Pinsels.

Es ging den ernsten Kennern der edlen, frommen, hohen Malkunst mit Horaz Vernet, wie es gleichen Kennern der Musik mit Rossini ging; sie bewunderten das Glänzende, Geniale und bedauerten so große Fähigkeit kleinlich versplittern zu sehen.

Befähigte Genies, gleich Ingres und Horaz Vernet, mußten, wenn auch ganz verschiedene Wege einschlagend, durch ihren sichern Einfluß Schulen bilden, Nachahmer, Anhänger, Gegner finden, denn jede Art Originalität giebt einen neuen Anstoß, der schon eben als Neuheit der Jugend immer lieber ist als das Alte, wenn dieses nicht schon etwa durch längst vergangene Jahrhunderte wieder geheiligt ward. Die Heitern, die es mit der Sache nicht gar so genau nehmen

wollten, schlugen sich zu Horaz Vernets Fahne, anstatt daß Flandrin und Heinrich Lehmann die von ihrem Lehrer Ingres bezeichnete ernstere Bahn vorzogen. Besonders in H. Lehmann fanden Ingres gewissenhafte Studien einen Schüler, bei dem Ernst und angeborene Genialität sich stets zu vereinen streb- ten und dessen Kirchenmalereien ewig in dem geschickten Ma- ler auch den kenntnißreichen Denker zeigen werden. Beide mußten bald Lob und Tadel des Publikums mit Ingres theilen, beflissen sich aber immer einer gewissen Mäßigkeit, die günstiger aufgenommen ward als des Meisters farblose Schroffheit.

Schnetz hatte offenbar dieselbe Tendenz des Wahren und Korrekten, Ernsten, aber auch des Trocknen und der Erd- farbe. Die französischen Kritiker sprachen gradezu das harte Wort: couleur brique (Ziegelfarbe) aus, wenn sie Schnetz Gemälde, meistens italienische Volksscenen darstellend, be- zeichnen wollten und schon fürchtete man die italienische Natur, die lebendige sowohl als die leblose, erheische diese harten Conturen, dieses braunrothe Colorit, diese plötzlichen Uebergänge ohne Zwischentinten, als Leopold Robert erst mit seinem Improvisator, dann mit den Schnittern, mit der Ma- donna dell' Arco, endlich mit seinen adriatischen Schiffern rasch nach einander die lieblichste Auffassung wiedergab, zu der sich jene reizende italienische Volksthümlichkeit und Natur vereint bei einem Künstler gestalten konnte, dem Gemüth, Kenntniß, Technik und das Höchste an Geschmack zu Theil ward, was dieses Genre zu produciren fähig war. L. Ro-

berts früher gewaltsamer Tod ward von allen Anhängern lieblicher Kunst tief betrauert. Später erschien Rudolph Lehmann von Italien kommend in gleicher Kunstabsicht als L. Robert und brachte ebenfalls eine reiche Ausbeute jener lieblichen Südgestalten, denen er die Grazie der Natur ablauschte, indem er sie mit der Grazie der Kunst veredelte. Seine Italienerinnen in ihrer Nationaltracht und bei ihren ländlichen Beschäftigungen gewähren durch ihren warmen Farbenschmelz den reinsten Genuß der Harmonie, den das Auge empfangen kann.

Etwa zur selben Epoche, als man von Horaz Vernet und Schnetz sprach, ward man auch auf Paul de la Roche aufmerksam, der gleich beim Beginn die besten Absichten verrieth; man erkannte Studien, Ernst und folgte ihm mit Interesse. Er war seinem nachmaligen Schwiegervater Horaz Vernet schnurstracks entgegen und hatte sich offenbar ein höheres Ziel gesteckt. Carl der Erste im Gefängniß, Lord Strafford, Cromwell an Carls Sarge sind gewiß die reinsten Ergebnisse sichern Talents. Warum seine heilige Cäcilie auf keinerlei Weise befriedigen konnte, bleibt nur intimen Freunden zu beantworten, indem nur diesen bekannt sein kann, wie vielen Antheil wahre Religiosität hier hatte; alles, was der Künstler schaffen soll, soll er nicht allein verstehn, sondern auch fühlen. — Paul de la Roche brachte mit einem großen Gemälde im Halbrund des Saals, worin in der école des beaux arts die Preise der Akademie vertheilt werden, ganz Paris in Bewegung. Man sieht darauf eine

Zusammenstellung großer Künstler aller Länder und Zeiten, vier allegorische Figuren, welche griechische, römische, mittelalterliche Kunst und die des Wiederauflebens nach dem Untergang (renaissance) darstellen; man bemerkt vor allem im Vordergrunde eine weibliche Figur, die Kränze vertheilt, aber man kann sich nicht verhehlen, daß im beschränkteren Raume dem Künstler mit Gewissenhaftigkeit mehr Lob zu spenden war.

Ary Scheffer gehört noch zu denen, an welchen alle Fähigkeiten lebendig, alle Thätigkeiten wirksam wurden. Seine schweizer und seine protestantische Abkunft hauchten seinen Werken einen reinen heiligen Lebensathem ein; klar wie die gesunde Bergluft, die ihn in der Kindheit umfing, einfach, gesammelt, heilig, sittlich, wie der protestantische Schweizer in Scheffers Jugendjahren den Erdenbewohner allein dulden wollte. In dieser Tendenz seiner ersten Umgebung konnten ihm deutsche Dichter nicht fremd bleiben und einmal mit ihnen bekannt, mußten sie wirken. Wir erkennen in seinem Faust und Gretchen, in seinen beiden Mignons, im König zu Thule die glücklichste Auffassung hoher deutscher Dichterwerke. Sein heiliger Augustin im gläubigen Gespräche mit der Mutter, sein Christus am Oelberg sind durchaus Gestaltungen rein religiöser Empfindungen.

Ich fühle mich nicht Kennerin genug, und vielleicht wären es auch Begabtere nicht, um ein bestimmtes Urtheil abzugeben, welchem von den lebenden Malern und welcher ihrer Schulen in Paris unbedingt der Vorzug gebührt.

Wo wäre der Maßstab?

Italiens große Meister gingen unter und sind bis heute noch nicht wieder erstanden, aber das Streben der Genannten ist edel und so gehört Lehrern und Schulen aller Ruhm der heutigen Malkunst in Frankreich. Sie fanden einen traurigen Zustand, den sie zu bedeutender Verbesserung erhoben.

XIV.

Nachdem ich nun gezwungen war mit den Kunstleistungen und ihrem Fortrücken auch in der Zeit fortzuschreiten, kehre ich um so lieber zu den Schilderungen solcher Individuen zurück, von denen ich überzeugt bin, daß sie Interesse erregen müssen.

Zu dem sich stets mehr ausdehnenden Kreise gehaltreicher Personen gehörte sehr bald nach meiner Ankunft ein liebenswürdiges Frauenzimmer, welches, obgleich es nur in stillen, gänzlich von der Welt zurückgezognen Privatverhältnissen waltete und wirkte, doch bedeutsam genannt werden muß. Es war Henriette Mendelssohn, Tochter des berühmten Philosophen Moses Mendelssohn.

Ob ihr etwas schwächlicher Körperbau oder andre Ursachen sie abgehalten hatten eine eheliche Verbindung einzugehen weiß ich nicht. Etwa dreißig Jahre alt ging sie zu einem Bruder nach Paris und fand bald freundliche Aufnahme bei einer ihm bekannten Familie.

Ihr großer Geist, ihr schönes Herz, ihr edles, uneigennütziges Gemüth erhoben sie so unbedingt über jede seichte

Kleinlichkeit, daß wenn der herkömmliche Altejungfernspott sie auch etwa von beschränkten Alltagsmenschen getroffen hätte, es gewiß ohne alle Wirkung bei ihr blieb.

Wie lange sie sich bei den Freunden ihres Bruders aufhielt ist mir nicht bekannt, aber ein neuer Wirkungskreis, der sich ihr zufällig darbot, hatte zu vielen Reiz für ihr liebendes Herz, als daß sie widerstehen konnte.

Der General Sebastiani hatte während seines Aufenthalts in Konstantinopel seine Gemalin verloren, indem sie ihm ein kleines Töchterchen geschenkt hatte, welches nach sechs Monaten unter der größten Gefahr zu Lande nach Paris zurückgeschickt ward, weil die Gefahr von den Engländern gekapert zu werden damals noch größer war. Die Herzogin von Coigny, Mutter der verstorbnen Generalin Sebastiani, erhielt von ihrem Schwiegersohne den Auftrag, sich so schnell als möglich nach einer würdigen Pflegemutter für sein Kind umzuschauen, nach Herzensgüte, Bildung und Mutterliebe zu suchen. Man fand in Henriette Mendelssohn alles, was man wünschte und sie fand durch das wohl gebildete hübsche kleine Mädchen die Häuslichkeit, deren jedes richtig fühlende Frauenherz zur wahren Glückseligkeit bedarf. Kann sein, daß traurige Erfahrungen bei andern einzelne das Ehejoch vorsichtig meiden lassen um nicht ein ihnen bekanntes, gleich trauriges Schicksal zu erleben; der Wunsch ein freundliches Kind durch die ersten Jahre sorgsam zu leiten ist der wahre Instinkt unverdorbener Frauennaturen.

Henriette ward diesem Kinde eine zweite Mutter, die während sechszehn Jahren ununterbrochen alle Liebe und

Sorgfalt anwandte, um jedes richtige Gefühl in der jungen Pflanze zu veredeln.

Sie handelte nach ihrem Gewissen, sie würde ohne allen Zweifel noch heute eben so handeln und keine irdische Weisheit konnte das unsägliche Schicksal ahnen, welches vielleicht grade durch diese vollkommene Erziehung über die arme Pflegetochter heraufbeschworen ward.

Die kleine niedliche Fanny Sebastiani ward in ihrem kaum angetretenen sechszehnten Jahre jene unglückliche Herzogin von Praslin, welche ihr eigner Gemal ermordete, weil sie, seine treue Gattin, welche Mutter von neun Kindern geworden war, gleiche Treue von ihrem Gemal erheischte, weil sie die Tugend nicht als leeren Wahn ansehen konnte!!!

Weh! über eine Zeit wo nur die Ermordung erschreckt, nicht die Ursache davon anekelt.

Als ich Henriette kennen lernte, lebte sie in dem heute durch die Mordthat nur zu bekannten Hotel des Generals im Faubourg St. Honoré im zweiten Stockwerk, abgeschieden von der geräuschvollen Welt, gänzlich der Erziehung der damals etwa zehnjährigen kleinen Fanny gewidmet. Das Kind war graziös in Bewegung, verständig, fast altklug. Wenn auch nirgends große Schönheit oder überwiegender Verstand sich kund thaten, so war doch alles an ihr mäßig angenehm. Daß eine mit aller möglichen Vorsicht aufgezogne Pariserin, bei der man fortwährend auf die Entwickelung aller geistigen und körperlichen Vorzüge bedacht war, die von mütterlicher Seite aus dem altadligen Geschlechte der Coigny stammte, von Vaters Seite von Corsikanischer

Race, berühmt gleich den vornehmen Pariserinnen für schlanke Taillen, daß die arme Fanny trotz alle dem zu einer so unförmlichen Korpulenz gelangte, wie es ihr in einem Alter von noch nicht dreißig Jahren geschah, war in ihrem Verhältnisse ein Unglück.

Dem sinnlichen Gemal, dem das Herz der Edeln nicht genügte, der ihrer Tugend spottete, hätte vielleicht körperliche Grazie die mörderische Hand gefesselt.

Henriette lebte mit der Kleinen in gänzlich von dem General getrennter Wirthschaft. Das Hotel, im grandiosen Style gebaut, lag hinter einer tiefen Einfahrt mit Bäumen bepflanzt in einem geräumigen Hofe; ein großer Garten dahinter führte unmittelbar nach den Champs-Elysees hinaus. Die untern Gemächer, der spätere Schauplatz der blutigen That, waren damals theils vermiethet, theils bewohnte sie der General. Wenn er bei seiner Tochter speisen oder den Abend bei ihr zubringen wollte, ließ er Henriette davon benachrichtigen, um sie allein anzutreffen. Zu jeder andern Zeit nahm sie ihre Freunde nach Belieben auf und ein kleiner Kreis bedeutender Männer und Frauen wußte in der Einsamkeit zu finden, was in der großen Welt, mit wenig Ausnahme, oft vergeblich gesucht wird.

Was oft mit nachdenkender erwägender Vernunft nicht zu fassen ist, was Fernstehenden in spätern Zeiten als Ueberspannung, Verirrung, Schwäche erscheinen möchte, enthüllt sich dem schauenden Auge dagegen im Momente selbst als natürliches Ergebniß gewisser eigenthümlicher Verhältnisse. Henriette Mendelssohn, die Tochter des weltberühmten israe-

litischen Philosophen Moses Mendelssohn, war aus der reinsten, wahrsten, innern Ueberzeugung zum katholischen Glauben übergetreten und befolgte mit Strenge gegen sich selbst jeden unbequemen Gebrauch, welcher von listigen Priestern schon beinahe seit zweitausend Jahren aus dem Heidenthum mit in das Christenthum hinüber getragen ward.

Fasten, beten, am Freitag keine Fleischspeisen berühren u. s. w. wurde von Lehrerin und Schülerin genau beobachtet und Fanny folglich vollkommen im Sinne des Faubourg St. Germain, woher die Mutter stammte, erzogen. Bis zur Rückkehr der Bourbons soll man auf der Oberfläche der oberflächlichen pariser Gesellschaft nicht viel von dem Wiederaufleben des Katholicismus gespürt haben. Zu der Zeit ungefähr, als ich Paris kennen lernte, war nebst mancher andern Mode auch diese wieder aufgekommen.

Ich sage absichtlich Mode, denn ganz gewiß war bei vielen die Rückkehr zur Religion nichts mehr als der Wunsch, dadurch bei Hofe schneller seinen Weg zu machen, jedoch muß man solches Mißtrauen meinerseits nicht auf Henriette beziehen. Ich wiederhole, sie war fern von jeder Falschheit.

Als eine der angenehmsten Erscheinungen in ihren kleinen, bescheidnen Abendcirkeln erinnere ich mich der damals jungen liebenswürdigen Herzogin von Broglie, Tochter der Frau von Stael, Enkelin Neckers.

Ihr äußeres Wesen war insofern eigenthümlich, als sie, ganz entgegen dem allgemeinen pariser System der Tournure hochgestellter Damen, ihre lange schlanke Gestalt nie recht empor hielt, sondern sich einer gewissen Nonchalance,

stark vorgebückt, mit sichtbarer Behaglichkeit hingab und offenbar gar nicht daran dachte, ob und wie diese Freiheit von andern beobachtet würde. Nach dem, was mir von der großen Lebhaftigkeit der Mutter, der übertriebnen Steifheit der Großmutter, einer ächten Genfer Patricierin, berichtet ward, mußte die Herzogin von Broglie physisch und moralisch von Mutter und Großmutter abweichen. Die Herzogin war offenbar schöner als Frau von Stael. Auch sie war allerdings mit Anmuth und Geist begabt, das entwickelte sich deutlich aus der Unterhaltung, ob aber auch der Genius der Mutter gepaart mit der Heldenseele, offen als Feindin eines Napoleon auftreten zu können, sie belebte, ob anderseits die Schlichtheit des genfer Bürger-Großvaters noch in der modernen Herzogin des restaurirten Faubourg St. Germain zu erkennen war, ist eine andere Frage.

Es war überhaupt die Epoche, worin man zuerst wieder die Benennung des Faubourg St. Germain hörte; gleichsam das Wiederaufleben eines Scheintodten. Nicht das Quartier an der Südseite der Seine war allein damit gemeint, nicht die im allgemeinen sich darin befindende Bevölkerung, sondern die aus alter Gewohnheit seit Jahren darin wohnende kleine Abtheilung des großen Adels, der zuerst die Ehre gehabt hatte geköpft zu werden, der im ganzen Lande am meisten zu den zwei Millionen der Guillotine gelieferter Köpfe beigetragen hatte und die übrig gebliebnen Köpfe abermals sehr hoch zu tragen begann. Auch die herzogliche Familie der Coigny, von Fannys mütterlicher Seite, zählte zu den obigen und nimmer konnte die alte Großmutter verschmerzen,

der Dauer eines plebejischen Kaiserreichs getraut und ihre Tochter von ächter Abkunft des Faubourg einem bonapartistischen General übergeben zu haben.

Offenbar nahm der General Sebastiani bei der streng religiösen Erziehung seiner Tochter Rücksicht auf die Großmutter. Zum großen Unglück geschah dieses auch bei der Heirath des armen Kindes. Sobald Fanny ihr sechszehntes Jahr vollendet hatte, begann der Vater die Musterung aller heirathsfähigen jungen Leute, deren Geburt und übrige Familienverhältnisse ihm wünschenswerth schienen. Oft trafen wir die gute Pflegemutter, wenn der General sie so eben verlassen hatte, nachdem er ihr lange Listen aller derjenigen vorzulesen gekommen war, die man bereits zur Heirath vorschlug, seitdem Fanny einigemal die Cirkel des Faubourg St. Germain mit ihrer herzoglichen Großmutter besucht hatte. „Ich fürchte," sagte sie eines Abends bedenklich, „der General giebt seiner Schwiegermutter zu viel nach; sie wird das ohnehin schon so große Heirathsgut so lange vermehren, bis er in eine Faubourg St. Germain-Heirath willigen wird und sein und der Tochter Herz und Gewohnheiten sind doch den Bonapartisten näher."

Wenige Wochen nachher ward die sechszehnjährige Fanny mit dem noch nicht achtzehnjährigen Herzog von Praslin verlobt. Er sah vollkommen so unbedeutend aus, als er damals war, hatte durchaus den Anstand eines schnell aufgewachsenen Knaben und so ganz und gar nichts sprachen die übrigens hübschen Züge aus, daß man weder Tücke noch Heftigkeit oder vollends gar eine verbrecherische Handlung hätte erwarten

können. Da es eigentlich keinen Brautstand in Paris giebt, indem kaum vier bis sechs Wochen vom Verlobungstage zum Hochzeitstage verstreichen, so sahen wir uns nach längerer Trennung nur noch einige Male, theils indem wir gegenseitig die gewöhnlichen Höflichkeitsbesuche abstatteten, theils bei Henriette Mendelssohn, und verloren uns dann fast aus den Augen. Sie lebten den größten Theil des Jahres auf dem Gute, ich, auch unlängst vermählt, reiste viel und suchte nicht den abgebrochnen Faden der Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Wie sich später des jungen Mannes Charakter bis zu jener aller Welt bekannten, verbrecherischen Wuth steigerte, läßt sich, da ihn nicht einmal Eifersucht dazu reizte, nur mit dem Glauben an Tollheit erklären. Fanny war als junges Mädchen sanft und nachgebend und auch insofern gutmüthig, als man sie gewöhnt hatte wohlthätig gegen Arme zu sein, aber sie war ganz gewiß in mancher Beziehung kalt und zu überlegend für ihre Jugend, obgleich die Kälte, deren ich sie damals mit Recht beschuldigte, nicht auf ihre Gefühle gegen den Verlobten anzuwenden ist. Allerdings wählte sie ihn nach dem Gebrauche der pariser Sitten nicht selbst, aber sie gab gern ihr Jawort und schien nach dem Urtheile vieler Nahestehenden jahrelang glücklich. Mich schmerzte ihr Betragen gegen die sie anbetende Pflegemutter. Ob Fanny oder ihr junger Gemal damals Henriette als eine dritte fürchtete, für die man vermöge ihrer bisherigen Stellung genirende Rücksichten nehmen müsse, wenn sie Hausgenossin bliebe, ob man zu viel Einfluß, zu viel Beobachtung besorgte, weiß ich nicht zu bestimmen.

Ich traf Henriette wenige Tage nach Fannys Hochzeit in einer kleinen eignen Wohnung einige Straßen entfernt von dem Hotel des Generals, in eigner Wirthschaft, mit *einem* Mädchen — und die Spuren des tiefsten Kummers in ihren Zügen. Sie klagte und beklagte sich nicht, ja in jedem Worte sprach sich die blinde Liebe aus, mit der sie Fannys junges Leben bis dahin schützend gepflegt hatte, aber sie empfand die plötzliche, vielleicht unerwartete Trennung offenbar schmerzhaft.

Nach dem Verlaufe des Winters $18^{24}/_{25}$ kehrte diese unsere edle Freundin in ihre Vaterstadt Berlin zurück. Sie hatte mehr als zwanzig Jahre gern in Paris gelebt, konnte wie es nach ihren Briefen schien des nordischen Klimas und nordischer Sitten nicht so schnell wieder gewohnt werden und verschied nach wenigen Jahren in Berlin, umgeben von ihrer zahlreichen, liebevollen Familie.

Sollte Fanny mit der Entfernung dieser edeln Pflegerin mehr Sicherheit und Selbstständigkeit für ihre neue Lage beabsichtigt haben, so schwang eine rächende Nemesis das Schwert zum Schrecken erregenden Beispiel für die Nachwelt.

XV.

Indem ich nun diese Blätter gänzlich mit den Erinnerungen aller mich seit Jahren interessirenden Anregungen zu beleben wünsche, so drängt sich in meinem Gedächtnisse eine Begebenheit hervor, welche trotz dem daß sie sich fern, unter mir damals noch gänzlich Unbekannten, ja sogar vor einer Reihe von Jahren zugetragen hatte, mich tief erschütterte. Ich erwähne ihrer in der Folgereihe der Zeit, worin mir ein Theil davon und zwar der wichtigste bekannt ward und bemerke zur nachherigen größeren Deutlichkeit, daß seit jenem Vorfall, den ich jetzt mittheilen werde, damals schon beinahe ein viertel Jahrhundert verflossen war.

Noch heute kann ich mich weder des Ernstes, noch geheim tief innerlicher Schauer enthalten, wenn ich des Zufalls gedenke, daß die Kunde einer gewaltsam, durch Verbrechen herbeigeführten Auflösung einer Ehe, ohne Neigung geschlossen, mir grade in jenem Momente zukam, in welchem in meiner nächsten Umgebung der Schicksalsfaden mir bekannter Menschen in ein fast ähnliches höllisches Gewebe gezogen ward.

Die junge Sebastiani war ein unschuldiges reines Kind

gleich der spanischen Mariquita, gleich dieser ein Opfer ihrer Unschuld und hierin besteht eben die Aehnlichkeit für mich.

Als mir damals jener Rechtsfall in Granada von durchaus Glaubwürdigen überliefert ward, als ich die sicherste Ueberzeugung erlangte, daß sich trotz des Unglaublichen alles genau so zugetragen hatte, hielt ich nach meiner Gewohnheit die Erinnerung daran durch die Schrift fest. Wie erstaunt, ja ergriffen mußte ich nun nicht neuerdings sein, als abermals nach Verlauf eines viertel Jahrhunderts ich sowohl den hellsehenden Alexis, der grade die Quintessenz der pariser geistreichen Gesellschaft heut zu Tage in Bewegung setzt, als auch mir nicht gänzlich unbekannte Individuen mit jener Begebenheit in wahrscheinlicher Verbindung fand.

Da ich mir die genaueste Wahrheit zur Richtschnur meiner Erinnerungen nahm, so berichte ich, daß sowohl der Rechtsfall in Granada als die Begebenheit des Klosters der Verkündigung als durchaus wahr zu verbürgen sind, so wie ich den beschriebenen Sitzungen mit Alexis ebenfalls wiederholt beiwohnte und ihre Schilderung mit der größten Genauigkeit überliefere. Die Verbindung des Ganzen ist fast mit Sicherheit anzunehmen. Namen mußte ich aus Rücksichten verändern. Ueber die mögliche Fähigkeit der Hellsehenden, nach längst verflossener Zeit noch den Einfluß von Gift an Haaren zu erkennen, wenn der Vergiftete es selbst nur lange berührte, ward so viel in meiner Gegenwart gestritten, daß ich das Gegebene ohne Beichte meiner eignen Meinung überliefere.

Eine Abendunterhaltung

in Paris.

1847.

Wo man am wenigsten Dinte und Feder sparen soll, das ist beim Aufzeichnen einzelner Umstände merkwürdiger Begebenheiten.
Göthe, Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Hamlet. Mein Vater — mich dünkt ich sehe meinen Vater.
Horatio. Wo mein Prinz? —
Hamlet. In meines Geistes Aug', Horatio.

Shakespeare.

Alexis.

Sei es Wunder, Wahnsinn, eine unentdeckte Kraft der Natur, ich sehe, aber ich begreife nicht.
Tieck, Aufruhr in den Sevennen.

In einem glänzenden, reich erleuchteten Gemache in Paris waren Abends, wie oft, viele Gäste vereint. Frauen jung und alt, schön und häßlich, geistreicher oder unbedeutender Gesichtszüge, stolzirten im reichsten Putze umher, wie es die Saison dort mit sich bringt. Der Tanz sollte dieser Gesellschaft für heute nicht zur Unterhaltung dienen; schnell konnte sich der Eintretende davon überzeugen. Gänzliche Abwesenheit eines Tanzorchesters, wohlgedehnte Teppiche am Fußboden, keine Auswahl etwa nur die Schönsten der Schönen zu laden, waren die sichersten Beweise gegen den Tanz. Auch nicht zur Bewunderung geschickter Tonkünstler war man vereint. Weder ein Flügel, noch Musikalien, noch ein bekannter Künstler war zu erblicken. Dem genauen Beobachter konnte nicht entgehen, daß sogenannte Schöngeister beiderlei Geschlechts sich in der Mehrzahl hier befanden.

Sah man auch nicht die gefeierten Glanzpunkte der gelehrten Welt, so waren dagegen viele der jüngeren Litteratoren zugegen, welche durch Leichtigkeit und Geschick dem

losen Gewebe ihrer Erfindungen oder den Berichten der Tagesbegebenheiten einen besondern Reiz zu verleihen verstehen. Unter den Frauen sah man mehrere, denen die fliehenden Jahre, indem sie ihre Reize raubten, zur Entschädigung den Ruf der Geistesüberlegenheit gelassen hatten. Wer Paris kennt, weiß, daß dieser zahlreiche Cirkel etwa von den Wirthen ohne alle Absicht auf vorbereitete Unterhaltung vereint werden konnte; für heute sollte es indeß nicht also sein. Ein kleiner Tisch nahm den Mittelpunkt des Salons ein; daneben stand ein bequemer Armsessel. Auf dem Tische lagen einige Bücher, Bleistifte, Papier, Gegenstände höchst unscheinbarer Art in einem täglichen Wohnzimmer, aber bemerkbar in der Mitte eines Prunkgemaches. „Haben Sie ihn schon gesehen?" — hörte man hin und wieder den einen und den andern fragen. „Ja" — „nein" — „nun was halten Sie davon?" — „staunenswerth" — „merkwürdig" — „unerklärlich" — oder auch „dummer Betrug, geschickte Gaukelei" —: also kreuzten sich Fragen und Antworten. Man warf auch wohl den Blick auf einen Mann im kräftigsten Alter, dessen Physiognomie weder ganz gewöhnlich, noch bedeutsam zu qualificiren wäre; Schlauheit war auf jeden Fall der Stempel dieser Züge, doch konnte man dies im bessern Sinne nehmen; offenbar war er aufmerksam, auflauernd und die lebhafte Wendung der Augen nach allen Seiten hin widersprach der ruhigen Haltung. Den Namen Marcillet hörte man dann halblaut flüstern. Andere sah man ungeduldig nach der Kaminuhr schielen mit dem Ausrufe: „Wie er sich diesen Abend erwarten läßt!"

Als die Ungeduld aufs Höchste gesteigert schien, sah man Marcillet sich rasch entfernen, aber gleich darauf einen kaum zwanzigjährigen jungen Mann hereinführen. Es war Alexis, bekannt durch Somnambulismus, der sich durch Marcillets magnetische Kraft entwickelte. Er war bleich und hohlwangig, die großen schwarzen Augen nicht lebhaft, vielmehr wild umherrollend; die Züge durchaus verzerrt, unbedeutend. Ob dieses wilde Rollen der Augen nothwendige Folge eines überreizten Zustandes, ob überhaupt ein besonderer Zustand vorhanden war, ließ sich schwer bestimmen.

Die Gesellschaft bestand, je nach der Individualität eines jeden, aus Gläubigen und Ungläubigen und indem die einen gleich bei jeder heftigen Muskelverrenkung des Alexis ernst aufmerkten, weil sie sich empfänglich fühlten das Wunderbare, was sie sehen und hören sollten, als Wunder anzunehmen, sah man andere spöttisch lächelnd die Achsel zucken.

Sobald Marcillet den Alexis auf den Sessel hinter dem Tische niedersitzen ließ, er sich dann selbst zu ihm setzte und ihn kaum bemerkbar bei der Hand faßte, ward alles still. Nach wenigen Minuten, worin man nicht die leiseste Bewegung spürte, begann Alexis nach und nach heftigere Zuckungen, die bald zum Höchsten gesteigert schienen. Marcillet hatte seine Hand verlassen und alle Bewegungen des gewöhnlichen Magnetismus über ihn her gekreuzt; augenblicklich wurden alle Muskelbewegungen des Alexis noch heftiger. Seine Art zu gähnen, die Arme krampfhaft über den Kopf zu schlagen, schien Athem hemmend, selbst für die Zuschauer. Der Kopf sank plötzlich auf die hintere Lehne des Sessels

und indem die Augen bald geschlossen, bald wie aufgerissen schienen, so daß kaum Sehen oder Nichtsehen zu bestimmen gewesen wäre, erhob sich Marcillet mit dem Ausrufe „Er schläft!"

Eine leichte Bewegung, die deutlich Freude darüber ausdrückte, daß nun endlich geschehen solle, was man so sehnlichst erwartete, ließ sich in der Gesellschaft vernehmen.

Marcillet verstand daß sein Ausruf „Er schläft" nicht von jedem Anwesenden so unbedingt angenommen ward, deswegen verlangte er Watte, Tücher, was man wolle, um dem Alexis die Augen zu verbinden, damit einer aus der Gesellschaft mit jedem beliebigen Spiel Karten eine Partie Ecarté mit ihm machen möge. Dieses erste Probestück gelang vollkommen. Waren auch einige, die sich des Verdachts nicht erwehren konnten, daß trotz der drei Tücher und der Watte keineswegs mit Bestimmtheit anzunehmen sei, daß Alexis Augen wohl verbunden wären, indem, dem Laien unbemerkbar, ein geschicktes Beiseiteschieben vielleicht möglich war und es überhaupt bei nervös Krankhaften zuweilen Augen gäbe, die bei dem kleinsten Lichtstrahl aus einem unglaublich schrägen Winkel Sehkraft besäßen, so konnten sich diese Zweifler dennoch nicht des Staunens enthalten, als Alexis seine und des Gegners Karten nannte bevor sie noch umgewendet waren. Er verweigerte schon die Karten zu erneuern, bevor der Gegner noch Zeit zum Begehren hatte. Das Staunen war fast allgemein.

Erregte jedoch die Wahrscheinlichkeit für die mögliche Existenz des geistigen Auges ernstes Nachdenken, Nachdenken

über die dem Sterblichen noch stets verborgnen unerklärbaren Naturkräfte, so blieben nicht minder nach wie vor Ungläubige in dieser Versammlung. Wer Marcillet genau beobachtete mußte bemerken, daß seinem Scharfsinne die Zweifler nicht entgingen.

Alexis wurde seiner Bande befreit. Weit riß und behielt er die Augen auf, trotz dem rief Marcillet „Er schläft! — Sie mögen ihm nun Gegenstände irgend welcher Art, verborgen in Schachteln, umhüllt von tausend Papieren geben und werden erfahren daß er sie erkennt."

Der Andrang der Umstehenden ward lebhaft, indem man dergleichen schon vorbereitet hatte. Die Erkennung der verborgnen Gegenstände ging jedoch nicht so schnell und deutlich als das Kartenspiel von statten. Einige Unsicherheit war unverkennbar; es bedurfte offenbar längerer Zeit, es bedurfte nothwendig des unmittelbaren Rapports zwischen dem Hellsehenden und dem Eigenthümer des dargereichten Gegenstandes; hatte dieser dann Alexis bei der Hand gefaßt, seine Fragen präcis an ihn gerichtet, so konnte man sich des höchsten Staunens über unmöglich geglaubte Erkennungen nicht erwehren. Auf das Aeußerste stieg die Aufmerksamkeit der Umstehenden, wenn Alexis dem Fragenden in ferne Lokalitäten folgte, die ihm, dem Somnambulen, durchaus unbekannt sein mußten und worin er geleitet von des Gedankens Blick mit Sicherheit umherschritt.

Mochte es auch dieser zahlreichen Gesellschaft entgangen sein, daß ein Mann von etwa vierzig zu funfzig Jahren, den wir Raimond nennen wollen, wenig sichtbaren Antheil

an dem zu nehmen schien, was um ihn vorging, so mußte der aufmerksame Beobachter in diesen ernsten Zügen offenbar eine gewisse Spannung erkennen, die nachdenken, glauben, zweifeln, kämpfen verrieth. Marcillet, dem Scharfsehenden, war es vielleicht allein nicht entgangen, daß, sobald die verborgnen Gegenstände dem Alexis vorgelegt wurden, Raimond zu wiederholten Malen ein sorgsam versiegeltes Schächtelchen hervorlangte und zögernd bald die Hand mit demselben ausstreckte, sie bald zurückzog. Sein Wille war schwankend und fast war ihm Alexis Fehlrathen willkommener als das Errathen. „Pah!“ rief er endlich leise aus, „was wird's sein! — mein Glauben in dieser Beziehung ist überhaupt nur schwach; schwerlich werden mich einige, durch Ungefähr treffende Antworten überzeugen; der Spaß ist zu wagen. Ist es ja nur reine Neugier, die mich treibt, da ich das Haupt dem diese Haarlocke entwuchs nie gekannt, da ich kaum den Unglücklichen gekannt, von dem ich sie mir als Erbschaft zueignete.“

Nach diesem kurzen Selbstgespräch überreichte auch er, wie viele andere, sein versiegeltes Päckchen und gleich wie Alexis mit den andern verfahren, griff er mit hastiger Bewegung danach; aber bei weitem nicht so lange als bei den andern währte Unsicherheit und Zweifel. Nachdem er convulsivisch rasch die Schachtel nach allen Seiten gedreht, sie dann ängstlich vor die Stirn gehalten, rief er hastig, aber deutlicher, weniger murmelnd als gewöhnlich: „Haar, schwarzes Haar!“

Mit krampfhafter Geberde streckte er die Hände aus.

Raimond stand offenbar betroffen, solche Sicherheit überraschte ihn. Gleich einem Schiffer, der die gefährliche Fahrt wagt, wenn selbst der Sturm mit Untergang droht und dem hinausgeschleudert auf die brausende Welle die Rückkehr nicht mehr zu freiem Gebote steht, fand Raimond sich stärker angezogen, als er noch vor wenigen Minuten möglich wähnte. Er glaubte ein tändelndes Spiel zu treiben und mußte sich dagegen einer unerklärbaren Gewalt unterwerfen. „Haar, schwarzes Haar!“ stöhnte Alexis wiederholt. „Gott, o Gott! schrecklich!“ — Die Schmerzen verkündende Weise, in welcher der Hellsehende diese Worte ausstieß, war beängstigend anzuhören.

Marcillet, der hinter Alexis Sessel mit andern in Unterhaltung stehend dem Anscheine nach grade diesem Falle wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wandte sich schnell wie vorwerfend zu Raimond mit den Worten: „So helfen Sie ihm doch; Sie sehen seine Leiden, sagen Sie ja oder nein; führen Sie ihn nicht irre; Ihre Hand! er begehrt Ihre Hand.“

Bevor Raimond noch wußte, wozu er entschlossen sei, hatte Marcillet ihn schon bei der Hand gefaßt, um sie in die des Alexis zu legen, der sie mit wüthender Hast fest umklammerte und als er zum dritten Male halb fragend, halb versichernd „Haar?!“ ausrief, entschloß sich Raimond endlich zu einem deutlichen „Ja.“

Triumphirend schaute Marcillet rings umher. Als Alexis Raimonds Hand nicht wieder fahren ließ, schien er zugleich wie von unsichtbaren Mächten angetrieben, dem Raimond über das ihm selbst unbekannte Haar Aufschluß zu geben. Schwer wäre es zu behaupten, ob Raimond sich der magne-

tischen Ueberzeugung willig oder unwillig ergab, aber fest war seine Hand in Alexis Hand gebannt und als dieser vollends leise stöhnend, allein Raimond vernehmbar, zwischen den Zähnen das Wort: „Gift“ murmelte, da schmolz die letzte Eisrinde, die seine Zweifel umhüllte. Fort trugen ihn seine Gedanken aus diesem Mittelpunkte einer um ihn her versammelten Menge in modischem Putze: er war mit Alexis in ferne Gegend, in längst vergangene Zeit versetzt, er hoffte plötzlich Aufschluß über Dinge, die er seit langen Jahren sich vergebens zu vergessen bemühte.

„Gift?“ — wiederholte er fragend eben so leise, als Alexis es ausgesprochen hatte — „kann sein; ich kannte sie nicht, die diese Locke einst zierte.“

Alexis fühlte von neuem. „Ja,“ sprach er, „ja, Sie haben sie gesehen, die Unglückliche“ —

Raimond antwortete nicht, Alexis stöhnte sein „ja, ja.“

Marcillet forderte von neuem auf nicht irre zu leiten, aber Raimond blieb bei der Verneinung.

Alexis begann abermals mit stürmischer Geberde das Haar zu drücken, zu reiben, es vor die Stirn zu halten und endlich, als er gleich einem Hunde, der ängstlich eine Spur verfolgt, daran roch, es dann voll Ekel auf den Tisch schleuderte und abermals grinsend zwischen den Zähnen „Gift“ stammelte, fügte er fest hinzu: „nicht sie ward vergiftet, er der es — auf — seinem — Herzen — trug.“ Matt sank Alexis mit dem Kopfe auf die hintere Lehne, als sei ihm nur unter wüthenden Schmerzen das Zusammentragen einzelner Thatsachen gelungen.

Raimond war sichtbar bewegt; seine tiefe Erschütterung ließ sich eben so wenig als früher sein Unglaube verbergen. „Ja," erwiderte er mit dumpfem Tone, „er ward vergiftet, ich zweifelte nie daran — —; und können Sie mir in jene Gegend folgen, wo die schreckliche That geschah?"

„Gewiß," entgegnete Alexis in seiner abgebrochenen hastigen Weise, und nach einer Pause, worin es schien, als ob er die feste Gestaltung des Verworrenen abwarte, als ob ein dichter Nebel zerfließen müsse, um Klarheit zu gewähren, begann er von neuem in abgebrochenen, hart ausgestoßenen Worten den Fragenden zu erschüttern.

„Weit — fern — andres Land" —

„Und welches?" fragte Raimond.

„Andre Sprache — ich verstehe nicht — Gott — ja — Spanien — !!"

„Allerdings," war die Antwort, „was weiter?"

„Berge — Schnee — grün — dunkel — verworrnes Gebäude — ein Weib — ich — kann sie nicht — sehen — verhüllt — Nonne" — —

Jetzt war es schwer zu erkennen, welcher von beiden, ob Raimond oder Alexis, sich in einem heftiger aufgeregten Zustande befand. Einer Leiche gleich stand ersterer da, als der Somnambule nach einer großen Pause das Gesicht mit den Händen bedeckend kaum vernehmbar flüsterte: „Und noch einer ist ermordet" —

Was Alexis sonst noch sagte war zu undeutlich, zu schwankend; eine klare Auffassung schien ihm nach dieser übermäßigen Anstrengung nicht mehr möglich; vielleicht hatte

Raimond ihn auch nur allein ganz verstanden. Langsam, wie vernichtet, riß er sich los und suchte eines der entferntesten Zimmer auf.

Die Gesellschaft hatte im Ganzen dem eben Erzählten viel weniger Aufmerksamkeit geschenkt als man erwarten sollte, was jedem erklärlich, der ähnlichen Sitzungen in Paris beiwohnte. Der Cirkel war viel zu zahlreich, um das nahe Hinzutreten Aller zu erlauben. Viele hegten nicht einmal den Wunsch, da sie nach ihrer moralischen Ueberzeugung von Gaukelei sich kaum die Mühe gegeben hätten sich in der Gesellschaft einzufinden, zöge sie nicht von vorn herein ein ganz anderes Interesse an, sei es eine Amts- oder Herzensangelegenheit, beides die Haupthebel zur Constituirung einer pariser Soiree. Außerdem aber war Alexis Individualität der Art, die Alleraufmerksamsten eben so schnell zu ermüden und zu entfernen, als die Neugier sie herangezogen hatte. Seine abgebrochenen Phrasen, fast nur einzelne Worte zu nennen, kurz, schnell, undeutlich, lispelnd, murmelnd ausgestoßen, waren für den Zuhörer höchst ermattend; wer nicht von der Wahrheit staunend betroffen ward, mischte sich bald wieder unter die ferner Stehenden.

Auf diese Weise hätte sich Raimond nach und nach in seinem flüsternden, geheimnißvollen Dialog, der wohl eine gute Stunde gewährt hatte, mit Alexis wahrscheinlich allein im Mittelpunkte dieser Menge befunden, wäre nicht durch den Ausruf „Spanien" ein Mann, gleich Raimond von gesetzten Jahren, aufmerksam geworden. Ob es Raimond bewußt war, daß dieser immer näher rückte und allein an

dem was vorging Antheil nahm, wäre schwer zu bestimmen. Bevor Raimond das ferne Zimmer, wohin er sich zurückgezogen hatte, verließ, trat der Spanier zu ihm mit der gleichgültigen Frage: „Sind Sie lange in Spanien, meinem Vaterlande gewesen?"

„Nein," war die Antwort, „nur sehr kurze Zeit. O! ich ging mit frohem Herzen hin, mit jugendlicher Lust, mich durch Veränderung, durch Neues zu ergötzen, aber ein großes Unglück trieb mich gleich einem Verbrecher von dannen. Dieser Hellsehende führte mich nach Jahren zuerst wieder dahin zurück und weckte das längst Vergangene, gleich Geistern der Entschlafenen."

„So halten Sie es möglich," fragte der Spanier seinerseits betroffen, „daß dieser Alexis die Fähigkeit besäße längst Vergangenes, Fernes klar zu erschauen?"

„Ich habe es diesen Abend erfahren." —

Unausgesprochen zeigten des Spaniers lebhafte Blicke den Wunsch Näheres zu erfahren, doch schwieg er davon. „Allerdings," entgegnete er, „ist Vieles in den Antworten dieser räthselhaften Wesen, was wir unerklärbar nennen müssen, aber sicher ist auch in unserer Art zu fragen oft ein Leitfaden für sie, noch sicherer sind ihre Antworten nicht immer richtig."

„Nicht immer," sprach Raimond halb leise, fast mehr zu sich selbst, als zu dem Spanier, „nicht immer. Nein, ich habe sie gewiß nie gesehen, die diese Locke einst von ihrem Haupte schnitt und doch betheuerte er es; sonderbar, höchst sonderbar!!"

„Darf ich es wagen," begann der Spanier, „Sie um nähere Bekanntschaft zu bitten? Auch ich bin nicht ganz ungläubig in Bezug auf Somnambulismus und auch mich hat diesen Abend mancherlei betroffen. Ich wäre einem Gleichgesinnten dankbar, wenn er bei mehr Muße und weniger Gemüthsbewegung in fernere Erläuterungen darüber mit mir eingehen wollte. Hier ist mein Name und meine Wohnung, vielleicht lockt Sie einmal ein Spaziergang dahin; Sie sind einer guten Aufnahme gewiß."

Raimond las auf der Karte, indem er sie zu sich steckte, den Namen Henriquez, und versprach von der Einladung einst Gebrauch zu machen. Man trennte sich unmittelbar.

Ein Rechtsfall in Granada.

Nein länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht.
Schiller.

In der nördlich in Spanien gelegenen Provinz Galizien lebte vor beinahe fünfzig Jahren unfern der Stadt St. Jago da Compostella eine Familie von altem Adel und alten reinen Sitten. Jedes Mitglied der männlichen Linie ward seit undenklichen Zeiten als ein ächter Hidalgo im besten Sinne des Worts angesehen, jede Frau als der Spiegel aller Sittsamkeit und Tugend; der Stolz war bei diesen hoch begabten, reinen Menschen nicht lächerlich. Bevor das Schicksal die jüngeren unter ihnen nicht mit denen in Verbindung gebracht hatte, die mit Verbrechen eitle Spielerei trieben, kannten sie das Verbrechen nicht, denn sorgfältig hatte man in ihrer Gegenwart vermieden dergleichen zu erwähnen. Dieses ist besonders auf die sechszehnjährige Mariquita zu beziehen, die nach damaliger strenger spanischer Sitte nur Gehorsam und Ergebenheit kannte. Als daher die Mutter sie benachrichtigte, daß sie das Glück hätte von Don Ribenzos di Gorteja zur Gattin begehrt zu sein, beugte sie sich demüthig erröthend.

Zu widersprechen konnte ihr nicht einfallen; kannte sie doch kein Beispiel, daß den Eltern nicht die freie Wahl eines Lebensgefährten für ihre Töchter gestattet wäre. Die Mutter setzte hinzu, daß Don Gorteja, obgleich fremd und kaum bekannt in Galizien, wegen seines Reichthums die Augen vieler Mütter auf sich gezogen hätte, die ihn als Gatten für ihre Töchter wünschten. Schon nach sehr kurzer Zeit ward das Ehebündniß vollzogen. Als sich Mariquita später frei gestand, welcher Art der Eindruck war, den sie empfand, als sie den ersten Blick auf denjenigen warf, den man ihr als ihren künftigen Gemal vorstellte, so war er zweifach. Don Gorteja war jung, schön, von altem Adel, unterrichtet, geistreich, vermögend und so mußten sein edler gewandter Anstand, sein elegantes Wesen, seine leichte Art sich auszudrücken dem jungen unerfahrenen, auf dem Lande still erzogenen Mädchen imponiren und dennoch fehlte diesen schönen Zügen der Ausdruck reiner Offenherzigkeit, wahrer, tief gefühlter Liebe, von der er für sie entbrannt sein sollte, die ihn allein bei seiner Wahl geleitet hätte nach der Versicherung der Mutter. Mariquita war nicht eigentlich schön zu nennen, aber der anmuthige Nationalcharakter belebte auch ihre Physiognomie.

Nachdem die jungen Eheleute die Flitterwochen in Mariquitas Heimath verbracht hatten, verließen sie dieselbe, um von nun an ein Stammschloß Don Gortejas in Andalusiens reizenden Gefilden zu bewohnen. Er hatte diesen Zauberfleck der Erde mit sinnigem Kunstverstand noch an Anmuth zu erhöhen gesucht und so war es bei seiner vorläufigen Sorg-

falt für seine junge Gattin natürlich, daß sie in dem süßen Wahne ewigen Glückes fortlebte.

Don Gorteja war im Vergleich zu seinem Vaterlande überhaupt und zu seiner Provinz insbesondere sehr aufgeklärt zu nennen, aber mit Entsetzen entdeckte Mariquita im Laufe der Zeit, er sei es nur zu sehr in Bezug auf die alleinseligmachende Kirche. Von diesen seinen zu freien Gesinnungen, die er nicht mehr verbarg, erhielt sie den traurigsten Eindruck. Sie war in den streng orthodoxen Lehren des heiligen römisch-apostolischen Stuhls erzogen, die kleinste Abweichung hiervon oder von dem Rathe des Beichtvaters ward bei den ihrigen als das größte Verbrechen angesehen. Offenbar hatte Don Gorteja die größte Verstellung gebraucht, um seine wahren Gesinnungen vor Mariquitas Familie zu verbergen. Gewiß hätte sie sich von dem Moment, in dem sie diese Spaltung zwischen sich und ihrem Gemal entdeckte, um nichts in der Welt so ernst beschäftigt, als um seine Bekehrung, sollte sie nicht ein neuer Kummer erfassen.

Schon war sie mehr als ein Jahr vermält und noch hatte sie keine Hoffnung Mutter zu werden. Die Religion, in der sie allein gewohnt war Trost zu finden, kam ihr auch dieses Mal zu Hülfe. Nicht so stand es um Don Gorteja. Als das zweite Jahr bereits ohne Hoffnung auf einen Leibeserben verflossen war, ward er von so ernstem Trübsinn befallen, daß, unerachtet der Jugend seiner Gattin und ihrer, im Vergleich gegen die seinigen, viel geringeren Geistesgaben, sie es wagte ihm mit scharfen Worten Vorstellungen zu machen; dann lenkte sie ein und bedeutete ihm, daß Er-

gebung die erste Christenpflicht sei; sündhaft sei es gegen die Religion und gegen Gott, sich nicht in dessen hohe Rathschlüsse, wenn sie uns auch für den Augenblick hart träfen, willig zu fügen. Sie sei, setzte sie hinzu, gewiß die erste, die sich hoch beglückt fühlen würde einem Wesen das Leben zu schenken, welches das Zeugniß inniger treuer Verbindung zweier liebenden Herzen wäre, aber vor dem Willen des Allmächtigen beuge sie sich ohne Murren.

Wie groß war nicht ihr Erstaunen und Entsetzen, als Don Gorteja lästerhafte Reden hielt, für ein junges, tugendhaftes Weib so niederschlagend als demüthigend. Ohne Vorbereitung gestand er ihr, daß die Ursache, warum er so sehnlichst einen Sohn erwarte, keineswegs der Wunsch sei ein geliebtes Pfand ihrer Verbindung zu besitzen, nicht einmal der natürliche Wunsch einen Erben seines Namens zu lassen, sondern einzig die Absicht dereinst sein Vermögen einem jüngeren Bruder zu entziehen, den er hasse und dem er es in Ermangelung eines direkten Erben lassen müsse, da alle Güter Majorate wären. Um die Schmach zu vermehren, welche die unglückliche Mariquita durch dieses Geständniß erlitt, fügte er noch hinzu, daß allein dieser Wunsch, den ihm verhaßten Bruder des Vermögens zu berauben, ihn zu dem Entschluß führen konnte eine Verbindung vor dem Altare zu vollziehen. Stets hätte er diese Handlung als die größte Ungerechtigkeit angesehen, welche die menschlichen Gesetze über die freie Creatur Gottes ausübten.

Der unglaubliche Abscheu, der sich Mariquitas bei solcher Aeußerung bemächtigte, ist mit Worten nicht zu schildern.

Welchem kalten Herzen, welchem sophistischen Geiste, welchen atheistischen Principien war sie aufgeopfert worden!! — Nicht von Liebe, nein, allein von Haß war der Mann geleitet, dem sie sich mit offner Treuherzigkeit, unschuldig reinen Sinnes übergeben hatte. Sie fühlte ihr Blut in den Adern stocken, das Wort erstarb auf ihren Lippen, ein Marmorbild konnte lebend neben ihr scheinen.

Auf ewig war durch dieses schauderhafte Geständniß alle wahre Liebe für den Gemal bei Mariquita erloschen. Alle Täuschung war verschwunden und mit verödetem Herzen begann ein langes trübes Leben, wo jeder kommende Morgen das Bewußtsein eines unerfreulichen Daseins von neuem weckte. Schon fühlte sie, daß ein geliebtes Wesen zu verlieren nicht zum größten Mißgeschick zu zählen sei, aber „Wehe, wehe," rief sie, „da verachten zu müssen, wo man mit warmem Herzen liebte und vertraute!" Welche gräßliche Wahrheit entfaltete sich plötzlich vor ihr; sie, die man ein unwissendes, schwaches Wesen nennen konnte, nicht ahnend es könne im Leben zweierlei Ansichten über Unschuld, Tugend, Wahrheit, Religion geben, sie war betrogen. Nach jenem traurigen Geständnisse ihres Gatten konnte sie lange nicht den leisen Schauder der Glieder verbergen, so oft er sich ihr nahte, und nur nach Jahren verstand sie erst, daß ihm diese Abneigung willkommen war, ja daß er sie absichtlich herauf beschworen hatte. Erst als eine rächende Vorsehung ihre Blitze niederschleuderte, verstand sie die höllischen Ränke, mit denen man sie umstrickt hatte.

Von ihrer Mutter in den strengsten Principien der größ-

ten Ergebenheit in den Willen des Eheherrn erzogen, erschrak sie, als sie ihre Gefühle für Don Gorteja in diesem Grade erkalten sah. Die Arme, anstatt sich zu beklagen, klagte sich an, machte sich selbst Vorwürfe, bemühte sich um Selbstbetrug und, indem sie Liebe heuchelte, hoffte sie Belebung für die verdorrte Pflanze. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie Don Gorteja die Sache ganz anders nehmen sah. Er blieb höflich, aber zurückhaltend kalt. Durch Unterwürfigkeit, Sanftmuth, ja selbst durch Zärtlichkeit, zu der sie sich zwingen wollte, hoffte sie sein Herz zu bessern Gefühlen zurück zu bringen, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, aber vergebens. O! man muß mit einem Herzen, das nach wahrer reiner Liebe schmachtet, so viel Erniedrigung erfahren haben als die unglückliche Mariquita, um die tödtlichen Wunden zu verstehen, die des Gatten Betragen ihr stündlich schlug. Er liebkoste jedes Bauernkind, seinen Hund, sein Pferd, er hatte kein freundliches Wort, keinen Blick für sie und dennoch blieb sie scheinbar heiter. Feierlich hatte sie es der heiligen Mutter Gottes gelobt. Nach innen zerknirscht von der Last des zerreißenden Grams, den brennende Thränen nicht mildern konnten, beschäftigte sie sich nach außen auf gewohnte Weise.

Indem nun ihr trauriges Leben still und unbemerkt dahin floß, da niemand ihre schmerzliche Lage kannte, vernahm sie mit Gleichgültigkeit die Nachricht, daß sie bald einen Gast beherbergen solle. „Es ist ein Priester," sagte Don Gorteja. „Er war mein lieber treuer Freund, als wir beide in Salamanca studirten und wer weiß, ob wir nicht einen zukünfti-

gen Cardinal bei uns aufnehmen. Er ist in jeder Hinsicht ausgezeichnet; geistreich, gelehrt, schön und angenehm, würde ich ihn verführerisch nennen, wüßte ich nicht, daß man sich nicht vor Euch, Donna, also über einen Diener der Kirche ausdrücken darf."

„Gedanken sind frei und Gottesfurcht oder Gottlosigkeit lassen sich nicht gebieten," entgegnete Mariquita, „doch dürfte man allerdings nicht mit Frivolität in meiner Gegenwart von einem Diener des Herrn reden, beachtete man meine Wünsche."

„Werdet nicht ungehalten," erwiderte Don Gorteja fast entgegenkommend sanft; doch war dieser Anhauch des Bessern nur einem Irrlichte zu vergleichen, das im Entstehen schon wieder schwindet. Ernster und abgemessener setzte er hinzu: „Denket stets daran, Donna, daß der Vater Anastasius mein lieber Freund ist, dem man mit der größten Zuvorkommenheit begegnen soll."

Am folgenden Morgen war Anastasius im Schlosse angelangt.

Trotz ihrer Unschuld und Unerfahrenheit fürchtete die junge Frau die Gegenwart eines dritten, wo so wenig Einklang herrschte und später erkannte sie nur zu gut, daß ihr Instinkt richtig war, aber in jenen Tagen, in denen ihr die schreckliche Zukunft noch verschleiert lag, fing sie nach und nach an sich zu des Vater Anastasius Gegenwart Glück zu wünschen.

Don Gorteja hatte nicht zu viel von Anastasius gesagt, als er ihn angenehm, geistreich, schön und liebenswürdig

nannte. Nicht allein daß seine Unterhaltung heiter und ehrfurchtsvoll war, sie war auch belehrend und täglich erkannte Mariquita wie bedeutend er auf ihre schwachen Kenntnisse wirkte. Bald schien auch ihr Gatte unter dem Einfluß des Freundes vortheilhaft verändert. Er, der ihr noch kurz vor Anastasius Ankunft nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, er, der obgleich er sie immerwährend seine Ueberlegenheit an Kenntnissen fühlen ließ, sich niemals die Mühe geben mochte, sie zu belehren, er rieth ihr jetzt dringend Anastasius Gegenwart für ihre Ausbildung zu benutzen. Solcherlei Rath fand lebhaften Anklang in dem jungen Gemüthe und bald war Mariquita Anastasius gelehrige Schülerin.

Zuweilen befragte sie sich um die Ursache der Gleichgültigkeit, des ruhigen Zutrauens ihres Gemals, ob er auf ihre unerschütterliche Tugend rechne? — Ja, er hätte darauf rechnen können, hätte er nicht selbst alle Mittel zum Gegentheil angewandt. Noch glaubte sie Anastasius nur als Priester zu ehren, als sie schon von der Flamme der heißesten Liebe entbrannt war.

Seit der Ankunft des Gastes, der nun schon viele Monate bei ihnen eingebürgert war, hatten die Eheleute nie einen Augenblick allein zugebracht und somit hatten keine Unterhaltungen mehr über ihre Kinderlosigkeit, wie früher, stattgefunden; um so unerwarteter war es für Mariquita, als sie sich eines Abends, und zwar in Anastasius Gegenwart, zu einem Gespräche veranlaßt fühlten, dessen Inhalt das Glück oder Unglück war Familie zu besitzen oder zu entbehren. Es befremdete sie über alle Beschreibung, als

Anastasius, obgleich ein Geweihter der heiligen römischen Kirche und zugleich in Kenntniß ihres Grams ohne Kinder zu sein, mit unglaublicher Lebhaftigkeit, ja mit Unziemlichkeit von dem entsetzlichen Unglück sprach, einst von dieser Erde scheiden zu müssen, ohne einem sich selbst ähnlichen Wesen das Leben geschenkt zu haben. „Wie sollte ich nicht," rief er aus, „die in der Ehe Vereinten beklagen, wenn der Schöpfer ihnen versagt, was ein Segen bringendes Gesetz heiligt, da ich uns arme Priester beklage, die ein barbarisches Gesetz, lange Jahre nach dem Erdenwandel unsers Heilands gegen seine Lehren von Menschen ersonnen, auf die grausamste Weise des einzigen wirklichen Glückes auf Erden beraubt! Ja, es ist ein Glück, eine Wonne, Kinder zu besitzen, ja, wir fühlen es instinktmäßig alle von Jugend auf und bin ich gleich ein Geweihter des Altars, den man noch als unmündigen Knaben den Eid der Keuschheit ablegen ließ, so glaube ich dem ungeachtet den Schöpfer edler als die Menschen, den Ruf der Natur heiliger als das Gesetz und, wenn ich dieses übertrete, dereinst sichere Vergebung in einer bessern Welt."

Mariquita verstummte, die gewöhnliche Folge zu heftig erschütterter Gefühle. Wie hätten Worte den entsetzlichen Kampf ihres Innern ausdrücken können? — Wußte sie ja kaum, ob sie Anastasius verstand! Bald zog sie sich zurück, um sich ungestörter ihren Gedanken überlassen zu können, vor denen sie selbst erschrak. Anstatt, wie sie es vor kurzem sicher noch gethan hätte, niederzuknien und vor dem gekreuzigten Heilande Vergebung zu erflehen für die Sünde solcherlei Frevel ruhig mit anzuhören, überließ sie sich schwär-

merischem Nachdenken. Sie schwankte schon und ahnte es noch nicht.

Gleich den folgenden Morgen, nachdem sie die Nacht in Fieberträumen verbracht hatte, zeigte ihr Don Gorteja mit wenigen Worten seine nahe Abreise an und als Beweis, daß er auch darauf bedacht sei ihr Vergnügen zu machen, fügte er hinzu, daß er Anastasius ersucht hätte ihr während seiner Abwesenheit Gesellschaft zu leisten und daß er sie dringend bäte ihm durch Heiterkeit und Zuvorkommenheit den Aufenthalt zu verschönern. Hätte sie die Nachricht, unter der Obhut eines Kirchendieners zu stehen, zur Zeit empfangen, als ihre Gedanken noch der Unschuld und der Gottesfurcht allein geweiht waren, so wäre ihr nichts willkommener gewesen, denn die Kirche und ihre Diener zu verehren war bis dahin ihr alleiniges Streben; jetzt war es anders. Die Unglückliche fühlte die Gefahr. Mit Heftigkeit widersetzte sie sich dem Vorhaben ihres Gemals und im schmerzlichsten Kampfe mit sich selbst, zitternd, indem sie das glühende Antlitz verschämt mit beiden Händen bedeckte, gestand sie ihm, daß Anastasius ihr nicht mehr gleichgültig sei. — Alles, was sie bis dahin vernommen hatte, war unbedeutend im Vergleich zu dem, was jetzt zu ihren Ohren drang. — — Kalt und ruhig entgegnete Don Gorteja: „Und warum erschreckt Ihr vor dieser Neigung zu Anastasius, da sie mich nicht erschreckt? — Ihr liebt ihn? desto besser, ich wünsche Glück dazu, denn ich weiß es, er theilt Eure Empfindungen. Was mich betrifft, so gestand ich Euch schon, daß ich Euch nie geliebt und daß meine Vermälung einzig die Enterbung

meines Bruders zum Zwecke hatte. Nie hätte ich mich zu der Ehe entschlossen, hätte ich Kinderlosigkeit möglich gehalten. Der Himmel wollte meine Wünsche nicht erhören: so sind wir frei gegen einander, wenn wir uns darüber verständigen. Möge Anastasius Euch glücklicher machen als ich."

Ob er noch mehr hinzufügte blieb ihr unbekannt, denn sie sank bewußtlos nieder. Als sie die Augen wieder öffnete, befand sie sich auf einem Ruhebette, umringt von ihren Frauen. Don Gorteja war bereits abgereist. Sie hatte unglaubliche Mühe sich dessen zu erinnern, was jüngst vorgegangen war und sichtbar waren ihre Gedanken von einem dichten Schleier umhüllt; plötzlich zerrissen die Nebel; aufs neue fühlte sie das Blut in ihren Adern rinnen, heftig fuhr sie mit der Hand nach der Stirn, die Erinnerung zersprengte die Eisdecke, die sie umfangen hielt, sie stieß einen lauten Schrei der Verzweiflung aus und fiel abermals in völlige Bewußtlosigkeit.

Eine lange Krankheit folgte dieser Katastrophe, worin das Bewußtsein des Vergangenen nur selten unklar aus der Dunkelheit auftauchte; fast hatte sie sogar die Namen Don Gortejas und des Anastasius vergessen. Gleich einem schwachen Lichtstrahl zitterte der Gedanke zuweilen durch ihren fieberkranken Kopf, doch war jede Helle sogleich wieder verschwunden und abwechselndes Lachen und Weinen, der öftere Ausruf „Nein, es war ein Traum!" ließen auf Geisteszerrüttung schließen.

Dieser Zustand hatte schon geraume Zeit gewährt, als die erste Kammerfrau sie eines Tages mit den Worten an-

redete: „Und der Vater Anastasius, darf er nicht erscheinen?“

„Und warum nicht?“ antwortete sie in völliger Vergessenheit des Vergangenen.

„Weil ich,“ entgegnete die andere, „ihn während der Genesung der gnädigen Donna schon oft gemeldet, ohne seinen Zutritt zu erhalten; und er zeigte doch die reinste Theilnahme. Tag und Nacht verbrachte er vor dem Krankenzimmer, in Thränen gebadet, so oft er die gnädige Donna geistesabwesend sah und sie ihn nicht erkannte, wenn er Stunden lang vor ihrem Bette saß.“

Dieses Fieber, welches sie wie ein Blitzstrahl getroffen und welches in Geisteszerrüttung ausgeartet war, veränderte Mariquitas ganzes Wesen. — Sie genas, aber sie blieb schwach. Weich, sanft, zärtlich bedurfte sie der Pflege, der Liebe. Sie vergaß Don Gorteja zu hassen, denn sie vergaß ihn selbst, sie vergaß die Kirche, um allein noch Anastasius zu sehen, fortwährend an ihn zu denken; — — sie leistete seinen heißen Wünschen keinen Widerstand mehr. — — —

Don Gorteja kehrte zurück und erkannte im Laufe der Zeit die nicht mehr zu verbergenden Folgen der Vertraulichkeit zwischen Mariquita und Anastasius. Das Gelingen seines verabscheuungswürdigen Planes machte ihn desto glücklicher, aber wie wäre Mariquitas Entsetzen zu schildern bei der schauderhaften Entdeckung, daß sie den Ränken zweier Ungeheuer geopfert ward. Gräßlich, himmelschreiend, stellte es sich heraus, daß man sich eines edlen tugendhaften Weibes als eines niedrigen Instruments bedient hatte. Sie, die sich

Anastasius nur aus Liebe ergeben hatte, sie erwachte zum zweiten Male zur Erkenntniß einer schauderhaften Wahrheit. Von dem Tage, an welchem Don Gorteja seinen teuflischen Plan gelungen sah, verschwand Anastasius, ohne sie von seiner Abreise zu benachrichtigen. Sie verbarg sich nicht allein nicht vor Don Gorteja, sondern sie forderte von ihm mit lautem Schreien den Vater ihres Kindes, den sie von ihm bei Seite geschafft wähnte. Wüthend hielt er ihr den Dolch über die Brust, mit Ermordung drohend, wenn sie je verriethe, was vorgefallen.

O! endlich, endlich ward ihr alles klar und ihr Abscheu vor Anastasius, dem verbrecherischen Priester, verdrängte ihre Abneigung gegen Don Gorteja. Für diesen hatte sie ja eigentlich nie die reine Flamme der Liebe empfunden, für Anastasius war sie dagegen so warm, so wahr entbrannt, daß in diesem glühenden südlichen Herzen, sobald sie bei dem Geliebten Betrug entdeckte, der wüthendste Haß aufkeimte und schon damals verstand sie, daß ihr keine Art von Rache jemals zu schrecklich scheinen würde, wenn ihn die Vorsehung ihr je wieder zuführen sollte. Rache! Rache! war ihr einziger Gedanke und, wie gesagt, obschon beide Männer gleich strafbar waren, so verzieh sie Don Gorteja, dem weltlichen Cavalier, den sie nie leidenschaftlich geliebt hatte, leichter als Anastasius, dem heiligen, frevelnden Priester, dem sie mit der heißesten Neigung ihre Tugend geopfert hatte. Der Gemal hatte sich vergangen, aber der Geliebte hatte sie betrogen. Diese Wunde schmerzte tiefer, der Haß gegen diesen ward wüthender.

Die große Sorgfalt und Liebe, welche Don Gorteja demnächst ihrem Sohne spendete, sobald dieser das Licht der Welt erblickte, ließ sie zuweilen vergessen, daß er nicht der Vater war und so entwickelte sich das Rachegefühl gegen Anastasius stets heftiger.

So sehr Don Gorteja seine Gattin bis dahin vernachlässigt hatte, so entgegenkommend, dringend liebevoll ward er seitdem und da sie, überwältigt von Mutterliebe, Dankbarkeit empfand für die Güte, die er ihrem Kinde bewies, kam es nach und nach wieder zur Annäherung zwischen den Eheleuten.

Mehrere Jahre waren bereits verflossen, seitdem Anastasius Sohn geboren und Don Gorteja vor der Welt der glücklichste Gatte und Vater schien, als Mariquita in der That auch ihn zum glücklichen Vater eines Sohnes machen sollte. Glücklich? — nein — die Nemesis hielt Gericht und alle Geister der Hölle triumphirten ob ihrer Beute! — — Wie wäre sein Entsetzen zu schildern? Er, dem bis dahin der Schein genügte, den ein schauderhaftes Verbrechen nicht zurückgeschreckt hatte seinem Hasse Genugthuung zu verschaffen, er war in seiner eignen Schlinge gefangen. Dieser Sohn des Anastasius, den er sich durch die niedrigsten Beweggründe verleitet fühlte sein zu nennen, dieser Bastard mußte jetzt Erbe seines Namens und des bedeutenden Majorats werden, sein wirklich Erstgeborner, der Sprößling seines Blutes, für den gegen sein Vermuthen die reinste Vaterliebe in ihm erwachte, ward, als der zweite geboren, aller seiner Rechte beraubt. Seine Qualen wuchsen stündlich und schon

erbebte Mariquita, welche beide Kinder gleich zärtlich liebte, den stolzen leidenschaftlichen Charakter ihres Gatten endlich begriff und ihm mißtraute. Sobald sie sich zum zweiten Male Mutter werden fühlte, ahnte sie neues Unglück. „Nein," rief ihr eine innere Stimme zu, „er wird es nimmermehr ertragen, daß ein Fremder Vorzüge genießt, die dem Sohne seines Blutes geraubt sind; er kennt keine Resignation und muß er sich gleich selbst als Mörder seines Glücks anklagen, so wird er nur seiner Leidenschaft fröhnen und Eigendünkel und Stolz werden ihn bis zu dem Wahne verblenden, er habe ein Mittel zur Rettung erdacht."

Das Unglück hatte auch ihr endlich jenen bedingten, mißtrauenden, aufhorchenden Verstand verliehen, der den Schlag erräth ehe er trifft. Der erste Blick, den Don Gorteja abwechselnd auf seinen Sohn und wieder auf den Sohn des Fremden warf, überzeugte sie, daß es auf ewig um das Wohl des letzteren geschehen sei. Von Tag zu Tag ward der Horizont düsterer, Don Gorteja tiefsinniger.

Endlich getrieben durch Verzweiflung, durch Stolz verblendet, mit Zuversicht auf das Ansehen vertrauend, welches Rang und Vermögen ihm geben müßten, wie er wähnte, entschloß er sich, ohne Mariquita zu Rathe zu ziehen, zu dem allergefährlichsten Schritte und stürzte hinab in den Schlund des Verderbens.

Er, der der Gattin mit dem Dolche auf der Brust gedroht hatte im Falle sie an Verrath dächte, er entschloß sich zur eignen Anklage. Nachdem er Jahre lang hinterlistig, verschlossen, heimlich aus Tücke ohne ernste Ursache war,

handelte er zum ersten Male in seinem Leben mit Offenheit grade da, wo die Verschwiegenheit des Grabes ihn allein retten konnte.

In aller Form legte er seine juristische Aussage bei dem geistlichen Gerichte zu Granada nieder; dieses übergab die Sache sogleich dem Gericht der Rota, von welcher das Verdict „schuldig" zurück kam.

Unbeschreibbar bleibt das Entsetzen, als beide, Don Ribenzos da Gorteja und seine Gemalin Donna Mariquita Ribenzos da Gorteja, vor das Gericht geladen wurden, um vereint mit Anastasius, den Don Gorteja auf ewig fern von Europa wähnte, verhört zu werden. Der unglückliche Don Gorteja, der zu spät erkannte, daß man keine Rücksicht auf sein Ansehen nehmen würde, wollte plötzlich das Factum leugnen und sich durch scheinbare Tollheit retten, aber das Gericht war nicht zu betrügen. Mit Schauder vernahm er folgenden gräßlichen Ausspruch: „Don Ribenzos da Gorteja wird in Ketten zu zehnjährigen Präsidien in Afrika verurtheilt, mit Retention; Anastasius zu zwanzigjähriger Verbannung nach den Philippinischen Inseln unter der Oberaufsicht des Erzbischofs von Manilla. Donna Mariquita Ribenzos da Gorteja wird in Rücksicht darauf, daß sie zu dem Ehebruch, dessen sie sich schuldig gemacht, von dem eignen Gatten verleitet ward, daß ihr Betragen vor- und nachher vollkommen moralisch, christlich-katholisch war, mit Nachsicht behandelt; sie muß aber dem ungeachtet Buße thun und also den Rest ihres Lebens im Kloster der Verkündigung zubringen. Sie muß die Ordenskleider anlegen,

darf aber im Klostergebäude eine weltlich, ihrem Range gemäß eingerichtete Wohnung erhalten. Der Sohn Anastasius, der Bastard, darf nur den allernothwendigsten Lebensunterhalt bekommen, der Sohn Don Gortejas tritt in alle Rechte des Majorats."

Der Ausspruch, ihr unglückliches Dasein für immer in den Klostermauern zu verbergen, war Mariquita willkommen. Wozu hätte ihr Freiheit genützt? niemals hätte sie sich wieder vor der Welt zeigen mögen, niemals vergessen können, daß ihr Sohn öffentlich mit dem Namen Bastard gebrandmarkt und aller Güter beraubt ward. Unmöglich ward es ja von nun an die Kinder unter ihren Augen und ihrem Einfluß als Brüder aufwachsen zu lassen und so ward Trennung nothwendig.

Mariquitas Familie hätte nach ihren strengen Sitten und Ansichten nicht für alle irdischen Güter den Bastard bei sich aufgenommen, desto bereitwilliger empfing die Mutter den mit allen Würden und Gütern reich ausgestatteten Sohn Don Gortejas.

Für den Sohn Anastasius schnitt die arme verstoßene Mariquita eine schwarze Locke vom wallenden Haupthaar als Andenken seiner scheinbar verstorbnen Mutter, sandte ihn fern von sich zur ewigen Unkenntniß seiner Geburt und wollte ihn nie wieder sehen. Ein blinder Instinkt flüsterte ihr zu, nur wenn sie das Kind zu vergessen suche, würde ihr vielleicht noch einst die Rache an dem sündlichen Vater gelingen.

Die Hölle trug den Sieg davon.

Rache.

Im Auslande lacht man über diese Propheten; wie denken Sie darüber?

Ich weiß nichts darüber zu sagen; ich sehe oft das Wunder vor meinen Augen, daß diese Menschen Dinge wissen, die keiner auf dem natürlichen Wege erfahren kann.

Tieck, Aufruhr in den Cevennen.

Dieser so eben mitgetheilte Rechtsfall hatte sich in Spanien schon vor mehr als zwanzig Jahren zugetragen, als er Raimond, einem damals jungen, angehenden französischen Rechtsgelehrten bekannt ward. Rechtsfälle nachzusuchen, zu untersuchen war die belehrende Pflicht seines Amtes, von angeborner Neigung gespornt. Ob dieser einzelne Fall oder noch andere Fälle ihn, bei seinen fortgesetzten Studien spanischer Gerichtsbarkeit, zu dem Wunsche verleiteten das Land zu bereisen, wo die Gerichtsbarkeit der französischen so schnurstracks entgegengesetzt war und so mannichfaches Interesse versprach, oder ob bloße jugendliche Neigung zum Ortswechsel ihn dazu veranlaßte, ist hier gleich. Hören wir jetzt, wie es ihm ferner erging, wie das längst Vergangene sich damals allmählich in sein Leben mehrfach verflocht.

Nach jenem Abend, an dem wir Raimond, nun schon einen Mann von gesetzten Jahren, höchst betroffen aus der Gesellschaft sich zurückziehen sahen, in der Alexis Mißtrauende

und Vertrauende gelassen hatte, finden wir ihn bei vorgerückter schöner Jahreszeit eines Tages nachsinnend eine Karte von seinem Spiegel nehmen.

„Henriquez?“ sagte er halb fragend, „richtig, es ist der Spanier, der gleich mir durch Alexis erstaunt, mich um nähere Bekanntschaft bat; und er wohnt?“ Nun erst den Wohnort bemerkend, verleitete ihn die schöne Spazierfahrt und der gewöhnliche Hang von Männern seines Faches neue Verhältnisse anzuknüpfen. Bald war ein Wagen angeschafft und Raimond rollte auf dem Wege zu einer der anmuthigsten Gegenden um Paris. Das gesuchte Haus war leicht gefunden, die Aufnahme gastfreundlich, jedoch das ganze Wesen seiner Wirthe nach spanischem Nationalcharakter ernst. Der Gast verstand bald, daß die ganze Familie nur aus dem schon erwähnten Henriquez bestand und aus einer sehr bejahrten Dame, wohl über achtzig Jahre alt, die sich wenig in das Gespräch mischte und bei der sich nebst dem Ernst auch ein unverkennbarer Trübsinn kund that; bei Henriquez dagegen hatte sich zu dem angebornen Ernst auch französische Offenheit gesellt, welche er, als das Gespräch im Laufe des Tages zufällig darauf sich richtete, durch seinen längeren Aufenthalt in Frankreich erklärte.

„Wir verließen Spanien als ich im Jünglingsalter stand, da mag allerdings der Lauf der Jahre seinen Einfluß an mir geübt haben, sonst ist im allgemeinen der Stempel des Nationalcharakters bei den Völkern nicht abzuleugnen.“

Da diese Ansicht mit der des Gastes übereinstimmte, so ward bald ein reichhaltiger Ideentausch über diesen Gegen-

stand entwickelt und sehr bald fühlte sich Raimond entschieden zu seinem Wirthe hingezogen.

Nicht mit ähnlicher Offenheit hätte er sogleich seine Meinung vor jedem Fremden ausgesprochen, aber die liebenswürdige Gastfreundschaft, vereint mit der ausgezeichneten Persönlichkeit des Henriquez, schuf diese beiden Männer in kurzer Zeit fast zu Freunden und so lebhaft war bei beiden der Geschmack sich über vielerlei zu besprechen, daß nach und nach eine öftere Zusammenkunft Bedürfniß geworden war. Wir finden nach Monden den französischen Rechtsgelehrten eines Abends als gewohnten Hausfreund bei dem Spanier. Sie hatten auf der Terrasse Platz genommen und waren abermals auf ihr oben erwähntes Thema der Verschiedenheit der Nationalcharaktere zurückgekommen.

„Als Rechtsgelehrter," begann Raimond, „der ich stets die Ursachen sich kund thuender guter und schlechter, edler und unedler Thaten zu ergründen suche, habe ich die sichersten Beweise für den Unterschied der Nationalcharaktere erhalten, diesen Unterschied, der sich auf keinerlei Weise so lebhaft als in Criminalfällen kund thut. Wenn sich auch leider nur zu gewiß aller Orten Verbrechen erneuern, so ist es doch höchst merkwürdig zu erkennen, daß, wenn in manchen Ländern gewisse Anregungen zu Missethaten wenig oder gar nicht stattfinden, dieselben in andern Ländern die Haupttriebräder aller Zerrüttung ausmachen. Nachdem ich mich lange Jahre mit Nachforschungen über Rechtsfälle beschäftigte, bin ich z. B. zu der sichern Kenntniß gelangt, daß in Frankreich die meisten Verbrechen aus Habsucht verübt wer-

den, die in Proportion von großen zu kleinen Städten, von diesen zum Landvolke, über alle Stände dort gleich vertheilt ist. In Deutschland ist dagegen eine förmliche Klasseneintheilung selbst für die Anregung der Verbrechen zu bemerken. Findet man in Frankreich in allen Ständen zu hunderten Verbrechen um Erbschaften, um des Wunsches zu besitzen willen, so fällt dergleichen höchst selten beim Mittelstande oder gar beim Volke in Deutschland vor. Bei diesem ist der Stachel zum Bösen selten etwas anders als die schrecklichste Noth oder die gewöhnliche Brutalität der in Trunk und Ausschweifung verfallenen niedrigsten Klassen. Bei allen andern Ständen kommen dort nur selten Verbrechen vor, denn sind sie auch zuweilen barbarisch durch ihren Erfolg, wie z. B. die an Kaspar Hauser verübte Mißhandlung, so war hier das Verbrechen nicht die Absicht, vielmehr ein schauderhaftes Mittel falsch verstandener Ehre. — Eifersucht der Geschlechter gegen einander thun sich überall kund, aber wiederum gestalten sich die Ausbrüche derselben anders im Norden als im Süden, und Rache, einzig um ihrer selbst willen, ist, je seltner in Frankreich und Deutschland, desto gewisser in Italien, wozu wir auch für diesmal Corsica rechnen müssen, und Spanien zu finden, wo nicht Zeit noch Raum den Unglücklichen, der der Rache zum Opfer verfallen, retten können."

„Leider nur zu wahr," entgegnete Henriquez, und strich die dunkeln Locken von der Stirn. Es war als unterdrücke er einen Seufzer und sichtbar wehmüthig blickte er auf die alte Dame, die von einer fernen Allee heraufkommend sich

ihnen näherte. Im Ganzen ließ sie sich wenig sehen, mischte sich nie in ein Gespräch und zeigte sich überhaupt theilnahmlos.

„So spät noch in der Abendluft, Signora?“ sprach Henriquez besorgt zu ihr eilend.

„Und was wäre zu fürchten, mein Sohn?“ antwortete sie mit hohler Stimme, gleichsam als wolle sie bedeuten, daß sie das Verlöschen ihres nur allzu verlängerten Daseins mehr wünsche als fürchte. Sie entfernte sich und Henriquez gesellte sich wieder zu seinem Gast. Für heute ward Alexis das Hauptthema ihrer Unterhaltung.

„Ich kann nicht leugnen,“ sprach Henriquez, „daß dieser Alexis mich anzog und bliebe mir auch alles stets unerklärlich, so scheint mir gänzliches Verwerfen unmöglich.“

„Nein, gewiß unmöglich,“ wiederholte Raimond; „vielleicht hat niemand das so sicher erfahren als ich. Was ich vor Jahren in Spanien erlebte, wo ich ahnte, zweifelte, wo die Umstände mich zwangen jede Nachforschung zu meiden, dahin hat mich jener Hellsehende gewaltsam zurückgeführt, um mir wider meinen eignen Willen die Wahrheit zu offenbaren.“

„Und wäre eine Aufforderung zur Mittheilung indiskret?“

„Keineswegs,“ entgegnete Raimond nach einigem Nachdenken. „Mehrere zwanzig Jahre, die seitdem verstrichen, haben die Lage der Dinge verändert. So sehr ich um mein eignes Dasein zu retten früher einen dunkeln Schleier über jene Begebenheit ausbreiten mußte, so ruhig mag ich ihn heute lüften.

Eine Reise nach Spanien ward, als ich einige zwanzig Jahre alt war, von mir sowohl zum Vergnügen als zu mehrfacher Bereicherung meiner Kenntnisse unternommen. Jung, heiter, sorglos, genoß ich jede Annehmlichkeit und bedauerte nach junger Leute Art nichts so sehr, als gänzlichen Mangel an außergewöhnlichen Abenteuern, denn was die gewöhnlichen betraf, so versteht es sich von selbst, daß der anmuthige Wink mit dem Fächer, das Zeichen am vergitterten Fenster, der verstohlne Blick hinter der reizenden Mantille mich nicht unempfindlich ließen und daß nächtliche Promenaden mit der Cither meinerseits bereits mitgemacht waren. Ich hatte schon den größten Theil von Spanien durchstrichen, ohne meinen Wunsch befriedigt zu sehen, als ich mich südwärts wendend das reizende Andalusien betrat. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ein Mann von meiner Bildung eine solche Reise nur mit den besten Vorkenntnissen unternimmt, daß sowohl geographische, geschichtliche als geologische Studien mich vorbereitet hatten und dennoch könnte ich nie Worte finden, mein Staunen und Entzücken auszudrücken, als ich mich den Thälern näherte, welche der mittägliche Theil der Sierra Nevada bildet. Mit Enthusiasmus rief ich aus: „Hier ist der glücklichste Punkt des Erdenrundes, der je dem Sterblichen zum Vaterlande verliehen ward.“ Tiefe Thäler, reichlich mit Wasser versehen, werden abwechselnd durch die kühlenden Winde der Schneegebirge erfrischt, durch die Strahlen der afrikanischen Sonne erwärmt; längs dem unscheinbarsten Bache ist die Erdscholle fruchtbar, die dem Landmann zugeführt wird vom reißenden Strome,

der sie dem Berggipfel entreißt. Der Baumwollbaum, die Palme, das Zuckerrohr gedeihen längs der Küste, wo unzählige Pflanzen der heißen Zone eingebürgert sind. Ananas, Kaktus, Bananen schmücken selbst den ärmlichsten Garten. Der Weinstock, der Mandelbaum bekränzen die Abhänge und der erstaunte Beobachter, welcher noch am nämlichen Tage von der heißesten Düne zur eisbedeckten Bergeskuppe gelangen kann, sieht auf dem kurzen Wege den Uebergang gänzlich entgegengesetzter Jahreszeiten*).

Staunend ließ ich den Blick umherschweifen, als ich einen jungen Spanier, gleich mir reisend in dieser ihm fremden Gegend seines Vaterlandes, mein Entzücken theilen sah. In keiner Lage ist man so schnell geneigt sich einem Fremden ohne Vorbereitung zu nähern, als auf Reisen. Wenige Worte lehrten uns, daß nur die Absicht eine schöne Gegend kennen zu lernen uns hierher geführt hatte, welcher Entschluß bei ihm erst auf der Reise gereift war. Beide jung, offen, unbefangen, waren wir bald einig unsere Umschauungen in diesem Elysium so lange vereint fortzusetzen, als unser Wohlbehagen aneinander währen möchte und täglich hatte ich Ursache mich dieser neuen Bekanntschaft mehr zu erfreuen. Also gelangten wir in voller Befriedigung nach Granada. Wären Sie nicht selbst Spanier, dem vielleicht alles in der Wirklichkeit oder doch sattsam durch Beschreibung bekannt ist, ich würde nie enden von dieser Hauptstadt des hier untergegangenen maurischen Königreichs zu reden;

*) Nach Bory de St. Vincent.

von dem Paradiese, welches Abderahman in dieser glücklichen Gegend zu schaffen verstand. Ich schweige jetzt von dem Alhambra, vom Generalise, dem Löwenhof, den Arabesken und was den Wanderer sonst dort fesselt, um die fernere Mittheilung nicht zu unterbrechen.

Indem wir eines Tages kurz vor Sonnenuntergang auf den nächsten Hügeln von Granada umherstreifen, werden wir durch den vereinten Gesang von Frauenstimmen aus unsern Träumen geweckt. Es waren die Nonnen des Klosters der Verkündigung, dessen Gartenmauern sich bis zu dem Fuße des Hügels erstreckten, auf dem wir uns befanden. Sie feierten die Vesper, während das Angelus von allen Thurmglocken die Gläubigen zur Andacht rief. Ohne Bedenken verfolgten wir den sich vom Hügel hinabschlängelnden Fußpfad und traten mit der Menge in die Klosterkirche. Ein vergoldetes Gitter, auf weißen Marmorstufen erhoben, trennte das Kloster, hinter dem Gitter erschallten die Stimmen der Nonnen. Schon war die Kirche nach geendigtem Gottesdienste wieder leer, als wir uns noch nach Gewohnheit der Reisenden darin umschauten. Gleich bei unserm Eintreten erkannte ich, wie schon früher in andern Kirchen, daß wir der Menge nicht unbemerkt als Fremde geblieben waren und keinem Zweifel ist es unterworfen, daß wir, indem der Zufall uns trennte, nicht beide vom Kloster aus gesehen wurden, vielmehr versteckte mich eine Säule, während mein Reisegefährte dem Klostergitter nahe stand. Ich bemerke diesen Umstand als, wie ich glaube, entscheidend für sein Schicksal. Schon begann sich ein Halbdunkel zu ver-

breiten und träumend und sinnend standen wir noch in gleicher Entfernung, als ich nicht minder zu träumen glaubte, da ich, nachdem sich auch die heiligen Schwestern entfernt hatten, eine durch das Gitterthor in die Kirche treten sah. Rasch, ängstlich sich umschauend, schritt sie die Marmorstufen hinab. Folgendes war ihr kurzer Wortwechsel mit meinem Reisegefährten, wie ich später von demselben erfuhr:

„Ein Fremder?"

„Nein, Spanier."

Sie hielt einen Augenblick inne, als habe sie dieses weder vermuthet noch gewünscht, sammelte sich aber schnell und fuhr fort: „Viel Muth?"

„Ich bin Militär," war die Antwort.

Sie schien wiederum stutzig, als ob auch dieses ihr hinderlich sei, sah sich abermals hastig ängstlich um, gleich wie von Gefahr bedroht, entschloß sich dann aber schnell und sagte: „Klopft um Mitternacht leise an die Hinterpforte des Klosters."

„Rechnet auf mein Wort, Schwester."

„Es genügt mir," war die Antwort, mit der sie davoneilte.

„Was konnte sie von ihm begehren? warum ward sie stutzig, daß er Spanier und Militär sei? Sie war ein Frauenzimmer von kaum vierzig Jahren, bei der trotz des Alters und der unvortheilhaften Kleidung und bei den offenbaren Spuren des Grams noch eine gewisse Anmuth zu bemerken war.

Wir besprachen dieses bevorstehende Abenteuer unaus-

gesetzt bis zur bestimmten Stunde, aber wir hafteten an keiner Vermuthung. Ich ahnte Gefahr, fühlte, daß ich sie nicht abwehren könne und begleitete ihn ohne bestimmte Absicht. Es wäre unmöglich unsern aufgeregten Zustand zu schildern. Die Zeit schien uns eine Ewigkeit. Mitternacht schlug, er klopfte am bezeichneten Orte; das Pförtchen wurde geöffnet, sogleich nach seinem Eintritt hinter ihm geschlossen. Offenbar wußte die Nonne den jungen Mann nicht begleitet und leider erfuhr ich nur zu spät, daß meine Vorsicht mich unbemerkt zu machen sein Unglück war. Trotz allen Nachdenkens war es mir später unmöglich genau die Zeit anzugeben, die der junge Militär im Kloster verweilt hatte. Die Besorgniß um ihn ließ mich vielleicht wähnen, die Minuten seien Stunden.

Endlich öffnete die Pforte und schloß sich wie früher augenblicklich und vor mir stand der junge Mann, beladen mit der schweren Bürde eines Leichnams.

„Unglücklicher, was haben Sie gethan?" fuhr ich entsetzt zurück.

„Mein Ehrenwort, das ich auf das Crucifix gab, gehalten."

„Durfte das Ehrenwort Sie zum Mörder machen?"

„Davor möge Gott hüten," erwiderte er, „ich rette mit der Fortschaffung dieses Leichnams ein unglückliches betrognes Weib."

„Fast hatte er mehr versprochen, als er halten konnte, denn im Fortschreiten verließen ihn offenbar seine physischen und moralischen Kräfte und kaum einige hundert Schritte

vom Kloster entfernt mußte er seine unglückselige Bürde in einen Graben hinabsinken lassen. Aufgeregt, entsetzt ob der Gefahr, die uns beiden drohte, zog ich ihn mehr als er ging nach unserer Wohnung. Dort angelangt schien mir sein krankhaftes Aussehen allein Folge von dem, was ihm im Kloster widerfahren sein mußte. Schnell bettete ich ihn auf sein Lager und erfuhr in wenig Worten, daß, nachdem die Nonne ihm von feurigem spanischem Weine geboten, wie es dort üblich ist, sie ihn auf das Kreuz des Heilands schwören ließ ihr beizustehen. So viel es sich in der Eile thun ließ, theilte sie ihm aus ihrer traurigen Lebensgeschichte mit.

Sie war vor mehr als zwanzig Jahren von einem verrätherischen Priester betrogen worden; an ihm sich zu rächen blieb in dieser langen Zeit das einzige Ziel ihrer Gedanken; ihr Beten, Fasten, Kasteien ward, wie sie sich ausdrückte, von allen Heiligen erhört. Nachdem die Strafe zwanzigjähriger Verbannung nach den Philippinischen Inseln getilgt war, kam er unter Mönchskleidern an das Sprachgitter. Sie verstand, daß es nur um des frivolen Vergnügens allein geschah, die arme Kreatur, die er vernichtet hatte, einmal wieder zu sehen, er hatte keine Ahnung davon, daß er seit mehr als zwanzig Jahren der bittersten, wüthendsten Rache verfallen war. In ihre weltliche, von den Zellen entfernte Wohnung hatte sie den Verräther am vorigen Abend aufgenommen und indem sie jetzt den Vorhang ihres Ruhebettes zurückschlug, zeigte sie dem jungen Officier den Leichnam des Priesters, den er fortschaffen solle.

„In abgebrochenen, mühsam vereinten Phrasen theilte

mir der junge Mann dieses Abenteuer mit; doch wie meine Besorgniß schildern, als ich seine Kräfte von Minute zu Minute schwinden sah? — Bevor ich noch zur Ueberlegung gelangte, ob und wie ein Arzt herbeizuschaffen sei, war er unter den heftigsten Convulsionen verschieden.

Wie könnte ich mit Worten die Bestürzung wiedergeben, als ich die doppelte Gefahr erkannte, die so plötzlich von mir ganz unbekannten Personen um mich heraufbeschworen war? — Alle Wahrscheinlichkeit mußte mich als zweifachen Mörder anklagen. Mit Tagesanbruch mußte die in Mönchskleider gehüllte Leiche auf offner Straße, die des jungen Mannes im Gasthofe gefunden werden; möglich, daß mein nächtliches Umherwandeln hinter dem Kloster, des Officiers Aufenthalt in demselben nicht unbelauscht geblieben waren und Inquisition und Kriegsgericht konnten mich auf ewig in ihren eisernen Klauen halten. Kurz war unter solchen Umständen mein von Verzweiflung eingegebener Entschluß. Ich mußte noch vor Tagesanbruch fliehen, wollte ich nicht als schreckliches Opfer fallen, nicht das unglückliche Weib verrathen, ohne die Todten ins Leben zurückrufen zu können. Schnell untersuchte ich des Fremden Brieftasche, um wo möglich etwas näheres über ihn in Erfahrung zu bringen. Daß er Militär war und Joseo hieß war alles, was ich im Laufe des Gesprächs von ihm erfahren hatte; er berührte keine Familienverhältnisse, er nannte keinen Familiennamen. Paß und unbedeutende Briefschaften lehrten mich nicht mehr; beide enthielten nur den Namen Don Joseo, nichts deutete auf Angehörige. Ich nahm die Brieftasche zu mir, die noch

eine schwarze Haarlocke enthielt und erreichte schon nach wenigen Tagen die Küste Frankreichs.

Nie konnte oder wollte ich mir Rechenschaft geben, ob nicht jene unglückliche Nonne mit dem glühenden Wein, den sie dem jungen Manne bot, ihm auf ewig den Mund zum Verrath schließen wollte. Vielleicht war diese Missethat noch nicht Absicht, als sie ihn zum helfenden Werkzeug auserkor; vielleicht glaubte sie sich stärker als sie war, vielleicht, nachdem die Rache einmal vollbracht war, traten alle Entsetzen der Inquisition vor ihren Sinn und sie wußte sich nicht anders zu helfen. Nie habe ich erfahren, ob ich, als ich mich rettete, auch jene Unglückliche rettete."

„Sie haben sie gerettet," sprach mit dumpfer Stimme Henriquez, den Blick auf den Boden geheftet.

„Wie das? — Sie wissen?" fragte Raimond zögernd, nicht wissend wie er es deuten sollte.

„Ich weiß seit Ihrer Mittheilung," erwiderte Henriquez, „daß, wenn die Unglückliche Don Joseo vergiftete, die Nemesis eine größere Rache an ihr ausübte, als sie ahnte, denn er war ihr und des frevelhaften Priesters entfernter, ihr selbst unbekannter Sohn."

„Sie wissen?" —

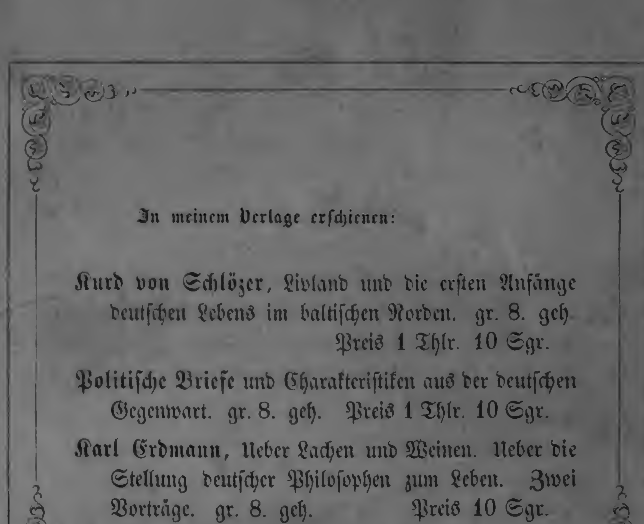
„Daß die Mutter jenes Unglücklichen einen legitimen Sohn bald nachher nach — Frankreich — führte — damit er alles vergessen möchte — wenn möglich." — —

Henriquez sprach letzteres in abgebrochenen Phrasen, mit erstickter Stimme. Sein unstät umherschweifender Blick traf die hochbejahrte Dame, die, wie oft, geisterartig bei bereits

eingetretenem hellen Mondschein durch ferne Alleen wandelte; Raimonds Blick folgte dem seinigen; betroffen erhob er sich vom Sessel, drückte schweigend Henriquez Hand. Er hatte ihn verstanden.

Wieder in eigner Behausung angelangt ging Raimond lange mit verschränkten Armen und heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Armer, armer Joseo!“ rief er aus, zog dann dessen Brieftasche hervor und indem er eine schwarze Haarlocke herausnahm, sprach er zu sich selbst: „Des Geistes inneres Auge sieht weiter, als der schwache Sterbliche begreifen kann.“

Druck von Gustav Schade in Berlin,
Oranienburgerstr. 27.




Princeton University Library
32101 073459826